Stefan Baumeier

Alte und neue Häuser – alte und neue Präsentationskonzepte

Zur Entwicklung des Freilichtmuseums 1998 bis 2005

Die Entwicklung des Westfälischen Freilichtmuseums ist in den letzten Jahren von einer außerordentlichen Dynamik gekennzeichnet. So konnte im Jahre 2000 das gesamte Museumsareal von gut 78 Hektar aus der Erbpacht des Landesverbandes Lippe herausgelöst und vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe erworben werden, einschließlich aller Rechte wie z.B. der Betreibung der Gastronomie und des Jagdrechtes. Weitere Grundstückskäufe ließen das Museum auf über 90 Hektar anwachsen. Diese Zukäufe waren in dreierlei Hinsicht notwendig: Erstens zur Entzerrung der Besucher- und Autoverkehre, zweitens als Distanzflächen gegenüber evtl. zukünftigen Entwicklungen außerhalb des Museums und drittens zur ökologischen Aufwertung der Museumsrandflächen. Durch die Arrondierung wurde es möglich, im Jahr 2004/05 den Eingangsbereich neu zu ordnen, einen 2 km langen Betriebsweg längs der Nord- und Ostflanke des Museums mit einer Brücke über den Mühlenteich in Betrieb zu nehmen und die randlagigen Distanzflächen zum Teil mit Hochwald, zum Teil mit Streuobstwiesen zu bepflanzen. Im Jahre 2001 wurden der neue Hauptparkplatz und ein neuer Überlaufparkplatz in Nutzung genommen, im Jahr 2002 der Neubau des Verwaltungs- und Dokumentationszentrums mit Bibliothek und Sitzungssaal unter Verwendung des sanierten alten „Krummen Hauses". Im Jahre 2000 konnten schon das neue Zentralmagazin mit 5.000 qm Grundfläche im Bereich des ehemaligen Detmolder Flughafens und im Jahre 2003 ein zweites Großmagazin in einer ehemaligen, dreistöckigen Möbelfabrik in der Stadt Detmold in Betrieb gehen.[1]

Zu diesen extrem kostenträchtigen infrastrukturellen Hoch- und Tiefbaumaßnahmen konnten im Berichtsraum zahlreiche Architekturexponate wiedererrichtet und mit z.T. neuen Präsentationskonzepten den Besuchern übergeben werden. Diese Häuser und ihre Darstellungs- und Vermittlungskonzepte werden im Folgenden vorgestellt. Nicht näher eingegangen wird allerdings auf die „Fasanerie", deren Einrichtungskonzept nach Vorarbeiten von Joachim Kleinmanns von Heinrich Stiewe weiterentwickelt und unter dem Schlagwort „Betreten der Baustelle erwünscht" umgesetzt wurde.[2] Ebenfalls unberücksichtigt bleibt das jüdische Wohnhaus aus Ovenhausen/Kreis Höxter, da sich dazu eine umfangreiche Monographie in Druck befindet. Dieses Wohnhaus wurde im Jahre 2000/01 als voluminösestes Großteiltranslozierungspaket in der Geschichte des Museums übernommen und harrt noch der Fertigstellung. Mit seinem Erbauer Bernd Soistmann tritt uns der Sohn des 1783 ermordeten Schutzjuden Soistmann Berend vor Augen, dessen Kriminalfall Annette von Droste-Hülshoff anhand der historischen Akten zu ihrer Novelle „Die Judenbuche" inspirierte. Die Verknüpfung dieser literarischen Quelle zum Zusammenleben von Christen und Juden im Dorfe früher mit den konkreten Biographien der jüdischen Bewohner des Hauses bis zum Holocaust bietet außerordentliche, wenn auch mit besonderer Sensibilität anzugehende Vermittlungsansätze, die im Rahmen eines Workshops 2006 interdisziplinär erarbeitet werden sollen.[3]

Westfalen gehört, mit Ausnahme des Siegerlandes, zum Verbreitungsgebiet des niederdeutschen Hallenhauses. Das Hallenhaus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen und verschiedenen Funktionen dominierte als Bauaufgabe die ländlichen Räume bis in das 19., in manchen Regionen sogar bis in das frühe 20. Jahrhundert. So ist es nur logisch,

dass die Mehrzahl der im Museum wieder errichteten Hauptgebäude in den verschiedenen Siedlungseinheiten Hallenhausvarianten sind.

Das Vorgehen, im Freilichtmuseum die einzelnen „Hauslandschaften" mit Gebäuden zu vertreten, die in besonders prägnanter Weise das Regionaltypische fokussieren, galt in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts als wissenschaftlicher Standard. In einer Zeit geringer Mobilität, in einer Zeit, in der einem großen Bevölkerungsanteil die regionalen Unterschiede noch bewusst waren und man den Wechsel von einer Kulturlandschaft zur anderen noch wahrnahm, trug diese Vorgehensweise des Museums. Die historische Baukultur der westfälischen Teillandschaften zu dokumentieren und zu bewahren ist auch heute noch eine der legitimen Museumsaufgaben. Doch erzeugt die große Zahl von Dielenhäusern im Museum bei einer global eingestellten Jugend, bei Migranten und anderen Neubürgern ein gewisse Langeweile: „Schon wieder ein solches Haus", „das haben wir doch eben schon gesehen", „waren wir hier nicht schon?"

Solche Äußerungen sind Ausdruck der massiven Veränderung unserer Gesellschaft, die ihren Niederschlag in veränderten Interessen und Wahrnehmungsstrukturen der Besucher finden. Auf diesen Wandel hatte das Museum in zweierlei Hinsicht zu reagieren. Zum einen hatte es sich in seiner Aufbaupolitik stärker auf Wohn- und Arbeitsstätten zu konzentrieren, die nicht dem Dielenhaus angehören, zum anderen mussten neue, variantenreiche Präsentations- und Vermittlungsformen entwickelt werden, um dem Besucher andere Erfahrungszugänge zu ermöglichen.

„Das Haus zum Anfassen"

Am Beginn neuer Vermittlungsformen steht das „Haus zum Anfassen". Damit brachen wir 1999 mit einem Grundprinzip unserer Museumsarbeit. Anstelle von „Nicht berühren" fordern wir die Besucher nun auf: „Anfassen erwünscht." Wir unterstützen damit die haptischen Bedürfnisse unserer Gäste, unterstützen den Wunsch, unmittelbar die Struktur und Funktion historischer Objekte am historischen Ort untersuchen und begreifen zu können, Erfahrungen zu sammeln durch Ausprobieren (Abb. 1).[4]



Abb. 1 „Haus zum Anfassen": Kinder probieren das Himmelbett in der Schlafkammer aus

Ausgewählt für dieses Experiment unter der Projektleitung von Gefion Apel wurde das Haupthaus des Osnabrücker Hofes, ein 26 m langes Zweiständer-Hallenhaus von 1609 mit gewaltiger Diele und offener Feuerstelle. Das Haus wurde 1967 als erstes Gebäude des Museums wieder errichtet und besitzt als Originalbaubestand ausschließlich das konstruktive Gerüst. So sind weder historische Putze, Farben oder sonstige Befunde zu schützen, wenn die Besucher nun jede Tür öffnen dürfen, wenn sie in Stall, Keller oder Dachraum klettern können. Problematisch für ein Museum hingegen ist es, wenn man den Besuchern erlaubt, Exponate zu berühren, insbesondere wenn man sie auffordert, in Schränke und Truhen zu schauen, am Esstisch Platz zu nehmen, das Herdeisen mit dem schweren Topf zu verstellen oder neugierig im Keller diverse Vorratsbehälter in die Hand zu nehmen. Der Einsatz von Replikaten hätte hier hilfreich sein können, doch lehrt die Erfahrung, dass das Streichen über eine alte Möbelfläche oder das Herausziehen einer originalen Schublade eine faszinierende, eindrückliche und sinnliche Erfahrung bedeutet und einem Großteil der Museumsbesucher als Wunsch innewohnt. Allerdings, wie verhindert man den Verschleiß und die Beschädigung originaler Artefakte?

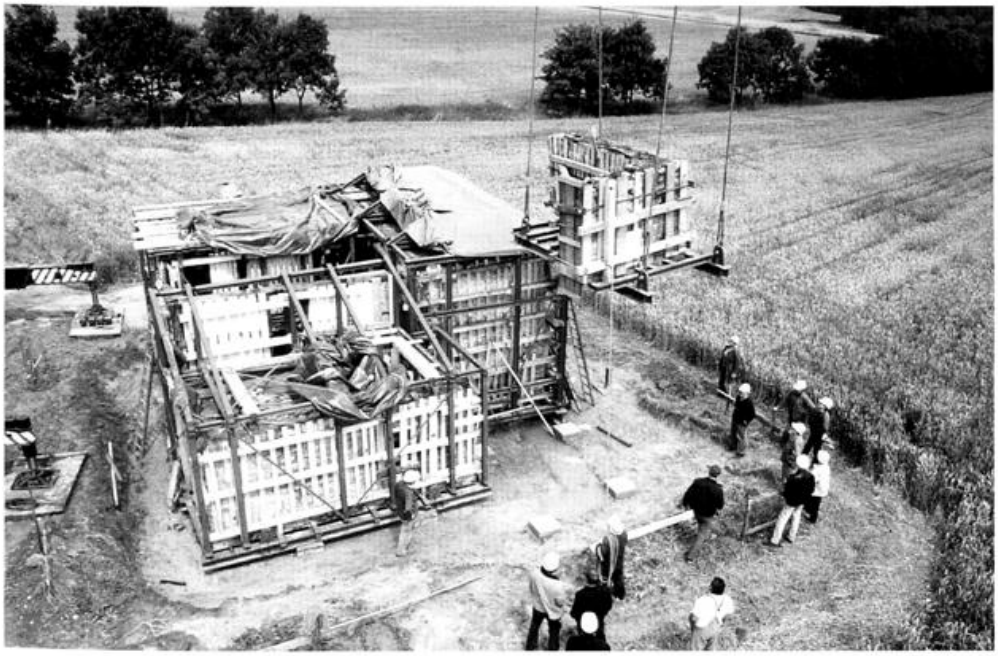


Abb. 2 Translozierung des Tagelöhnerhauses aus Vinsebeck. Aufsetzen der Großteile im Museumsgelände, August 1993

Aus dem ungeheuer umfangreichen Magazinbestand des Museums wurden Stücke ausgewählt, die im Rahmen der Sachgut-Qualifizierung aufgrund ihrer unbekannten Herkunft und fehlenden Dokumentation per se aus der Sammlung hätten entfernt werden müssen.

Zusätzlich wurden für die Besucher weitere Anreize geschaffen, Erfahrungen durch eigenhändiges Handeln zu gewinnen. So können sie etwa schwere Säcke mit der Balkenwaage wiegen, Wäsche kalt mangeln oder die Technik der Mausefalle ausprobieren. Für Rückfragen und Hilfestellungen wurde das Personal sorgfältig geschult. Als besonderes Angebot dürfen die Museumsgäste – wie seinerzeit für die Bewohner des Hauses üblich – Holzschuhe anziehen, um mit ihnen Bewegungsabläufe und Klangbild auf Stein und Holz zu verinnerlichen.

Ein Drehtor am Gebäudeeingang mit einer elektronischen Besucherzählung reguliert den Zugang. Eine Informationstafel animiert, sich auf das Probieren einzulassen mit dem einschränkenden Hinweis, dass diese unmittelbare Erfahrung nur in diesem einen Gebäude des Museums möglich ist.

Die vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten im „Haus zum Anfassen" kommen dem Besucherwunsch nach sinnlichem Erlebnis und aktivem Erfahren entgegen. Das Konzept ist nicht geeignet, das Leben im Hallenhaus und die Mühe des Alltags früherer Jahrhunderte verständlich zu machen. Aber es ist ein Baustein, die Besucher durch Eigeninitiative und Einsatz all seiner Sinnesorgane Detailerfahrungen machen zu lassen. Allerdings werden ihnen allein durch Anfassen kaum weiterreichende Hintergründe und Informationen eröffnet, so dass auf eine begleitende personale Vermittlung nicht verzichtet werden kann.

„Das Haus der Gefühle" – Das Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck

Das verwobene, stark differenzierte Sozialgefüge der Zeit um 1900 sichtbar zu machen, ist Aufgabe des musealen Paderborner Dorfes. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung in den Dörfern des Paderborner Landes gehörten gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits den mittleren und unteren sozialen Schichten an, lediglich 17 Prozent der Landbevölkerung waren Bauern, die über einen eigenen Hof verfügten. 18 Prozent waren Einlieger ohne eigenen Grundbesitz. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren schließlich in manchen Dörfern bis zu 70 Prozent der Hauseigentümer den Unterschichten zuzurechnende Tagelöhner. Diese Bevölkerungsgruppe war zunächst im Paderborner Dorf mit drei Gebäuden vertreten. 1991 eröffnete sich die



Abb. 3 „Haus der Gefühle": Das Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Chance, als viertes Unterschichtenhaus das kleine Tagerlöhnerhaus aus Vinsebeck zu übernehmen. Es wurde im Rahmen einer Großteiltranslozierung in vier Raumblöcken fast unverletzt in das Museum verbracht (Abb. 2-3).

1833 hatte der Tischler und Ackersmann Anton Finke das kleine Haus am Dorfrand auf Gemeindegrund erbaut, um es sofort an den Tagelöhner und Frieslandgänger Franz Weber zu verkaufen. Weber war so arm, dass er sich das Haus über 10 Jahre lang mit einer Untermieterfamilie teilen musste. Als sein Enkel 1872 sein Glück als Stahlarbeiter im Ruhrgebiet suchte, erwarb es der Tagelöhner Johann Peters auf Ratenzahlung. Doch starb dieser nur wenige Jahre später an den Folgen eines Arbeitsunfalls. Dessen Tochter Elisabeth, sein einziges noch lebendes Kind (vier starben als Kleinkinder) heiratete 1890 den 24 Jahre alten Tagelöhner und Ziegler Philipp Glitz. Erst jetzt konnten die Ratenzahlungen von 1872 abgetragen werden. Glitz erweiterte und renovierte das kleine Haus. Um 1900 teilten sich drei Generationen das Gebäude: die Großmutter Peters, das Ehepaar Glitz und seine beiden Töchter Therese und Caroline. Philipp Glitz starb 1907 recht jung im Alter von 40 Jahren, ebenfalls auswärts infolge eines Unfalls während der Saisonarbeit. So lebten nun die beiden Töchter mit ihrer Mutter allein im Haus. Die Mutter verstarb 1938, Therese 1953 und als letzte Bewohnerin starb Caroline Glitz 89-jährig im Jahre 1990. Für größere Investitionen und Renovierungen fehlte ab 1907 die Kraft und somit gab es bis zuletzt weder Bad noch WC, weder Zentralheizung noch Steckdose im Haus. Wenige elektrische Deckenlampen ersetzten seit den 1920er Jahren das Petroleumlicht, seit den 1950er Jahren ein Wasserhahn den Gang zum Brunnen. Das Trockenklo war bis 1990 in Funktion. Einzig der Stubenofen und der kleine Herd im Küchengang brachten etwas Wärme.[5]

Anton Finke erbaute 1833 dieses Fachwerkhaus als kleinstmögliche Form des Dreiständer-Durchgangsdielenhauses auf 45 qm Grundfläche. Links wird die hohe Diele von der Stube und der extrem schmalen Küche begleitet, rechts in der Abseite von einer Kammer und einem Wirtschaftsraum. Um 1905 dürfte die wirtschaftliche Lage des Tagelöhners Philipp Glitz etwas günstiger gewesen sein, denn er ließ das kleine Haus um einen rückwärtigen, zweigeschossigen Bruchsteinanbau mit Keller und Schlafkammer darüber erweitern. Desgleichen ersetzte er die Fachwerkaußenwände der rechten Abseite in Bruchstein und schuf einen Stallanbau, dem ein Trockenklo angesetzt wurde. Da das Haus aufgrund des individuellen Schicksals seiner Bewohner während des 20. Jahrhunderts diesen Zustand quasi unverändert bewahrte, ist „Peiters Haus", wie es im Dorf genannt wurde, ein charakteristischer Zeuge für das Tagelöhnerdasein der Zeit um 1900. Es dokumentiert das Leben vieler Generationen: in seinen Räumen, mit seinen An- und Umbauten, mit seinen Reparaturen, Farben und Tapeten, mit seinen verschlissenen Wänden und Decken und durch vieles mehr. Verbunden mit den Biographien jedes einzelnen Bewohners, fokussiert das Vinsebecker Haus geradezu beispielhaft Lebensweise und Schicksal vieler westfälischer Familien.

Für die meisten heutigen Menschen mag dieses Haus als Vollzugsrahmen für das Leben und Arbeiten einer Familie unwirklich erscheinen. Aber gerade deshalb ist es neben unserem Tagelöhnerhaus aus Rösebeck ein unverzichtbarer Denkanstoß für die Besucher und ein Denkmal für die sogenannte „Kleinen Leute". Mit der Translozierung des

Hauses von Vinsebeck in das Museum begann auch zwangsläufig dessen Musealisierung und es stellte sich die Frage: „Wie sollen wir das Haus präsentieren?“ Um seinen Charakter als Denkmal der „Kleinen Leute“ herauszuheben und um seinen Denkanstoßcharakter zu untermauern, entschlossen wir uns – erstmals im Museum – auf jedwede Rückführung in ältere Zustände, auf jedwede Rekonstruktion und Restaurierung zu verzichten und das Gebäude in seinem letzten Zustand „einzufrieren“ und zu konservieren.

Museale Präsentation umfasst aber mehr als das Gebäude. Also stellte sich die Frage nach seiner Einrichtung, nach dem Interieur. Die Wohn- und Lebensverhältnisse der ländlichen Unterschichten werden im Paderborner Dorf durch drei Gebäude mit klassischen Interieur-Inszenierungen und -Rekonstruktionen nachvollziehbar gemacht. Noch ein weiteres Unterschichtenhaus analog den Forschungen mit Tisch und Stuhl, Bett und Gardine auszustatten, wollte Verfasser sich und den Besuchern nicht zumuten. Wo wäre da der Erkenntniszuwachs?

Die bisherigen Präsentationsformen zu wiederholen erschien dem Museum für das Vinsebecker Haus nicht ausreichend, um aufzuklären, zeitgemäß anzuregen und den heutigen Wahrnehmungsformen zu entsprechen. Um die Menschen und ihre individuelle Geschichte in den Mittelpunkt zu stellen, um ihr Schicksal zu visualisieren, bedurfte es neuer Wege. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich die Idee, die konkrete Bewohner- und Hausgeschichte zu verknüpfen mit generellen Aspekten des Tagelöhnerdaseins sowie generellen menschlichen Wohn- und Lebenserfahrungen. So entschied sich das Museum, dies mit den Mitteln zeitgenössischer Kunst zu tun. Dabei nahmen wir in Kauf, dass wir mit einem solchen Experiment die wissenschaftliche Deutungshoheit ein Stück weit aufgaben.

1998 konnten die Künstler Gabriele Wilpers und Herbert Galle aus Essen für dieses Projekt gewonnen werden (Projektleitung: Stephan Pahs unter Beteiligung von Katharina Schlimgen-Ehmke), deren bisherige künstlerische Arbeiten erfolgversprechende Anknüpfungspunkte für die Absichten des Museums boten. Mit großem Enthusiasmus und hoher Sensibilität setzten sich die Künstler zunächst mit dem harten Tagelöhnerdasein, mit der Bewohner- und Hausgeschichte auseinander, um im Diskurs mit dem Museum ein anregendes Konzept zur Musealisierung des Hauses zu entwickeln und unter dem Titel „Innenleben – Haus der Gefühle“ umzusetzen. „Von den Künstlern wird das Tagelöhnerhaus nicht allein als historisches Objekt gesehen, sondern auch als ein symbolisches Haus von großer Integrationskraft für die Gedanken, die Erinnerungen und Träume des Menschen. Ausgehend von den Biographien der ehemaligen Bewohner und Bewohnerinnen und den Gegenständen, die sie hinterlassen haben, werden in einzelnen Räumen des Hauses mit unterschiedlichen künstlerischen Mitteln Grundbedingungen menschlicher Existenz reflektiert.“[6] Durch den Einsatz unterschiedlicher künstlerischer Mittel,



Abb. 4 „Raum der verrinnenden Zeit“: Künstlerische Installation mit „Habseligkeiten“ der letzten Bewohnerin in der Kammer des Tagelöhnerhauses aus Vinsebeck



Abb. 5 „Raum der verborgenen Gefühle": Installation in der Schlafkammer des Tagelöhnerhauses aus Vinsebeck

von der Collage bis zur Video- und Toninstallation, wird der Gang durch das Haus zu einem spannenden, ungewöhnlichen Erlebnis, das zur Auseinandersetzung provoziert (Abb. 4).

Museum und Künstlern war es wichtig, einen Gegensatz zur stark verklärten, oft als Idylle wahrgenommenen ländlichen Fachwerkhauskultur zu schaffen, ja der Idylle zu misstrauen. So erinnert auf der mit Lehm ausgeschlagene Deele eine Säule von bedruckten Ziegelsteinen an die harte, monotone Arbeit der Frieslandgänger und eine Collage aus Lehm und zerrissenen Fotos an die Feldarbeit der Tagelöhnerinnen auf den Gütern der Umgebung. Die Schlafkammer etwa, die früher nur von den Eheleuten betreten werden durfte, wurde zum „Raum der verborgenen Gefühle". Durch den Raum gespannte weiße Laken mit ausgeätzten Personen erinnern an Geburt und Tod, an Liebe und Lebensträume, versinnbildlichen Intimität und Vergänglichkeit (Abb. 5).[7]

Mit dem „Haus der Gefühle" hat das Museum eine Interpretations- und Präsentationsform gefunden, die es ansonsten in der Freilichtmuseumslandschaft nicht gibt. Für die Museumsbesucher stellt es eine unerwartete Überraschung dar, die Irritationen auslösen kann, auf die dann aber zumeist ein Einlassen und Nachdenken erfolgt. Durch das ungewohnte, das unerwartete visuelle Erlebnis eröffnet sich den Besuchern ein völlig neuer Zugang zu den Museumsobjekten, die gleichzeitig wiederum zur Auseinandersetzung mit eigenem Erleben und eigener Geschichte reizt. Ablehnung, Nachdenklichkeit und Begeisterung halten sich die Waage. Obwohl im Haus nicht ein einziges historisches Möbel steht oder ein Bild an der Wand hängt, ist im Gästebuch zu lesen: „Bei Peiters und Strothen war es ganz ähnlich" und an anderer Stelle „hier bin ich wieder einmal zum Nachdenken gekommen" oder „dieses Haus ist mit meinen Kindheitserinnerungen gefüllt (obwohl ich gerade erst 40 bin), ich erinnere mich an Schwärme von Fliegen in der Küche und viele Menschen auf kleinem Raum, an Herde, die erst umständlich angeheizt werden mussten und an eiskalte Schlafräume im Winter .... und an alles erinnere ich mich und das macht Freude."

Pastor Schafmeister und sein Allagener Pastorat

Die Kirche als herausragendes Gebäude, der Sakralbau im Zentrum des Ortes, war und ist es z. T. auch heute: das unbestrittene geistig-religiöse Kraft- und Trostzentrum für alle Dorfbewohner. Dieser Mittelpunkt fehlt allerdings noch im musealen Paderborner Dorf, da bisher keine für das Museum geeignete Pfarrkirche aus der Zeit vor 1900 im Hochstift Paderborn aufgegeben wurde. Ein Replikat würde den Museumsansprüchen nicht genügen.

Doch kündet seit dem Jahr 2002 das katholische Pastorat aus Allagen von der einst hervorgehobenen, ja einzigartigen Stellung des Pastors in der Dorfgemeinde: durch seine dominante Lage unmittelbar am Kirchplatz, durch seine ungewöhnliche und repräsentative Architektur und durch seine an bürgerlichen Wohnmustern ausgerichtete modische Einrichtung der Zeit um 1900 (Abb. 6).[8]

Der Neubau wurde 1733-38 (d)[9] durch den Patronatsinhaber, das St. Patrokli-Stift zu Soest, veranlasst. Er wurde als hoher, zweistöckiger Fachwerkwohnbau unter steilem, geschiefertem Walmdach errichtet mit streng axialen Fassaden. Von der Mitteltür im Vordergiebel führt ein langer, gerader Weg unmittelbar zu Kirchplatz und Kirche. Wäh-

rend die Vorderansicht bürgerlichen Bauten der Stadt Soest ähnelt, ist die Hoftraufe mit ihrem zentralen zweiten Portal von palaisähnlicher Wirkung. Unterstrichen wird die hervorgehobene Stellung durch gleiche Raumhöhen im Erd- und Obergeschoss, ein Ausweis für den hohen Wohnkomfort im Haus.

Die meisten Pastoren in den ländlichen Gemeinden Westfalens lebten im 18. Jahrhundert in großen niederdeutschen Hallenhäusern, von diesen nur unterschieden durch einen aufwendigeren Wohnbereich. Es waren gerade die großen Stifte und Klöster im Herzogtum Westfalen und im Hochstift Paderborn, die die Sonderstellung ihrer Ortspfarrer durch der lokalen Bautradition fremde, oberschichtliche Wohnsitze herausstellen wollten. Mit dem Mittelflurhaus ist auch die Raumstruktur den aktuellen Wohnmustern des gehobenen Stadtbürgertums entlehnt.

Zur Pfründe des Pfarrers gehörte ein umfangreicher Landbesitz, der schon 1608 mehr als 70 Morgen umfasste: Dazu zählen die Gärten und der Baumhof sowie das Saatland und die Wiesenkämpe, die zu den besten in der Gemeinde gezählt wurden. Ein Teil der Flächen war zunächst gegen Naturalabgaben verpachtet (im Wechsel jährlich Roggen, Gerste, Weizen und Hafer), ein Teil wurde selbst bewirtschaftet. Zur Unterbringung von Vieh und Ernte diente eine separate Scheune auf dem Hofplatz, die 1844 Stallungen für 7 Kühe, 2 Pferde, 4 Schweine sowie Federvieh enthielt. Darüber hinaus gab es in der Scheune eine Knechtekammer sowie ein angegliedertes Brau- und Backhaus. 1851 wurde die Scheune durch einen Neubau ersetzt, der 1965 abgerissen wurde.

Das Pastorat selbst ist ein reines Wohnhaus, in dem neben dem Pastor und seiner Haushälterin auch das weibliche Dienstpersonal wohnte. Es ist in den vorderen zwei Dritteln unterkellert. Das Raumschema des Erdgeschosses wird vom Mittelflur bestimmt. Links sind diesem ein Zimmer sowie das eingeschobene Treppenhaus mit dem Hofflur angeordnet, rechts zwei Zimmer. Am Hausende befinden sich die große Küche mit Kamin und zentralem besteigbarem Schornstein sowie eine Nebenkammer. Dieses Raumschema wiederholt sich im oberen Stockwerk, wobei anstelle der Küche hier zu allen Zeiten die große Studierstube mit Bibliothek und Pfarrarchiv Platz gefunden hat. Vom ansonsten ungegliederten Dachraum ist eine Räucherkammer separiert. 1831 werden drei der Räume im Haus als heizbare Stuben bezeichnet: neben der Gesindestube und der Studierstube auch das Wohnzimmer. 1814/15 (d) wurde an das Haus als besonderer Komfort ein zweistöckiger Aborterker angesetzt, so dass der Pastor aus seinen Wohnräumen im Obergeschoss nicht mehr über den Hof gehen musste. 1834 wurden die beiden Wetterseiten des Hauses verschiefert, 1841 erhielt es die noch heute vorhandenen Fenster. Unterhalten werden musste das Gebäude zunächst von der kirchlichen, später von der weltlichen Gemeinde.



Abb. 6 Pastorat aus Allagen nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Auch wenn die Pastoren zu allen Zeiten über die schlechten baulichen Zustände des Gebäudes lamentieren und Abhilfe verlangen, so ist doch gegenüber den örtlichen Wohnungen ein überaus großer Wohnkomfort zu konstatieren. So wird etwa 1831 reklamiert, im Haus seien nur drei Öfen vorhanden, obwohl in den Pfarrhäusern der Umgebung fünf

Öfen üblich seien. 1875 zeigen sich alle Räume tapeziert und mit verputzten, geweißten Decken. 1866 hatte auch das offene Kaminfeuer ausgedient, der Pfarrer kaufte sich eine Kochmaschine, wohl als erster im Dorf.

Zur Zeit des Kulturkampfes ist die Pfarrstelle für 12 Jahre (1875-1887) verwaist, das Haus wird vermietet, die Bibliothek verschlossen. Im Jahre 1963 entschließt sich die katholische Kirchengemeinde zu einem Neubau, da die veralteten Installationen, das Fehlen einer Zentralheizung und die schiefen Fußböden als unzeitgemäß angesehen werden. So konnte das Museum das Gebäude 1968 nach Detmold transferieren und 1998/2002 wieder errichten. Von seiner Erbauung im Jahre 1733-38 bis zu seinem Abbau 1968 hatte das Haus zwar immer wieder umfangreiche Reparaturen erlebt, aber in seiner Raumstruktur keinerlei Veränderungen erfahren.

In Anlehnung an die topographische Situation in Allagen wurde das Pastorat im Museum auf einer großen Parzelle neben dem Kirchplatz positioniert, von diesem durch einen tiefen Vorgarten abgerückt und mit diesem durch einen langen Privatweg verbunden. Da es in Allagen leicht erhöht über dem Kirchplatz thronte, musste das Gelände im Museum großflächig um 80 cm angehoben werden.

Der Zeitschnitt für das Gebäude und seine Einrichtung ergab sich aus der Präsentationszeit des Paderborner Dorfes: die Zeit um 1900.

Die Zeit um 1900 bedeutet auch eine Orientierung der Pastoren großer Pfarreien an bürgerlichen Einrichtungsmustern. Als Akademiker hatten sie in der Stadt studiert, hatten geistliche Konfratres als Besucher, standen in Kontakt mit den hohen kirchlichen und weltlichen Amtsträgern. Somit steht der bürgerliche Pastorenhaushalt dieser Zeit mit seinen schweren Historismusmöbeln, dunklen Tapeten, Portieren und Teppichen in Kontrast zu den eher gewachsenen, traditionellen Wohnungen der Bauern und Handwerker im Dorf.

„Wie ein katholischer Pfarrer um 1900 wohnte" hätte ein Wirkungsziel der Präsentation sein können. Doch bot sich aufgrund der guten Quellenlage die Chance an, mit der Person des Pastors Joseph Schafmeister einen biographischen Ansatz zu verfolgen und diesen mit den gesellschaftlichen und politischen Umbrüchen sowie Auswirkungen des Kulturkampfes zu verknüpfen.[10]

Im 19. Jahrhundert begann die Entflechtung von Staat und Kirche. Mit der Reichsgründung 1871 nahm die Auseinandersetzung zwischen beiden Institutionen dramatische Formen an, die besonders in den katholischen Gebieten Westfalens und des Rheinlandes mit ungeheurer Schärfe geführt wurde. Die 1875 reichsweit eingeführte Zivilehe, die staatliche Aufsicht über das Schul- und Ausbildungswesen und der Versuch der Gründung einer unabhängigen Reichskirche führten in der katholischen, zumeist antiliberal eingestellten Amtskirche zum massiven Widerstand und förderten ihre Romtreue.

Im Bistum Paderborn wurden 1873/75 die theologischen Konvikte und das Priesterseminar verboten, Bischof Conrad Martin wurde 1875 in Haft genommen. Auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes war jede dritte Pfarrstelle im Bistum Paderborn unbesetzt.

Das Zurückdrängen des politischen Katholizismus, der vom preußischen Staat als reichsfeindlich eingestuft wurde, führte allerdings zu einem Zusammenschluss der katholischen Bevölkerung und zur Herausbildung eines geschlossenen katholischen Milieus. Laien hielten Taufen, Beerdigungen und Andachten ab, das Prozessionswesen als öffentliche Demonstration der Zusammengehörigkeit blühte trotz staatlicher Reglementierungen. Vom Staat berufene Pastore wurden nicht akzeptiert. Von Rom geförderte Kulte wie die Marienfrömmigkeit, die Herz-Jesu-Verehrung oder das Rosenkranzgebet erlebten Hochkonjunktur, entsprechender Wandschmuck war in jedem Haushalt zu finden.

Nach zwölfjähriger Vakanz der Pfarrstelle trat 1887 nach Beendigung des Kulturkampfes Joseph Schafmeister als Pastor seinen Dienst in Allagen an. Schafmeister war 1843 als Bauernsohn in Rimbeck geboren, hatte in Paderborn studiert und wurde 1867 zum Priester geweiht. Eine erste Anstellung fand er in Esbeck. Wenige Monate später wurde er Pfarrverweser in der Diasporagemeinde

Meinerzhagen, eine Stellung, die er wegen des Kulturkampfes bis 1887 innehatte. Mit Allagen erfüllte sich sein Wunsch nach einer großen Gemeinde in einer rein katholischen Gegend. Dort fand er ein reiches Wirkungsfeld. Mit Schafmeister tritt uns ein Seelsorger von tiefer Frömmigkeit und starker Verbundenheit mit seiner Gemeinde entgegen. Wichtig war ihm, wie seine persönlich niedergeschriebene Lebensregel ausweist, die Erziehung der Gemeindemitglieder zu standhaften Christen und zur Herzensbildung. Ihm oblag die Aufsicht über die Schule. Er belebte bestehende und gründete eine Vielzahl neuer Gebetssodalitäten, Familien-, Jünglings- und Frauenvereine, den Arbeiterverein. Mit dem Borromäusverein und seiner Pfarrbibliothek förderte er die Lesekultur im Dorf. Selbstverständlich führte er überall den Vorsitz, sei es im Kirchvorstand oder als Präses in all den Gruppen und Vereinen. Sein besonderes Engagement galt der Jugend; wahrscheinlich wurde ihm für diese Arbeit vom preußischen Staat 1913 der „Rote Adlerorden 4. Klasse" verliehen. Schafmeister galt als außerordentlich bescheiden. Als 1897 der Neubau des Pastorates diskutiert wurde, verzichtete er darauf und begnügte sich mit kleinen Reparaturen. Als Begründung gab er an, dass er der durch den Schul- und Kirchenneubau verschuldeten Gemeinde keine weiteren Lasten aufbürden wolle. Bettler und Hausierer erhielten von ihm eine warme Mahlzeit. Persönliche Geldspenden gingen in die Mission, an die Universität Salzburg sowie in den Kirchenneubau und dessen Ausstattung. Dass er als Amts- und Respektsperson eine Vorbildfunktion innehatte, war ihm bewusst und findet Niederschlag in seiner von ihm streng eingehaltenen Lebensregel. Sie kennzeichnet seine Bescheidenheit, Demut, tiefe Frömmigkeit und sein Pflichtbewusstsein. Er wahrte die Distanz zu den Gemeindemitgliedern und verzichtete, wie er sich selbst aufgegeben hatte, auf „Flitter" und alle unnützen Einladungen und Veranstaltungen.

Für Schafmeister war das Pastorat als privater Lebens- und Rückzugsraum von großer Wichtigkeit, in ihm verbrachte er ein Großteil seiner Zeit. Nur im Pfarrbüro, gleich links



Abb. 7 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Amtszimmer im Erdgeschoss

vom Eingang, trat er in Kontakt zu den Gemeindemitgliedern (Abb. 7). Dort fanden Besprechungen statt, hier war die Anlaufstelle, um Taufen und Hochzeiten zu vereinbaren oder Messen für das Seelenheil Verstorbener zu bestellen. Von hier aus leitete er auch den Neubau der Pfarrkirche (Weihe 1889). Entsprechend finden sich heute im Museum auf seinem Schreibtisch die Baupläne des Regierungs-Baumeisters L. Schüpmann. Ein Foto der abgebrochenen Vorgängerkirche hängt an der Wand des Besprechungszimmers, er überließ es bei seinem Abschied der Gemeinde. Die ultramontane und kulturkampfgestärkte Haltung Schafmeisters unterstreicht der Wandschmuck im Büro u.a. mit der Lithographie „Die Vertheidiger der Rechte der heil. katholischen Kirche in Deutschland", die Papst Pius IX. (Unfehlbarkeitsdogma) und die Zentrumspolitiker Mallinckrodt, Windthorst und die Brüder Reichensberger zeigt. Fotos vom seinerzeitigen Paderborner Bischof Hubertus Teophil Simar und von Papst Pius IX. unterstreichen den Amtsstubencharakter. Ebenfalls noch der Öffentlichkeit zugewandt, rechter Hand vom Eingang, befindet sich das obligate Gästezimmer, das der Pastor vorhalten musste für die Übernachtung von Konfratres oder des Weihbischofs anlässlich der Firmbesuche. Hier steht auch



Abb. 8 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Studierstube des Pfarrers im OG



Abb. 9 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Sekretär in der Studierstube

das „Bischofsbett", wie die Familienüberlieferung es nennt. Im benachbarten, üppig historistisch ausgestatteten Salon wurden solch hohe Gäste empfangen und beköstigt.

Die große Küche am Hausende und eine Wirtschaftskammer daneben waren das Reich von Schaftmeisters Schwester Antonie oder, wie sie liebevoll genannt wurde, Fräulein Toni. In der Küche hatte schon sein Vorgänger, Pastor Hammerstein, wohl als erster im Dorf 1866 eine Kochmaschine aufgestellt.

Das Obergeschoss war Privatbereich. Hier wohnte seine Schwester, in deren Schlafkammer Familienfotos und ein Bild ihres Bruders uns den familiären Hintergrund näher bringen. Das gemeinsame Wohnzimmer wird Schafmeister weitestgehend seiner Schwester für Mußestunden überlassen haben. Er selbst zog sich nach Ausweis seiner persönlichen Hausordnung nach 17 Uhr in seine eigenen Räume, seine Schlafkammer und seine Studierstube, zurück (Abb. 8, 9). Hier arbeitete er am Schreibtisch seine Reden und Predigten unter Zuhilfenahme seiner Bibliothek aus. Hier verrichtete er morgens nach dem Ankleiden und abends auf der Kniebank vor dem Kruzifix seine Gebete. Hier wollte er allein sein zur Muße und Rekreation, hier ruhte er auf der Chaiselongue aus. Hier hat er auch seine Ordensurkunde aufgehängt und die Gratulationsurkunde seiner Mitbrüder zu seinem 50. Priesterjubiläum 1917. Desgleichen ist hier seine Pfeife plaziert, deren Genuss er sich in seinen Arbeits- und Ruhestunden hingab, wie das Foto in „Fräulein Tonis" Kammer verrät.[11]

So galt es für das Pastorat ein Vermittlungskonzept zu finden mit dem biographischen Ansatz in der Person Pastor Schafmeisters (Projektleitung: Gefion Apel und Ralf Nitschke). Es sollten aber auch die lokale Bedeutung und die Lebensweise eines durch den Kulturkampf geprägten Dorfpfarrers unter Berücksichtigung des seinerzeitigen spezifischen katholischen Milieus verdeutlicht und die bürgerlich akademischen Einrichtungsmuster verständlich gemacht werden. Um ein solch komplexes Vermittlungsziel in einem bis ins Detail eingerichteten Haus zu erzielen, wurde als Instrument die persönliche Vermittlung mittels dialogorientierter Führungen gewählt.[12] Nach einem festen, vor dem Haus angegebenen Zeitplan, können die Besucher in Kleingruppen von maximal zehn Personen am Gespräch teilnehmen und ohne hemmende Plexiglasscheiben Raum für Raum ohne Distanz zu den Gegenständen betreten und wahrnehmen. Ausgehend vom Pfarrbüro und endend in der privaten Studierstube begegnet den Besuchern hinter den Objekten die Person Schafmeisters; im Dialog erhalten sie die Möglichkeit, die Wirkungen der Zeit nachzuvollziehen. Der Ausbildungsaufwand für das Führungspersonal ist zwar enorm, wird aber durch das Besucherinteresse belohnt, wie die gut 1.600 Gesprächsführungen mit fast 7.000 Teilnehmern im Jahre



Abb. 10 Armenhaus aus Rinkerode nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

2004 zeigen. Es ist immer wieder erfrischend zu sehen, wie lange Besucher geduldig auf eine Führung warten oder für eine solche intime Führung das Museum erneut aufsuchen. Ein ansonsten verschlossenes Haus übt seine eigene Imagination aus. Dass der direkte Dialog mit den Besuchern zu weiteren Fragen und damit weiteren Ausbildungsinhalten führt, sei angemerkt.

Das Armenhaus aus Rinkerode

In einer Zeit umfassender staatlicher Wohlfahrtspolitik und der wachsenden Sorge vieler Bürger vor einem Zerreißen des „Sozialen Netzes" ist es für ein Freilichtmuseum opportun, den Blick einmal auf die viel größeren Drangsale und Nöte der Armen vergangener Jahrhunderte zu werfen. Armut war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts keine fest definierte Größe, sondern ein von den Umständen in Zeit und Ort wechselnder Begriff. Grundsätzlich galt als arm, wer seine physische Existenz nicht (mehr) durch eigene Arbeit sichern konnte, sei es wegen Alters, Gebrechlichkeit oder unzureichender Arbeitsmöglichkeiten. Diese Armen waren auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. Getragen von einer christlich begründeten Lebensauffassung wurden unter dem Gebot der Nächstenliebe neben der Direkthilfe von Person zu Person Stiftungen zur Unterstützung der Armen ins Leben gerufen. Zu ihnen gehören auch die Armenhäuser zur Unterbringung bedürftiger Personen.

Armenhäuser waren in Westfalen bis in das ausgehende 19. Jahrhundert ein weit verbreitetes Phänomen und zwar sowohl in der Stadt als auch auf dem „platten Lande". Hierzu zählt auch das im Jahre 2005 im Westfälischen Freilichtmuseum wieder errichtete Armenhaus aus dem Dorf Rinkerode bei Münster (Abb. 10).

Der Herausforderung, auf die große Zahl der besitzlosen Armen und der Armenfürsorge in den vergangenen Jahrhunderten aufmerksam zu machen, haben sich die Freilichtmuseen schon recht früh gestellt. So wurden etwa in dänischen Freilichtmuseen schon früh Armenhäuser wieder errichtet, in Odense 1949 und in Kopenhagen in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. In Deutschland künden seit 1990 und 1994 gleich zwei Armenhäuser im Hohenloher Freilandmuseum von dieser benachteiligten Sozialgruppe, und im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum hielt man das Thema für so bedeutsam, dass man seit 2003 die Replik eines Armenhauses der Öffentlichkeit präsentiert.

Das Armenhaus aus Rinkerode geht auf eine fromme Stiftung des im Kirchspiel auf Haus Borg ansässigen Adelsgeschlechtes de-

rer von Kerckerinck zur Borg zurück.[13] Diese Familie erwarb 1626 im Dorf Rinkerode den 1601 (d) erbauten „Schlups Kotten" mit Garten und stiftete ihn 1628 als Armenhaus für drei Frauen. Zur finanziellen Unterstützung der Frauen stand ein Kapital von 400 Reichstalern zur Verfügung, von dessen Zinsen jährlich je acht Taler an jede Pfründnerin ausgezahlt wurden. Laut Stiftungsurkunde sollten die Frauen alleinstehend sein, keine Kinder mit in das Armenhaus bringen, möglichst aus dem Kirchspiel stammen und friedfertig im Umgang sein. Sie hatten zum Einzug ein Minimum an Hausrat mitzubringen, so Kleidung, Bettzeug, Wasserkessel und Kochtopf, wie die Urkunde ausdrücklich erwähnt. Dieser Eigenbesitz konnte nicht vererbt werden.

Den Frauen stand im Haus je eine eigene Kammer zur Verfügung. Sie hatten das Haus in Ordnung zu halten, sich selbst zu versorgen durch die Bestellung eines Stück Gartenlandes sowie durch Heimarbeit, wie Spinnen und Nähen. Arbeit außerhalb war ihnen untersagt. Zudem sollten die jüngsten oder kräftigsten unter ihnen die kranken und schwachen Mitbewohnerinnen unterstützen und pflegen. Als Gegenleistung hatten die Frauen sonn- und feiertags während der Heiligen Messe und täglich im Armenhaus für ihre adligen Wohltäter zu beten. Als Verwalter der Stiftung wurden der jeweilige Eigentümer von Haus Borg und der Pfarrer bestimmt.

In strenger Auslegung der Urkunde hatte die Stiftung bis 1906 Bestand. Modifizierungen beschränkten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts auf die Aufnahme einer vierten Frau in das Armenhaus sowie auf Verwaltungsfragen. Der dynamische wirtschaftliche Aufschwung im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts und durchgreifende staatliche Regelungen zur Armenfürsorge machten das Wohnen im Armenhaus schließlich unattraktiv. 1885 gab es noch drei Pfründnerinnen; 1894 lebte noch eine Frau im Armenhaus. Ab 1906 wurde das Gebäude vermietet; die Stiftung wurde in eine Krankenhausstiftung überführt.

Im Jahre 1823 war das 1601 als Kötterhaus erbaute Armenhaus so desolat, dass es einzustürzen drohte. So entschloss man sich zu einem Neubau unter sorgfältiger Verwendung der Materialien des Altbaues. 1824 begann der Zimmermeister Augustin mit der Zurichtung des Bauholzes, am 22. Juni 1824 wurde Richtfest gefeiert und am 6. November 1825 war das Haus bezugsfertig. Aus dem Baubefund und den Archivalien lässt sich der abgebrochene Altbau als ortsüblicher Dreiständerbau von mindestens vier Fach Tiefe, mit Sparrendach und Dachbalkenlage sowie verbretterten Giebeldreiecken rekonstruieren.[14] Die Außenwände waren mit Backsteinen ausgemauert, die Decken bestanden aus aufgenagelten Brettern. Das Dach zeigte sich zuletzt teils mit Stroh, teils mit Pfannen gedeckt.

Der Neubau ist ein Fachwerk-Ständerbau von sechs Fach Tiefe mit Ständerstreben im Wandgefüge, verhälsten Dachbalken und einem Sparrendach mit verbretterten Giebeldreiecken. Durch seine Raumstruktur ähnelt er kleinstädtischen Vorbildern dieser Zeit. Beidseits eines Mittelflures sind je zwei Kammern angeordnet mit je einer Nebenkammer darüber. Der haushohe Flur führt unmittelbar in die Küche am hinteren Hausende mit ihrem Kamin. Benachbart ist ihr eine Stube, die, wie die Bauakte nachweist, durch einen Plattenofen von der Küche aus beheizt wurde. Ungewöhnlich ist, dass unter der Stube der im Münsterland sonst übliche, halb eingetiefte Keller fehlt, somit die Stube gleiche Höhe wie die Küche hat. Die Außenwände wurden unter Verwendung der alten Backsteine wieder ausgemauert und die drei Wände mit den alten Steinen zur Farbangleichung rot übermalt. Gespart wurde beim Ausbau des Hauses an allem, so dass die Wohnbedingungen für die Frauen extrem spartanisch ausfielen. Auf einen flächendeckenden Innenputz wurde verzichtet, das Holzwerk war schlicht gekälkt, Kammern und Stube zeigten sich unverkleidet mit reiner Bretterdecke. Die Fensterflügel schlugen ohne Rahmen, Futter und Bekleidung in Fälze des konstruktiven Baugefüges. Solch bauliche Bedingungen machten das Haus extrem kalt und zugig und der einzige Ofen im Haus vermochte kaum die Stube bei ihrer Überhöhe ausreichend warm zu halten. Spartanisch fiel auch der Bodenbelag von Küche und Flur aus: ein einfacher Kalkestrich. Die schlichten Brettertüren des Altbaus wurden für die Kam-

mern wieder verwendet, desgleichen die Beschläge des Vorgängerbaus für die Fenster, die aus Kostengründen ungewöhnlicherweise nur als große Einflügel getischlert wurden.

Den vier Frauen stand als Rückzugsraum je eine Kammer von ca. 7,5 Quadratmetern zur Verfügung mit einer Nebenkammer darüber. Doch bleibt uns die Nutzung der Nebenkammer unbekannt. Letztere war jeweils nur durch eine kleine Luke in der Kammerdecke mittels einer steilen Leiter zu begehen, und man kann sich kaum vorstellen, wie die alten und gebrechlichen Pfründnerinnen einen solchen Aufstieg bewerkstelligt haben mögen.

Die unzureichende Wärmeerhaltung im Haus ist früh erkannt worden. 1830 erhielten die Bretterdecken von Kammern und Stuben einen Deckenputz. 1848 wollte man auch den Bewohnerinnen den Leiteraufstieg durch die Deckenluke in die Oberkammern nicht mehr zumuten. Zur besseren Erreichbarkeit dieser Räume erhielt der Flur eine Zwischendecke und in die Küche wurde eine Geschosstreppe eingebaut. Vier neue Türen ermöglichten nun einen bequemen Zugang in die Obergeschosskammern.

Über die Bewohnerinnen und ihr Leben im Haus ist nur wenig überliefert. Die Pfründnerinnen hatten, sofern sie sich wohl verhielten und die Bedingungen der eingangs erläuterten Stifterurkunde beachteten, ein lebenslanges Wohnrecht im Haus. 38 Frauen sind uns aus dem 18. und 19. Jahrhundert namentlich bekannt, wobei die Informationen zu den Bewohnerinnen des 19. Jahrhunderts besser dokumentiert sind. Von elfen wissen wir, dass sie beim Einzug Witwen waren; die übrigen (27) waren offenbar ledig. Das Einzugsalter schwankte zwischen 54 und 72 Jahren, das Todesalter zwischen 56 und 85 Jahren. Jünger war nur die 1753 geborene Catharina Elisabeth Kuhlmann, die im Alter von 35 Jahren als Pfründnerin aufgenommen wurde und im Alter von 72 Jahren verstarb. Ein Sonderfall ist Catharina Elisabeth Schmitz, die 1842 als geistig behinderte Tagelöhnerin 14-jährig ihre Kammer bezog. Sie war das vierte Kind einer ständig aus der Almosenkasse unterstützten Zimmermannsfamilie. Nachdem zunächst ihre Mutter 1 1/2 Jahre bis zu ihrem Tod im Armenhaus untergebracht war, wurde der Weg frei für Catharina, die nach 15-jährigem Aufenthalt mit 30 Jahren verstarb. Die familiäre Herkunft der Pfründnerinnen und deren Familienverhältnisse wurden, soweit möglich, recherchiert. Die Witwen entstammen Bauern-, Kötter-, Tagelöhner- und Handwerkerfamilien (Zimmermann, Müller, Bäcker).[15]

Zwei überlieferte Versteigerungsprotokolle von Nachlässen werfen ein Schlaglicht auf den kargen Besitz der Pfründnerinnen. Demnach scheint jede der Frauen analog der Stifterurkunde einen eigenen Kochtopf und einen eigenen Wasserkessel besessen zu haben. Ob sie jedoch für sich einzeln, gemeinschaftlich oder reihum für alle gekocht haben, muss offen bleiben. Ein im Versteigerungsprotokoll aufgeführtes Beil deutet an, dass das Brennholz von den Frauen selbst gespaltet werden musste. Hechel, Spinnrad und Haspel können als Indiz für die Flachsverarbeitung als Lohnarbeit im Hause gelten. Zur Ernährung und Nahrungsvorsorge liefern die Quellen ebenfalls nur Splitter: Im 17. Jahrhundert erhielten die Frauen nachweislich zwei Roggenbrote und zwei Stück Speck in der Woche vom adeligen Haus Borg, im Hungerjahr 1817 ein Roggendeputat. Ansonsten scheinen der Garten hinter dem Haus, die bescheidenen Geldzahlungen und die geringen Erlöse aus Lohnarbeit (Spinnen) die Hauptbasis der kärglichen Nahrungsbeschaffung gebildet zu haben. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte auch der Genuss des Kaffeetrinkens die Frauen im Armenhaus erreicht. Die Witwe Thier hinterließ 1840 eine Kaffeemühle, die Witwe Fork 1841 daneben einen kupfernen Kaffeekessel. Man ist allerdings geneigt anzunehmen, dass mit diesen Utensilien nicht der teure Bohnenkaffee zubereitet wurde, sondern der seinerzeit weit verbreitete Zichorienkaffee. Zur Hausarbeit und Nahrungsversorgung, zur Garten- und Lohnarbeit und neben der sicherlich beschwerlichen Pflege der gebrechlichen und kranken Pfründnerinnen war der Tagesablauf durch die pflichtgemäße Verrichtung der Gebete für die Stifterfamilie strukturiert: durch den täglichen Besuch der Heiligen Messe, durch das Niederknien und andächtige

Landesbibliothek Detmold

Beten von Vaterunser und Ave Maria beim Angelusläuten.

Als das Rinkeroder Haus dem Museum angeboten und 1966 abgebaut wurde, galt es als Handwerkerhaus. Dementsprechend gab es Überlegungen, es im Museum als Wohnhaus einer Mühle zuzuordnen. 1970 sollte es dann als Mitarbeiterhaus an einer der Außenkanten des Museums fungieren – außen alt, innen modern durchgebaut –, um auf diese Weise eine gewisse Sicherung des Museumsareals vor unbefugtem Betreten zu gewährleisten. Zum Glück wurden diese aus heutiger Sicht fragwürdigen Gedanken nicht realisiert. Ein 1982 in Auftrag gegebener Werkvertrag machte die spannende Geschichte des Hauses und seiner Bewohner überdeutlich, so dass wir uns für einen Wiederaufbau als Armenhaus entschieden.[16]

Wo jedoch sollte das Gebäude stehen? Der einstige Standort erforderte eine Randlage in einem Kirchdorf. Die drei Dorfsiedlungen des Museums – aus dem Hochstift Paderborn, aus dem Sauerland und aus dem Siegerland – schieden wegen völlig anders gelagerter Sozialstruktur und Baukultur aus. So entschieden wir uns, es der Herkunftslandschaft und damit dem Innermünsterländer Gräftenhof zuzuordnen und es in dessen Nachbarschaft – an Stelle eines vorgesehenen Heuerlingshauses – zu errichten.

Als Zeitschnitt für die Restaurierung wurde das Baujahr 1824/1825 gewählt, um möglichst zeitnah an die Darstellungszeit des benachbarten Gräftenhofes zu kommen, der die Zeit um 1800 repräsentiert.

Für die Einrichtung des Hauses gab es von vornherein vier Prämissen:

Erstens hatte die Präsentation darauf Rücksicht zu nehmen, dass auf Personal im Haus wegen der aktuellen Finanzlage des Museums zu verzichten sei.

Zweitens kam eine durchgehende Interieur-Rekonstruktion nicht in Frage, da zum einen kein einziges Inventarstück aus irgendeinem westfälischen Armenhaus existiert und zum anderen offenere, neue Vermittlungswege beschritten werden sollten.

Drittens wurde ausgeschlossen, die Wände des Hauses als Informationsträger zu benutzen, da eine solche Lösung das Architekturexponat zur Ausstellungshülle degradiert hätte.

Letztendlich stand viertens nur ein recht schmales Budget zur Verfügung, das aufwendige Multimediaproduktionen und dergleichen nicht zuließ.

Unter diesen Vorgaben mussten Wege gefunden werden, dem Besucher etwas Neues, im Museum nicht Vorhandenes anzubieten, um ihn zur Auseinandersetzung mit dem Thema Armut der Frauen in vergangenen Jahrhunderten zu motivieren.

Entscheidend für die Präsentation sollte sein, dass eine interaktive, individuelle Ansprache des einzelnen Besuchers möglich wird. Auf die Fragen, die an die Geschichte gestellt werden, sollten flexible Antworten gegeben werden: auf visuellem Weg, durch Klanginstallationen und andere, z. B. auch mechanische interaktive Lösungen.

Unter der Projektleitung von Kirsten Bernhardt wurden erstmals im Museum für eine Einrichtungspräsentation im Vorfeld die Besucher einbezogen, um deren Wünsche und Interessen zum Themenrahmen berücksichtigen zu können. Eruiert werden sollte, welche Fragen die Besucher zur Sozial- und Armenfürsorge früher und heute haben, was sie am Armenhaus und ihren Bewohnerinnen besonders interessiert. Auch wurden Präferenzen zu bestimmten Vermittlungsformen angesprochen, seien es nun als Text, Film oder symbolisch aufgeladene Installationen.

Wie zu erwarten, standen für die Besucher der Stifter und die Bewohnerinnen im Vordergrund der Neugier: die Stifterurkunde, das Leben im Armenhaus (Versorgung, Tageslauf, Einrichtung) und konkrete Biografien: wer kommt auf welche Weise ins Armenhaus, was verbirgt sich hinter den Schicksalen? Im Ausgleich zwischen wissenschaftlichem Vermittlungs- und Besucherinteresse wurden sieben Grundthemen erarbeitet, je Raum eines. Vor dem Haus stehen drei Stelen mit Abbildungen für die Pfründnerinnen, die Stifter und den Pfarrer als Verwalter, die mit kurzen Texten auf das Thema neugierig machen. Ein Stakkato von unter die Decke des Hausflurs in dichter Reihung gehängten Stoffbahnen nennt die Schlagworte der Aufnahmebedingungen (Abb. 11). Ein Raum ist angefüllt mit den Namen und Le-



Abb. 11 Abgehängte Stoffbahnen im Flur des Armenhauses nennen die seinerzeitigen Aufnahmebedingungen

bensdaten der Pfründnerinnen, ein zweiter greift mit einer interaktiven Installation zwei Einzelschicksale auf. Die dritte Kammer visualisiert Kargheit und Beengtheit des Wohnens mittels abstrakter, schwarzer Möbelkörper und die vierte Kammer ist dem Besitz gewidmet. Eine spiegelbildliche Inszenierung in der Küche kontrastiert die Ernährungssituation von Pfründnerinnen und Stifterfamilie (Abb. 12). Letztendlich steht in der Stube der religiöse Hintergrund der Stiftung im Zentrum, untermalt von den seinerzeit zu verrichtenden Gebeten.[17]

Die Trafoturmstation aus Niedermarsberg

Auf der Grundlage eines vierjährigen, interdisziplinär angelegten Forschungsprojektes zur „Kultur und Lebensweise der Landbevölkerung im Sauerland", an der mehr als 30 Wissenschaftler beteiligt waren, wurde 1993



Abb. 12 Spiegelbildliche Inszenierung in der Küche des Armenhauses: Die kärgliche Nahrung der Pfründnerinnen auf dem Tisch wird kontrastiert durch die Abbildung der üppigen Speisen der Stifterfamilie auf dem von der Decke herabhängenden zweiten Tisch

das Konzept zum Aufbau eines Sauerländer Kleindorfes erarbeitet.[18] Als Zeitschnitt für diese Siedlung wurden die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts gewählt. Dokumentiert das museale Paderborner Dorf des Museums die Zeit um 1900, so bot sich nun für das Sauerlanddorf mit den 20er Jahren des 20. Jahrhundert die Chance, den inzwischen weitervollzogenen sozialen und technischen Wandel auf dem Lande nachzuzeichnen: die Anpassung der Altbauten an neue Wirtschafts- und Wohnformen genauso wie die auf das Land drängenden neuen Baumaterialien und Wohnhäuser nach städtischen Vorbildern. 1997 konnte ein erster Teilabschnitt des Sauerländer Dorfes mit insgesamt 6 Gebäuden der Öffentlichkeit übergeben werden.

Eine wesentliche Errungenschaft der 1920er Jahre stellt die flächendeckende Elektrifizierung des ländlichen Raumes dar, die nun auch die kleinen und kleinsten Siedlungen erreicht. Die Folge war eine tiefgreifende Veränderung des Familienlebens auf der einen und eine gewaltige Erleichterung der Arbeit und damit höhere Produktivität auf der anderen Seite. Von daher war es ein zwingender Aspekt des Konzeptes, die Elektrifizierung des Dorfes nicht nur durch die Elektroinstallationen in den einzelnen Häusern, son-



Abb. 13 Trafostation aus Niedermarsberg im Sauerländer Dorf des Freilichtmuseums



Abb. 14 Strom für das Sauerländer Dorf: Rekonstruierte Freileitung im Freilichtmuseum

dern auch durch die Heranführung des Stromes mittels Freileitungen und der obligatorischen Trafostation im Dorfbild sichtbar zu machen (Abb. 13, 14).

Transformatoren wurden mit Beginn der Elektrifizierung auf dem Lande als Turmstationen von 7 bis 10 m Höhe zumeist auf quadratischem Grundriss von etwa 2,5 x 2,5 m errichtet. Wäre die Herkunft einer Trafostation aus dem Großraum Westfalen schon an sich als ein ausreichendes Übernahmekriterium für das Museum anzusehen gewesen, so bestand doch der Ehrgeiz, eine solche in der Region Sauerland zu finden. Unter den 1992 von den Vereinigten Elektrizitätswerken Westfalen (VEW) nicht mehr genutzten Bauten fand sich auch die 5KV Station Niedermarsberg, In der Masch 7. Sie war 1923/24 vom seinerzeitigen örtlichen Energieträger, dem Elektrizitäts-Werk Niedermarsberg, errichtet worden und später dann von der VEW übernommen und auf 10 KV umgerüstet worden. Warum fand gerade dieses Bauwerk unser besonderes Interesse? Zunächst einmal entspricht es in seiner Grundfläche von 2,80 x 2,76 und seiner Höhe von 8,79 regionalem Standard. Darüber hinaus aber imitiert das Gebäude eine Fachwerkstruktur und zwar so detailliert, dass selbst die Köpfe aufgekämmter Dachbalken gezeigt werden. Damit ist der Turm ein markantes Beispiel für den Einfluss der Heimatschutzbewegung auf das Bauen im ländlichen Raum. Eine weitere Untersuchung des Gebäudes ergab, dass das statische Gerüst und damit die Fachwerkstruktur aus Betonfertigteilen vor Ort in Rahmenbauweise aufgestellt worden war. Selbst die Aufschieblinge der Pultdächer des verjüngten Obergeschosses waren aus Beton und mit Kerben für die Dachlattung versehen. Recherchen ergaben, dass dieses Gebäude eine Weiterentwicklung des Trafoturmtyps „Bartels" ist, von dem mit Baudaten zwischen 1919 und 1922 acht Bauwerke ermittelt werden konnten (Abb. 15). Für alle Bauten dieses Typs

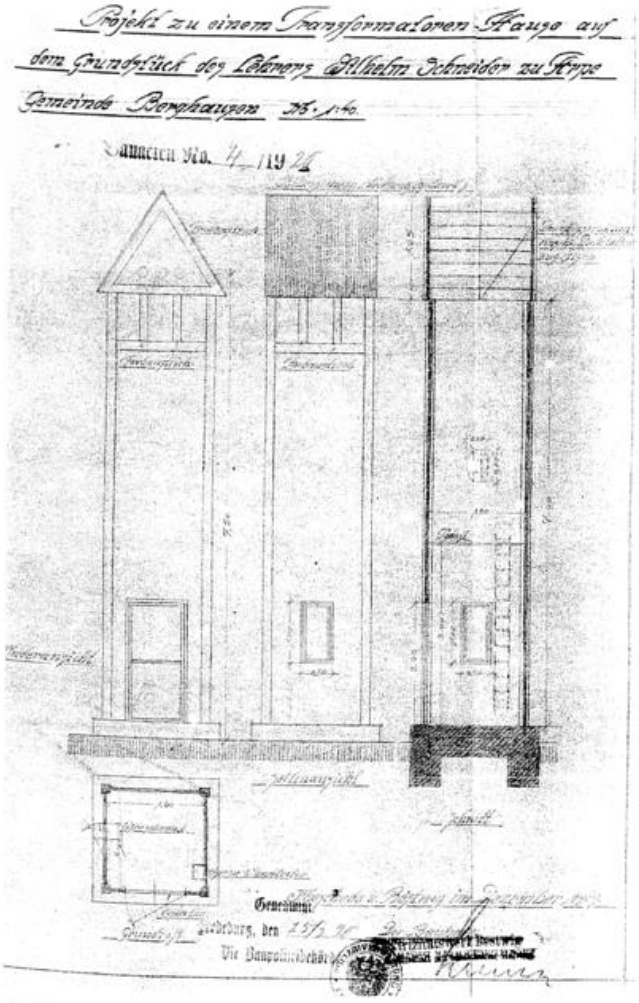


Abb. 15 Trafostation vom „Typ Bartels" in Arpe (Hochsauerlandkreis). Bauzeichnung von 1920. Stadtarchiv Schmallenberg

gilt, dass sich über einem Betonfundament vier eisenarmierte Ecksäulen erheben, deren Zwischenräume mit Zementdielen ausgefüllt sind. Die Dachkonstruktion einschließlich der Dachlatten besteht dort aus Eisen. Die Niedermarsberger Station war seinerzeit durchgehend verputzt und weiß gestrichen. Allerdings bestand bei uns die Vermutung, dass die Fachwerkimitation mit ihren konstruktiven Details ursprünglich farbig gefasst sein musste. Dieses bestätigte sich jedoch nicht, auch die Urfassung erwies sich als monochrom – weißbeige. Die Entscheidung zur Übernahme dieses Baus fiel 1995 nicht schwer: Er stammt aus dem Sauerland, ist Variante eines einst weit verbreiteten Typs, er ist in seiner äußeren Erscheinung mit dem seinerzeitigen Heimatschutzgedanken in Verbindung zu bringen, er ist ein Beispiel für die Verwendung moderner Baustoffe (Beton,



Abb. 16 Remise aus Oberberndorf am alten Standort, 1976. Im Giebeldreieck befindet sich die Jahreszahl 1886

Bimssteinplatten) und er ist ein Beispiel für die Rationalisierung von Arbeit durch das Steckbausystem und die vorgefertigten Bimsbetonplatten.

Als Standort im Museum wurde die Dorfrandlage an einem leichten Hang gewählt, da auch die Niedermarsberger Station am alten Standort in den Hang gebaut stand. 1997 erfolgte die Großteiltranslozierung. Da die Trafostation in Steckbauweise errichtet worden war, konnte der Turm nicht, wie zunächst beabsichtigt, als Ganzes liegend transportiert werden, sondern er musste mittig durchgetrennt werden und in zwei aufrecht stehenden Teilen transloziert werden. Nach seiner Restaurierung 1998 erfolgte die Ausstattung des Dorfes mit hölzernen Masten und Freileitungen bis an die Hausgiebel.

Die Remise aus Oberberndorf

Bei Forschungsfahrten in das Sauerland zur Entwicklung eines musealen Sauerländer Kleindorfes fiel dem Verfasser in den Dörfern des zentralen Hochsauerlandes immer wieder ein markanter Remisentyp mit Datierungen zwischen 1875 und 1910 auf. Diese traufständigen, vier- bis sechszonigen, zweistöckigen Fachwerkbauten unter Satteldach sind durchweg verbrettert. Im Erdgeschoss bilden an der Front zwei bis vier Zonen eine offene Halle, eine weitere Zone ist durch Tore verschlossen (Abb. 16). Das Obergeschoss ist

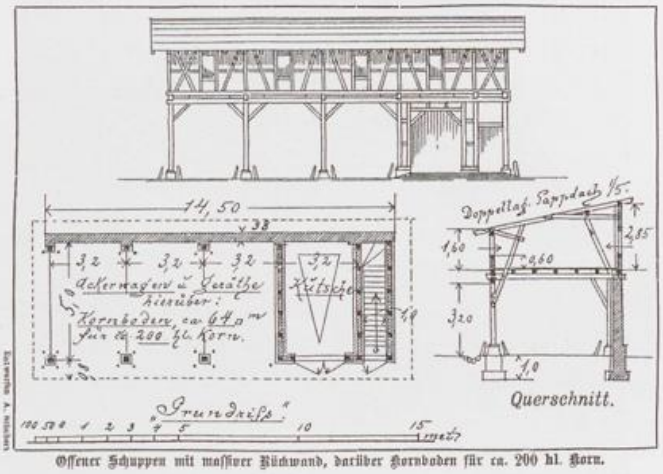


Abb. 17 „Offener Schuppen mit massiver Rückwand, darüber Kornboden": Musterentwurf zu einer Remise nach Alfred Schubert: Des Landmanns Baukunde, 1896



Abb. 18 Remise aus Oberberndorf nach ihrem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Lagerraum, der über eine eingeschobene oder eine Außentreppe am Giebel erreichbar ist. Auffällig ist auch ihre Positionierung innerhalb des Dorfgefüges. Zumeist stehen sie unmittelbar an der Dorfstraße, auf den ersten Blick nicht einer Hofstelle zuzuordnen. Es ist anzunehmen, dass diese deutlich der Öffentlichkeit zugewandte Platzierung auch ihre relativ repräsentative Erscheinung gefördert hat.

Der landwirtschaftliche Baumeister und Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule Höxter in Westfalen, Alfred Schubert, publizierte 1896 diesen Typ, wenn auch in vereinfachter Ausführung (Abb. 17): „Auf jedem Bauernhof sollte sich mindestens ein Schuppen zur Unterbringung der Ackerkarren, Maschinen und Geräte befinden, um diese so vor der Witterung zu schützen. Die Bauart des Schuppens muss eine möglichst einfache und billige sein. Vielfach bringt man über dem Schuppen einen Kornboden an, da das Korn hier von unter her besonders trocken und luftig liegt."[19]

Solche Remisen wurden in der Wohlstandsphase der Landwirtschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts notwendig. Die Weiterentwicklung der Landbautechnik, neue Bewirtschaftungsformen, die Viehzucht, der Kunstdünger und die Abwanderung der ländlichen Arbeitskräfte in die Industrie brachten mit Hilfe der neuentwickelten Maschinen und Geräte umfangreiche Ertragssteigerungen. Der angesprochene Remisentyp bot für Wagen und ersten Maschinen Wetterschutz, zusätzlichen Stallraum und weiteren Speicherraum für Getreide.

1992 hatte das Museum die Chance, eine solche für das 19. Jahrhundert nicht nur im Sauerland typische Remise aus dem Jahr 1886 vom Hof Schulte aus Oberberndorf (Hochsauerlandkreis) zu übernehmen (Abb. 18).[20] Das Dorf Oberberndorf ist unter verschiedenen Gesichtspunkten mit dem musealen Sauerlanddorf vergleichbar. Das Kleindorf bewohnten 1920 75 Einwohner, die sich auf neun Familien mit ihrem Personal aufteilten. Haupterwerbsquelle war die auf sechs Höfen betriebene Land- und Waldwirtschaft. Als weitere Bewohner gab es eine Pferdehändlerfamilie, eine Bergmannsfamilie und eine Anstreicherfamilie. Neun Wohnhäuser standen 24 Nebengebäuden gegenüber.

Der Hof Schulte bewirtschaftete 1924 53,6 Hektar, von denen 27,5 Hektar Acker und 18 Hektar Wald waren. Wie schon zwischen 1773 und 1880 wurden auch 1924 zwei Pferde gehalten, aber anstelle von früher drei bis fünf Schweinen und neun bis elf Rindern jetzt ein Dutzend Schweine und 21 Rinder. Hingegen hatte sich die Schafherde wegen der urbar gemachten Heide- und Hudeflächen einst 30 bis 50 Schafen auf zwölf verringert.

Die Umstellung der Höfe im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auf die Schweine- und

Rinderzucht und der Wechsel vom auf den kargen Böden lange bevorzugten Haferanbau zum Roggen- und Gerstenanbau machte auf dem Hof Schulte den Neubau von Nebengebäuden, zu der auch die Remise gehört, notwendig.[21]

Die 1886 erbaute Fachwerk-Remise gliedert sich im Untergeschoss links in drei zur Vordertraufe offene Zonen zur Aufnahme von Fahrzeugen und Geräten. Rechts anschließend folgen ein schmaler Gang mit einer Tür, der ursprünglich die Treppe zum Obergeschoss enthielt, und ein mit Bruchsteinen gepflasterter Raum, dessen Rück- und seitliche Giebelwand als dicke Bruchsteinmauern aufgeführt sind. Dieser Raum war ursprünglich zur Vordertraufe hin anstelle des heutigen Tores mit einer Fachwerkwand versehen und enthielt den Stall. Nach dem Umbau im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nahm er den Ackerwagen auf, in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts dann das Auto.

Das Obergeschoss umfasst in den linken zwei Dritteln den Kornboden. Hier sind die Wände zusätzlich zur Außenschale 60 cm hoch mit Bimsstein als Widerlager für das Schüttgut verstärkt. Das rechte Drittel nimmt die Sattelkammer ein. Zeitweilig stand in diesem Raum ein Ofen, und, wie die Dorfbewohner sich noch erinnern, reparierten hier hin und wieder Wandersattler das Lederzeug. Seit der Beseitigung der Innentreppe führt am rechten Giebel eine gedeckte Treppenanlage in das Obergeschoss. Die Außenwände des Fachwerks sind, mit Ausnahme der ausgemauerten Sattelkammer, senkrecht verbrettert und auf der Wetterseite, wie das Dach, geschiefert. Hat der Schüttboden eine einfache Fichtenbedielung, zeigt die Decke zwischen Stall und Sattelkammer Wellerhölzer mit Lehmschüttung.

Während Sauerländer Häuser bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ausschließlich aus Eiche abgezimmert wurden, fand hier das preiswertere Fichtenholz Verwendung. Trotz dieser kostengünstigen Bauweise ist dem Gebäude eine gewisse Repräsentativität der Schauseite nicht abzusprechen: Ein dreieckiges verglastes Zwerchhaus mit vergittertem Ziersprossenwerk und der Datierung 1886 überdeckt die Traufmitte, aufwendige, wie für Wohnräume gestaltete Fenster sind vorhanden und das Holzwerk ist unterschiedlich farbig gefasst: das Fachwerk schwarz, die Verbretterung blau-grau, am rechten Giebel sogar mit weiß abgesetzter Stoßlattung, und die zentrale Ladeluke hellgrün.

1992 erfolgte die Versetzung. Bruchstein- und Fachwerkwände sowie wesentliche Bereiche der Decken- und Dachflächen sowie die gedeckte Außentreppe wurden als Großteile transloziert. 1997/98 wurde das Gebäude wieder aufgebaut.

Innerhalb des musealen Dorfes nimmt die Remise eine regionaltypische Lage ein. Eingezwängt zwischen Bachlauf und Dorfstraße und durch die Straße vom Hof getrennt, der noch zu errichten ist, nutzt das Bauwerk eine Restparzelle, die zuvor dem öffentlichen Raum zugeordnet war.

Während die sechs zuvor errichteten Gebäude des musealen Sauerlanddorfes alle dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen, aber die typischen Veränderungen bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts zeigen, so ist die Remise Schulte aus Oberberndorf das erste Gebäude des späten 19. Jahrhunderts in der Siedlung und im Museum überhaupt. Allerdings wartet schon ein großes, zweistöckiges Fachwerk-Wohnhaus von 1877 aus Finnentrop-Fretter auf seinen Wiederaufbau im Sauerländer Dorf.[22]

Die Bedeutung der Remise Schulte aus Oberberndorf für das Museum lässt sich demnach folgendermaßen knapp skizzieren. Sie ist

- das erste Gebäude des Sauerlanddorfes, das dem 19. Jahrhundert entstammt,
- ein markanter Vertreter eines weit verbreiteten Remisentyps,
- ein Bauwerk, das aufgrund der Technisierung der Landwirtschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert in Westfalen aufkam,
- ein Bauwerk, das die Ablösung des Eichenfachwerks zugunsten der preiswerteren Fichte im Sauerland dokumentiert und
- ein Bauwerk, das durch die Nutzung einer einst öffentlichen Restparzelle die verstärkte bauliche Verdichtung der Dörfer erfahrbar macht.

Die Kapellenschule aus Werthenbach

Als großes Desiderat in der Aufbauentwicklung des Freilichtmuseums ist das Siegerländer Dorf zu nennen. Schon die Überlegungen der 50er Jahre zur Gründung des Museums erkannten das Siegerland und das Wittgensteiner Land als unverwechselbaren eigenständigen Kulturraum an und sahen dementsprechend einen siegerländisch-wittgensteinischen Weiler für das Museum vor.[23]

Für eine solche Siedlung wurden zwischen 1957 und 1967 14 historische Gebäude, darunter fünf Wohnhäuser, eine Kapellenschule und eine Wassermühle, konventionell abgebaut und für einen zukünftigen Wiederaufbau eingelagert. Entsprechend der seinerzeitigen Absicht, die Darstellungszeit im Museum mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts enden zu lassen, wurden ausschließlich Gebäude des 17. Jahrhunderts und 18. Jahrhunderts transferiert. 1980 erfolgte dann noch die Übernahme einer Lohgerberei aus Freudenberg mit Haupthaus und einer Trockenscheune des 19. Jahrhunderts.[24]

Das Siegerland, der südlichste Raum Westfalens, war bis 1816 eine selbständige Landesherrschaft der Grafen und späteren Fürsten zu Naussau-Siegen. Mit der Neuordnung durch Napoleon wurde Naussau-Siegen dem Großherzogtum Berg zugeschlagen, um dann 1816 an das Königreich Preußen zu kommen und dessen neuer Provinz Westfalen zugeschlagen zu werden. Während Westfalen dem niederdeutschen Sprach- und Kulturkreis zugehörig ist, ist das Siegerland eine mitteldeutsch geprägte Landschaft – sprachlich eindeutig, in der Baukultur mit gewissem niederdeutschen Einschlag. Von daher ist gerade eine Baugruppe Siegerland im Freilichtmuseum hervorragend dazu geeignet, im Kontrast zum niederdeutschen Hallenhaus und seinen Varianten die benachbarte Ernhauskultur zu visualisieren.[25]

Die Gründe, warum mit dem Bau des Siegerländer Kleindorfes nicht begonnen wurde, sind vielfältig. Teile des Museumsareals waren lange Zeit noch nicht von Fremdnutzung freigeräumt. Die Erschließung des Museums war über viele Jahre nicht abgesichert. Bei den eingelagerten Siegerländer Gebäuden ist der Erhaltungszustand weitaus schlechter als die aus anderen westfälischen Landschaften. Zudem war die Siedlungseinheit in der abseitigsten Lage des Museums geplant. Von daher begann Josef Schepers als erster Direktor im am einfachsten zugänglich zu machenden Museumsbereich, um dort der seinerzeitigen Besuchererwartung entsprechend eindrucksvolle Hofensembles aus dem Westen und Norden Westfalens zu errichten.

Die anfängliche Aufbaugeschwindigkeit resultierte aus dem optimalen Erhaltungszustand der Gebäude und dem Ziel, den Urzustand des Hauses in idealtypischer Form in seinem Fachwerk- und Raumgefüge zu präsentieren.

Diese Geschwindigkeit war vom Verfasser nicht durchzuhalten. Wenn das Haus als Lebensraum individueller Bewohner ernst genommen werden sollte, erforderte jedes Einzelobjekt umfangreiche Voruntersuchungen, detaillierte Analysen und aufwendige Restaurierungen entsprechend der aktuellsten wissenschaftlichen, methodischen und restauratorischen Standards. Für komplette Siedlungseinheiten, geschweige denn ganze Dörfer, waren darüber hinaus erst noch interdisziplinär neue Grundlagen zu schaffen. Zudem mussten die Präsentationsziele neu definiert werden.

Ab 1976 konzentrierte sich der Museumsaufbau auf eine Komplettierung der Einzelhofanlagen und den Bau des größten und für Besucher attraktivsten Ensembles, des Paderborner Dorfes, und ab 1987 auf den Bau des Sauerlandorfes. Diese Arbeit wird auch in den nächsten Jahren alle Kräfte in Anspruch nehmen.

Dass es dann doch zur Errichtung des ersten Gebäudes im zukünftigen Siegerländer Dorf kam, ist kulturpolitisch begründet. Die Siegerländer Bevölkerung brachte kein Verständnis dafür auf, dass sie das Museum zwar mitfinanzierte, aber ihre Kulturlandschaft nach mehr als dreißigjähriger Museumsaufbauarbeit dort für die Besucher noch nicht erfahrbar war. Der Vertreter des Kreises Siegen im Kulturausschuss des Westfalenparlamentes, Herr Vomhof, brachte diese Enttäuschung immer wieder auf die Tagesordnung und damit das Museum in Zugzwang.



Abb. 19 Kapellenschule aus Wertenbach nach ihrem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Wohlwissend, dass in den nächsten Jahren die finanziellen und personellen Ressourcen an anderer Stelle im Museum für Gastronomie, Armenhaus, jüdisches Wohnhaus, Atelierbau und Historismusgebäude im Sauerland verplant waren, entschied sich Verfasser, ein besonders markantes Objekt aus dem Siegerland aufzustellen, ein Objekt, dass im hohen Maße charakteristisch für das Siegerland ist, ein Objekt, das über das bisher im Museum Dargestellte dem Besucher völlig neue Inhalte und Einsichten vermittelt. So fiel die Entscheidung auf die Kapellenschule aus Werthenbach (Abb. 19).

Kapellenschulen können geradezu als ein Markenzeichen des Siegerlandes gedeutet werden, denn nirgendwo in Deutschland sonst ist dieser Bautyp mit seiner bifunktionalen Nutzung so stark verbreitet gewesen, nirgendwo sonst ist diese Wortkombination in der Bevölkerung so fest verankert.

Der Landesherrschaft der Grafschaft Nassau-Siegen lag das Schulwesen immer besonders stark am Herzen. Schon 1536 erließ sie eine Bestimmung zum Schulwesen und im Verlauf des 16. Jahrhunderts gründete sie in ihrem Herrschaftsgebiet sechs Lateinschulen. 1582 folgte eine Schulordnung, nach der an allen Pfarrorten eine „deutsche Schule" eingerichtet werden musste, zu deren Besuch die Kinder der zum Kirchspiel gehörenden Dörfer verpflichtet waren. Es waren reine Winterschulen, die von November bis Mai ihren Unterricht abhielten. Allerdings dürfte der Besuch dieser Schulen von entlegenen Orten aufgrund von Wetter und Entfernung recht unregelmäßig ausgefallen sein. Von daher wurde nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges praktisch in jedem Dorf eine eigene Schule eingerichtet. Da die kleinen Gemeinden sowohl die Baukosten, die Bauunterhaltung und den Lehrer zu bezahlen als auch die Unterrichtsmittel und Brennstoffe zu stellen hatten, wären sie mit einem eigenen Schulgebäude überfordert gewesen. Anstelle eines Neubaus wählte man daher die Mitnutzung der örtlichen Kapelle. Bei Kapellenneubauten im 18. Jahrhundert schuf man vornherein einen separaten Unterrichtsraum, entweder durch eine Querwand in der Kapelle oder mittels einer Zwischendecke für die Schule im Obergeschoss. Für 1834 sind 78 solcher Kapellenschulen im Siegerland nachzuweisen.[26] Heute existieren noch ganze 17, von denen die allermeisten aber keine kirchliche Funktion mehr haben, sondern als Wohnhaus, Heimatstube oder Dorfgemeinschaftshaus umgewidmet sind.

Das Dorf Werthenbach, im Tal der Werthe, einem Nebenfluss der Sieg, gelegen, war bis zum 20. Jahrhundert von der Landwirtschaft geprägt. 1815 lebten 174 Dorfbewohner in 23 Häusern und bewirtschafteten für Ackerbau und Viehzucht gerade einmal 274 Morgen Ackerland und 141 Morgen Wiesen. Dafür aber bearbeiteten sie 1138 Morgen Hauberg zur Holzgewinnung für die Köhlerei und 558 Morgen Hochwald zur Gewinnung von Eichenrinde für die Lohgerbereien. Der Bedeutungsverlust der Holzkohle für die Eisenindustrie ab den 1860er Jahren brachte dem Dorf eine wirtschaftliche Depression. 1905 war es von Abwanderung bedroht und zählte 164 Einwohner. Hauberge wurden in Fichtenpflanzungen umgewandelt.[27] Der Bau der Eisenbahn im ersten Weltkrieg, die Ansiedlung eines metallverarbeitenden Betriebes 1922 und der Anschluss an die Stromversorgung im selben Jahr führten zu einem Aufschwung.

Werthenbach gehört innerhalb des Siegerlandes zum so genannten „Johannsland", einem Landstrich, der durch die Rekatholisierungsbestrebungen des Grafen Johann VIII. im 2. Viertel des 17. Jahrhunderts wieder katholisch wurde und seinem Glauben inmitten einer reformierten Bevölkerung treu blieb.

Der Bau der Kapelle erfolgte 1737 (d), wohl als Ersatz für eine ältere, den Heiligen Genoveva und Maria Magdalena gewidmete Filialkapelle. Ob dieser Vorgängerbau allerdings schon für Schulzwecke mitgenutzt wurde, konnte bisher nicht ermittelt werden. Auch liegen keine Notizen zum Schulwesen und zur Kapelle aus dem 18. Jahrhundert vor. Hingegen gibt es ab dem frühen 19. Jahrhundert eine hervorragende Quellenlage, die Jürgen Roth im Auftrag des Westfälischen Freilichtmuseums 1984 zusammengetragen hat und auf die hier punktuell eingegangen wird.[28]

Die Kapelle war geistiger Mittelpunkt des Dorfes. Zu ihr wurde am 22. Juli, dem Patronatstag von Maria Magdalena, eine Heilige Messe gelesen. Für Hochzeiten, Taufen, Kinderkommunion und Beerdigungen musste man aber nach wie vor zur Pfarrkirche nach Irmgardeichen. Im gesamten 19. Jahrhundert besuchten durchschnittlich 34 Kinder zwischen 6 und 14 Jahren die Schule, in der entsprechend landesherrlichem Edikt von 1780 ganzjährig unterrichtet wurde.

Über die Lerninhalte kann man angesichts der Ergebnisse der PISA-Studie heute nur staunen. Bei seiner Entlassung sollte das Kind, wie die Schulordnung von 1845 bestimmt, geläufig lesen, schreiben und rechnen können, den Sinn eines Lesestückes darstellen können, Sprachgefühl entwickelt haben, Gedanken klar formulieren können, die Heilige Schrift kennen und wiedergeben können. Weiter standen auf dem Unterrichtsprogramm Geographie und vaterländische Geschichte. Später kamen noch Turnen für die Jungen und Handarbeit für die Mädchen hinzu.

Die Lehrer sind uns ab 1810 bekannt, als von der Schulaufsicht der örtliche Gastwirt als Lehrer durch einen Ortsfremden ersetzt wird. Der Lehrer hatte neben dem Unterricht die Kapelle in Ordnung zu halten, anfallende Küsterdienste zu verrichten und die Sonntagnachmittagsandachten in der Kapelle abzuhalten. Neben ein paar Talern Jahresgehalt bestand seine Hauptentlohnung im Kostumgang, d.h. reihum musste jede Familie im Dorf den Lehrer zum Abendessen einladen. Diese Versorgungsart wurde zwar 1817 durch ein preußisches Edikt moniert und eine angemessene Bezahlung durch die Gemeinde verlangt, aber in Werthenbach hat sich der Kostumgang noch bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Ortsfremde Lehrer hatten es in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts besonders schwer. Die Bevölkerung stand ihnen ablehnend gegenüber. Sie waren Misshandlungen übelster Art ausgesetzt, und manchmal wurde ihnen jahrelang der Lohn vorenthalten, der dann nur über eine Zivilklage eingelöst werden konnte. Die fehlende Finanzkraft der Gemeinde auf der einen, der Kostumgang auf der anderen Seite, der Einblicke in die Privatverhältnisse der Dorfbewohner ermöglichte, mögen hierzu massiv beigetragen haben. Ruhe kehrte erst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts im Dorf ein, als zum Gemeindeanteil ein Großteil des Lehrergehaltes aus einem Staatsfond bezahlt wurde.

Schule wurde ab 1737 im hinteren Teil der Kapelle, einem separaten Raum unter

der Empore, gehalten. 1816 (d) errichtete man dann am Rückgiebel der Kapelle einen eigenen Anbau für die Schule, der allerdings nur von der Kapelle aus zugänglich ist. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt die Schule als zu klein, zu niedrig und zu dumpf, sie widersprach den gesundheitlichen und hygienischen Verhältnissen. Mit dem Bezug einer neuen massiven Dorfschule im Jahre 1900 blühte die Kapellennutzung auf. Wöchentlich wurden bestellte Messen gelesen, für die der Pfarrer aus Irmgardeichen den 2,2 km langen Weg zu Fuß herüberkam. Die Frauen saßen vorn in den Bänken, die Männer standen hinten. 1928 wurde die Kapelle sogar durch Beseitigung der Trennwand um den Schulraum vergrößert. Damals sprachen die Werthenbacher über ihre Kapelle in der Schulchronik noch mit Stolz: „Die Kapelle bietet in ihrem Äußeren und Inneren ein recht ansehnliches Bild und kann als eine der schönsten Fachwerkkapellen des Siegerlandes bezeichnet werden". Sie hatte 1928 neue Bänke und 1930 ein neues Harmonium erhalten.

Doch 1959 kam das Aus für die Kapelle. Auf Betreiben des Kapellenvereins wurde für die auf 500 Personen angewachsene Gemeinde eine größere gebaut und eingeweiht. 1962 wurde das gerade gegründete Freilichtmuseum auf das Bauwerk aufmerksam gemacht. Innerhalb von vier Wochen erfolgte der Gemeinderatsbeschluss zur Abgabe. Da das Museum den Abbau nicht unverzüglich vornehmen konnte, erhielt es 1965 vom Direktor der Amtsverwaltung Netphen einen Brief, der uns den inzwischen erfolgten Bewusstseinswandel der Gesellschaft, das Kultur- und Geschichtsunverständnis der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, drastisch vor Augen führt: „Die Gemeinde Werthenbach ist nicht mehr bereit, das alte Gebäude noch weiter im Ort stehen zu lassen (...) und begründet ihre Haltung damit, dass die Kapelle immer mehr verfällt und (...) das Dorf verschandelt (...) Ich halte es sogar für erforderlich, dass Sie sich die Kapelle noch einmal ansehen, ob sich der Abbruch des Gebäudes (...) überhaupt noch lohnt."

In einem zweiten Brief heißt es „Unterzeichneter als Vorsitzender des Kapellenvereins ist vom Altertumswert dieser Kapelle (...) überzeugt, steht aber in dieser Überzeugung so ziemlich in der Bevölkerung allein". Bei dieser Haltung vor Ort nimmt es nicht wunder, dass zwischen 1959 und 1962 das gesamte Kapelleninventar, mit Ausnahme der Glocke, verschwand. So soll der Barockaltar mit dem Gemälde der Heiligen Maria Magdalena an Wanderhändler verkauft worden sein. Diese negative Einstellung ist heute wieder ins Positive umgeschlagen. Die Detailforschungen des Museums vor Ort, das Richtfest und dann 2001 die Einweihung wurde unter großer Hilfe und Anteilnahme durch die Dorf- und Regionalbevölkerung gestützt. Manches verlorene Ausstattungsstück, so die 14 Kreuzwegstationen aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts und die Figuren der Patroninnen sowie zwei weiterer Heiligen der Zeit um 1900, konnte zurückgeführt werden. Wie 1928 ist die Bevölkerung von Werthenbach, ja des ganzen Siegerlandes, nun stolz auf ihre Kapellenschule im Museum.

Die Werthenbacher Kapellenschule gehört mit ihren Ausmaßen von 9,80 m Länge und gut 6 m Breite sowie 8,20 m Höhe (ohne Dachreiter) schon zu den großen Bauwerken ihrer Art im Siegerland.[29] Während Schieferdach und Dachreiter mit Glocke einen Großteil der Siegerländer Kapellenschulen zieren, ist der vierseitige (4/4) Chorschluss eine Ausnahme, die selbst unter den 400 nachgewiesenen hessischen Fachwerkkirchen und Kapellen nur zweimal überliefert ist (Unter-Seibertenroth und Quotshausen).[30] Den drei Paaren außerordentlich kräftiger Bundständer und den drei Chorständern – im Siegerland früher als „Pfosten" bzw. „Säulen" bezeichnet – sind in halber Höhe mächtige profilierte Längsriegel zwischengespannt. Die Wandpartien unterhalb und oberhalb dieser kräftigen Riegel sind einfach verriegelt, und hier greifen die Strebenfiguren – in der Kombination von Fußstrebe mit Fußband – an die Ständer. Im Innern unterstützt ein mächtiger Unterzug die dichte Balkenlage mit ihrer Wellerholz-Lehmfüllung. In der Kapelle ist das hintere Drittel zweigeschossig angelegt, unten mit dem Schulraum, darüber mit einer seit 1816 zur Kapelle hin offenen Empore. In dieser Trennwand wird der mächtige Mittellängsunterzug durch eine abgefaste Säule



Abb. 20 Innenraum der Kapellenschule aus Werthenbach im Freilichtmuseum mit Barockaltar aus Bokel

gestützt, in der auch die Querriegel der Galerieauflager münden. Eine zweiflüglige Haustür in der rechten Traufe schließt die Kapelle als auch der Zugang zum Schulraum auf.

An den Rückgiebel schließt sich der 1816 (d) neu erbaute Schulraum von knapp 30 qm Grundfläche unter Pultdach an. Zu dieser Zeit wurde der alte Schulraum durch die Beseitigung der Wand unter der Empore der Kirche zugeschlagen. Als geradezu siegerlandspezifische Neuerung zeigen die Außenwände des Schulraumes ein frühes Beispiel riegellosen Fachwerks, wie es durch Verordnungen zur Holzeinsparung seit dem späten 18. Jahrhundert im Siegerland gefordert wurde.

Im ehemaligen Schulsaal steht ein kräftiger Schornstein, der durch den Emporenboden über das Dach hinaus geführt ist. In ihn sind die Ofenrohre für den Schul- und den Kapellenofen geführt. Leider wurden beim Abbau keinerlei Untersuchungen über das Alter dieses Schornsteines angestellt, jedoch dürfte er schon im frühen 19. Jahrhundert bestanden haben, da für diese Zeit die Brennholzstellung der Gemeinde belegt ist. Ab 1900 wurde der Schulraum nicht mehr für Unterrichtszwecke genutzt und 1928 mittels Entfernung der Trennwand zur Kapelle dieser zugeschlagen. Zudem wurde auch die Empore entfernt und die Kirche neu ausgemalt.

Für die museale Präsentation wurde ein Zeitschnitt vor 1928 gewählt, sodass die Empore nach Befund und Vergleichsbeispielen rekonstruiert werden musste. Waren die Außenhölzer 1928 bei der grundlegenden Renovierung blau gestrichen worden, so wurde für die museale Präsentation der ältere, kräftige eisenoxidrote Ton mit Ockereinschlag gewählt. Die Fenster erhielten, wie in den vergangenen Jahrhunderten, innen und außen einen Grauanstrich. Der verlorengegangene Altar wurde durch den Barockaltar einer privaten Bauerschaftskapelle aus Bokel (Kreis Gütersloh) ersetzt (Abb. 20). Als Gestühl wurden vorübergehend Teile der für eine Kapelle des Sauerlanddorfes bestimmten Komplettausstattung der Maria-Hilf-Kapelle von 1897 aus dem Sauerländer Kleindorf Wistinghausen (Altkreis Brilon) benutzt.[31] Über die reine Präsentation und didaktische Erschließung hinaus werden während der Museumssaison sonntagnachmittägliche Gottesdienste als Angebot für die Besucher gehalten.

Mit der Kapellenschule aus Werthenbach wurde nicht nur ein erstes Gebäude aus dem Siegerland im Museum errichtet, sondern auch der erste größere Sakralbau überhaupt. Damit eröffnen sich für das Museum Fragestellungen zur zentralen Bedeutung von Kirche und Religion in der Gesellschaft, im Dorf und im täglichen Leben jedes Einzelnen. Darüber hinaus ist die Entwicklung des Schulwesens auf dem Lande gerade am Beispiel des frühen Massenphänomens der Siegerländer Kapellenschulen in besonders dichter Weise verständlich zu machen. Letztendlich ist auch die besondere regionale Ausprägung des Fachwerkgefüges von Kapelle und Anbau bisher in keiner Stelle im Museum sonst vertreten.

Anmerkungen

1 Stefan Baumeier: Der lange Weg des Westfälischen Landesmuseum für Volkskunde – Eine unendliche Geschichte? In: Herbert May und Kilian Kreilinger (Hg.): Alles unter einem Dach. Festschrift für Konrad Bedal zum 60. Geburtstag. Bad Windsheim 2004, S. 481-492; Jan Carstensen: Das Zentralmagazin. Zur Erhaltung von kulturhistorischen Objekten im Westfälischen Landesmuseum für Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen. Münster 2003, S. 57-61.

2 Joachim Kleinmanns: „Fasanerie im hiesigen Thiergarten". Zur Baugeschichte der fürstlich-lippischen Fasanerie auf dem Gelände des Freilichtmuseums. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 105-122; Heinrich Stiewe: Auf den Spuren von Fasanenwärtern, Polizisten und Bauforschern. Eine neue Dauerausstellung im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Museum heute 25, 2004, S. 60–64. Vgl. auch den Kurzbericht von Heinrich Stiewe in diesem Band.

3 Stefan Baumeier: Die vergessenen Nachbarn. In: 20. Tagung des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen, Tagungsbericht. Szentendre. Ungarn 2001, S. 234-241; Heinrich Stiewe: „Die vergessenen Nachbarn". Jüdische Wohn- und Alltagskultur im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. Ein Projektbericht. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 46 (2001), S. 416-422; Derselbe: Ein Haus ist umgezogen. Das Haus Uhlmann aus Ovenhausen im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Heimat- und Schützenverein Ovenhausen von 1575 e.V. (Hg.): Ovenhausen im Corveyer Land. Beiträge zu Geschichte und Gegenwart im Heimatfestjahr 2005. Höxter-Ovenhausen 2005, S. 170-178; Stefan Baumeier und Heinrich Stiewe (Hg.): Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen. Forschungen zum Haus Uhlmann aus Ovenhausen (Kreis Höxter). Detmold 2005 (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, 24, im Druck). Vgl. auch den Kurzbericht von Heinrich Stiewe in diesem Band.

4 Gefion Apel: Lesen – Hören – Begreifen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 129f; dieselbe: „Wir würden am liebsten einziehen!" Das „Haus zum Anfassen" in der zweiten Saison. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 13, 2, 2000, S. 129-132; Ein Haus zum Anfassen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 218f.

5 Andreas Heine: Untersuchung zur Geschichte des Hauses Nr. 90 in Vinsebeck und seiner Bewohner. Manuskript. Detmold 1991 (Werkvertrag für WFM Detmold); Stephan Pahs: Untersuchungen zum Tagelöhnerhaus Vinsebeck Nr. 9 und seinen Bewohnern. Auswertung von Interviews. Manuskript Münster 1992 (WFM Detmold, Schriftgutsammlung).

6 Herbert Galle, Stephan Pahs, Gabriele Wilpers: Innenleben – Haus der Gefühle. Gegenwartskunst als Mittel der Musealisierung. In: Jan Carstensen und Joachim Kleinmanns (Hg.): Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag. Münster 2000, S. 249-258.

7 Ebd., S. 252. Maria Gonschior: Gabriele Wilpers – „Sternengedränge". Auf der Suche nach dem Geheimnis des Lebens. In: Westfalenspiegel 4, 2002, S. 36.

8 Zur Geschichte des Pastorats vgl. den Beitrag von Ulrike Gilhaus in diesem Band sowie Markus Kamps und Hubertus Michels: Das Pastorat Allagen für das Freilichtmuseum Detmold. In: Sauerland 1 (2000), S. 13. Zum Pfarrhausbau s. Thomas Spohn: Pfarrhausbau im Herzogtum Westfalen. In: Ders. (Hg.): Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland. Münster 2000, S. 15–53; hier: S. 70f.

9 Der Zusatz (d) steht für dendrochronologische Datierung. Dendrochronologisches Gutachten von Hans Tisje, Neu-Isenburg, vom 26.5.1998; WFM Detmold, Gebäudeakte A 2.

10 Gesine Dronsz: Hintergrundinformation zum „Pastorat Allagen" im späten 19. Jahrhundert. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Detmold 2002; Ulrike Gilhaus: Geschichte des Alten Pastorates Allagen, Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Detmold 1998 (vgl. ihren Beitrag in diesem Band); Andreas Heinemann: Pastoratsgärten im ehemaligen Hochstift Paderborn. Diplomarbeit Fachschule Osnabrück, Fachbereich Landschaftsarchitektur. Manuskript Osnabrück 1996.

11 Ralf Nitschke: Das Pastorat. Detmold 2005 (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseum Detmold, 19).

12 Gefion Apel und Christiane Müller: „Das Nothwendigste soll immer vor dem Nützlichen den Vorrang haben". Das Pastorat aus Allagen: Musealisierung eines Wohnhauses im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 15 (2002), S. 72-80; Gefion Apel: So wohnte ein Pastor um 1900. In: Heimatpflege im Kreis Soest 3 (2002), S. 3f.

13 Norbert Wenger: Das Armenhaus von Rinkerode nach archivalischen Quellen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 2 (1987), S. 7-26.

14 Kai und Lutz Volmer: Bauhistorische Untersuchungen des Fachwerkgerüstes. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum. Manuskript Detmold 2000.

15 Weiterführende Archivrecherchen zum Thema führten Cordula Marx und Kirsten Bernhardt durch. Eine Dissertation von Kirsten Bernhardt über Armenhäuser des Münsterlandes ist in Vorbereitung.

16 Vgl. Wenger (wie Anm. 13).

17 Kirsten Bernhardt: Das Armenhaus. Detmold 2005

(Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, 16). Für die gestalterische und inszenatorische Ausführung wurde das Büro Homann, Güner, Blum – Visuelle Kommunikation aus Hannover gewählt, das einen erkenntnisreichen und spannenden Rundgang durch das Haus entwickelte.

18 Stefan Baumeier: Das museale Sauerlanddorf. In: Sauerland 2 (1993), S. 60-62; ders.: Das Sauerlanddorf in Detmold. In: Sauerland 4 (1994), S. 124-127 und Sauerland 1 (1995), S. 4-7; ders.: Idee und Realisation. Zur Geschichte des Westfälischen Freilichtmuseums. In: Stefan Baumeier und Jan Carstensen (Hg.): Westfälisches Freilichtmuseum Detmold. Geschichte, Konzepte, Entwicklungen. Detmold 1996, S. 7-68; Stefan Baumeier und Christoph Köck (Hg.): Sauerland, Facetten einer Kulturregion. Detmold 1994.

19 Alfred Schubert: Des Landmanns Baukunde. Stuttgart 1896, S. 63f. und Tafel 22.

20 Remise aus Oberberndorf. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 6 (1994), S. 206f.

21 Volker Jarren: Geschichte des Hofes Schulte in Berghausen-Oberberndorf Nr. 2. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum. Manuskript Detmold 1992.

22 Hubertus Michels: Der Weg des Hofes Remberg aus Fretter ins Westfälische Freilichtmuseum Detmold. In: An Bigge, Lenne und Fretter. Heimatkundliche Beiträge aus der Gemeinde Finnentrop 18 (2003), S. 126-132.

23 Josef Schepers: Das zentrale Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Detmold. Die bauliche Gestaltung des Freilichtmuseums. In: Heimatland Lippe, Sonderheft 1. Detmold 1964, S. 2ff.; Baumeier 1996 (wie Anm. 18), S. 19.

24 Stefan Baumeier: Westfälische Bauernhäuser. Vor Bagger und Raupe gerettet. 2. erw. Aufl. Bielefeld 1983, S. 212, 239; G. Ulrich Großmann: Die Farbfassungen der Lohgerberei in Freudenberg, Krottorfer Straße 6. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 1 (1986), S. 127-138.

25 Joachim Naumann: Arbeitswelt und Lebensformen des Bauhandwerks im wittgensteinischen Territorialstaat der Neuzeit (1550-1850). Diss. Marburg 1992; Annemarie Teepe-Wurmbach: Das Bauernhaus des Siegerlandes. Sobernheim 1988 (Beiträge zur Hausforschung, 7), S. 133-176.

26 Hans Kiesling: Kapellenschulen im Siegerland. Typologie eines Bautyps. Masch.-schr. Diss. Dortmund 1984.

27 Karl Jürgen Roth: Dokumentation zur Geschichte der ehemaligen Kapellenschule aus Werthenbach. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Siegen 1985.

28 Vgl. Roth (wie Anm. 27), und ders.: Zur Entwicklung der Dorfschulen im Siegerland bis 1930. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 1 (1986), S. 111-126.

29 Kiesling 1984 (wie Anm. 26), S. 22.

30 Förderkreis Alte Kirchen e.V., Marburg (Hg.): Fachwerkkirchen in Hessen. Königstein (Taunus) 1987, S. 33, S. 57.

31 Ankauf Kapelleneinrichtung für das Sauerlanddorf. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 7 (1995), S. 242-244.

Ulrike Gilhaus

Seelischer Mittelpunkt des Dorfes

Das Alte Pastorat in Allagen

Einleitung

„Man würde mit der Eisenbahn von Soest nach Hagen fahren, von Hagen das romantische Volmetal aufwärts bis ins Quellgebiet der Agger und Strothe, hart an der Abdachung des Ebbegebirges. Man würde für die Reise ein halbes Dutzend Stunden benötigen, gern! [...] Wieso gerade von Allagen nach Meinerzhagen? Und wieso gerade vom Wintersportplatz am Fuße der Nordhelle ausgerechnet nach dem hochgelegenen Allagen am Steilufer der Möhne?

Nur, weil meine Eltern schon in den achtziger Jahren das bodenständige, verschieferte Häuschen mit dem stumpfen Pyramidendach ansteuerten, das man Pastorat nennt [Abb. 1]? Von dem aus, durch ein Gartentörchen geteilt, ein förmliches Gausepättchen just in die Sakristei des Kirchleins hineinlief, desselben Kirchleins, dessen altes, feines eichenes Betgestühl mit den kunstvoll beschnitzten Bankwangen von 1793 heuer freilich keine inbrünstigen Beter mehr aufnimmt, die ihre Nöte mitsamt den großen und kleinen Anliegen dem lieben Gott zu den Sternen schicken, und das nun teilweise auf der Terasse des Gasthofs in Niederbergheim dazu bestimmt ist, Sommergästen und Einkehrern zu dienen.

Nur, weil die freundliche Schwester und Haushälterin des Herrn Pastors von Anno dazumal, dies liebe, herzensgute Fräulein Toni – so hieß es wohl? – uns Jungen der neunziger Jahre mit goldgelbem Eierkuchen und Speck traktierte, mit Dicker Milch und Schinkenstullen, so groß wie ein Postkutschenrad? Nur, weil ebendieselben Jungen im Milchbartalter dort unter dem Pyramidendach, das man noch heute von der Eisenbahnstation Allagen aus, durch ein willkürliches Gemengsel von Neubauten hindurch, deutlich erspähen kann, Tage seligster Ausspannung verlebten? In späteren Jahren auf Wanderfahrten immer wieder dort einkehrten und, ohne daß die herzensgute Toni es bemerkte, die braven Hühnertiere um die Eier erleichterten, die diese redlichen Tiere in den verborgenen Nestern der riesigen Scheune zu verstecken pflegten? [...] Gewiß, alles dies trifft zu. Aber es trifft nicht den Nagel auf den Kopf.

Weshalb denn, bin ich in Allagen, wandern meine Gedanken pfeilschnell auf den Schwingen der Erinnerung nach Meinerzhagen und, bin ich in Meinerzhagen, von hier aus auf der Himmelsleiter der Dankbarkeit nach Allagen? Nun, es geht hier um den für mich seelischen Mittelpunkt von Allagen, um ein stilles Priestergrab unter raunenden Zypressen."[1]

Außensichten bestimmen unser Wissen über katholische Pfarrer und über den Lebensalltag im Pastorat. Nur wenige Gemeindeglieder hatten neben Kollegen, Freunden und Verwandten Zugang zum privaten Lebenskreis eines katholischen Pastors. Zwar machen enge Kontakte zwischen Amtsträger und Gemeinde bis heute das Wesen des Pfarrberufes aus, doch findet das Privatleben katholischer Pastöre weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Dies hat eine üppige Legendenbildung um das Pastorat durch Heimatromane[2] und Filme[3] angeregt.

Ein Pastorat[4] gehört bis heute zu jedem Kirchdorf; die Residenzpflicht schrieb spätetens das Konzil von Trient (1545-1563) fest.[5] Das Domizil des Pfarrers fällt schon durch ein grobes Raster der Hausforschung:[6] Ein Pastorat diente zwar privaten Wohnzwecken, gehörte aber dennoch zu den öffentlichen Gebäuden. Es hatte zentrale Funktionen im dörflichen Mikrokosmos, – Anfang und Ende



Abb. 1 Pastorat aus Allagen nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum, 2005

eines jeden Lebens der christlichen Gemeinde wurden hier gemeldet und registriert – war Kristallisationspunkt einer durch festgefügte Regeln bestimmten Lebens- und Glaubensgemeinschaft,[7] unterstrichen durch die zentrale Lage mitten im Dorf, neben der Kirche. Nicht selten übertraf es die Wohnhäuser und andere repräsentative Gebäude an Größe und Ausstattung. Das Hirschberger Pastorat überragt etwa die Dorfschule deutlich und nimmt es sogar mit dem neu geplanten Rathaus auf, während die anderen Wohnhäuser z.T. deutlich kleiner dimensioniert waren.[8] Aus der Sicht der Gemeindeglieder war „die Stelle des Pastors die mächtigste im Dorf und so wurde auch das Gebäude angesehen"; es war als Wohnsitz des Pfarrers neben der Kirche unbestrittener Mittelpunkt – wie das Eingangszitat andeutet.[9] Von hier aus überwachte der Hirte seine Herde, wirkte als Vorbild in sittlicher und kultureller Hinsicht, von hier aus gab er Impulse für Schule, Vereine und Dorfleben[10] – oder zeichnete sich durch Passivität oder gar verwerflichen Lebensstil aus. Er war exponierte Person des öffentlichen Lebens, einer der wichtigsten Kulturträger, Teil der Honoratiorenschicht, blieb aber zeitlebens eine außergewöhnliche Person und konnte durch Ausbildung, Funktion und Familienstatus gar ein Außenseiter sein. Auf ihre Umwelt wirkten Pfarrer oft polarisierend: Als Resonanz auf Lebenswandel und Arbeitsstil waren glühende Bewunderung wie schroffe Ablehnung gleichermaßen häufig.

Während zum evangelischen Pfarrhaus eine umfangreiche sozialgeschichtliche Forschung existiert,[11] fehlen vergleichbare Studien zum katholischen Milieu. Dies mag zum einen mit dem typischen „öffentlichen" Ehe- und Familienleben der protestantischen Pfarrersfamilie und seiner Ausstrahlung in das Gemeindeleben zu tun haben. Pfarrfrau und Pfarrfamilie prägten Leitbilder für Familienleben und weibliche Rollenmuster der jeweiligen Epochen. Volksmund[12] wie Literatur[13] haben daher stets starkes Interesse am protestantischen Pfarrhaus als dem Inbegriff des christlichen Familienlebens, den von ihm entwickelten Lebensformen, seinen Erziehungsresultaten und dem Wirkungskreis der Pfarrfrau bekundet,[14] ein Interesse, das die historische Forschung unter neuen Fragestellungen weiterentwickelte. Die Sozialgeschichte katholischer Pfarrer ist dagegen bisher nur in einer großen Abhandlung über die Erzdiözese Freiburg i.Br. behandelt worden.[15] Einer der Gründe dafür mag die betonte Privatheit des Alltagslebens im Pastorat und die daraus resultierende schlechte historische Quellenlage sein. In katholischen Gemeinden sollten die Beziehungen zwischen Pfarrer und Gemeinde beschränkt bleiben auf sakrale, karitative und soziale Handlungen und Situationen, die sich außerhalb des Pfarrhauses abspielten; das Pfarrhaus diente im wesentlichen dem Privatleben der Amtsinhaber. Den katholischen Pfarrer umgab damit gewollt oder ungewollt immer die Aura des Geheimnisvollen.

Mit der Entscheidung zum Aufbau des 1968 übernommenen Pastorates aus Allagen als zentralem Bau im Paderborner Dorf des Freilichtmuseums waren umfangreiche Forschungen zu Haus und Nebengebäuden, zu



Abb. 2: Das Alte Pastorat in Allagen, Kr. Soest. Zustand vor dem Abbau 1968

Grundbesitz, Viehbestand und Einkünften, zu Hausbewohnern, Rechten, Pflichten und Beziehungen von Pfarrer und Gemeinde, ihren kulturellen Traditionen, zur Stellung von Amtsträgern und Pastorat im Dorfgefüge, zu Modernisierungsprozessen und innerörtlichen Abhängigkeitsverhältnissen erforderlich. Relevante Informationen aus strukturverwandten Nachbargemeinden wurden dabei einbezogen. In einer ersten Arbeitshypothese wurde das Pastorat aufgrund des baugeschichtlichen Befundes auf etwa 1750 datiert. Es handelt sich um ein barockes Fachwerk-Wohnhaus, ein zweistöckiges Palais, das mit seinen Nebengebäuden wie ein „Miniatur-Herrenhaus" wirkt (Abb. 2). Die Forschungen schlossen auch das Vorgängerhaus und mögliche Vorbilder des Pastorates aus dem 18. Jahrhundert ein. Der Untersuchungszeitraum erstreckte sich daher von ca. 1600 bis 1968. Bei den Forschungen kristallisierten sich schon bald zwei Bearbeitungsstränge heraus: Der eine konzentrierte sich auf Haus und Nebengebäude, materielle Kultur des Haushaltes, Verhaltensmuster der Hausgemeinschaft, Einkünfte, amtlichen wie privaten Besitz, die andere Linie umfasste die Einordnung der Hausbewohner in das dörfliche Gefüge und dokumentiert die wechselvollen Beziehungen zwischen Pfarrer und Gemeinde. Bei dem hier veröffentlichten Beitrag handelt es sich um die gekürzte Fassung der 1998 abgeschlossenen Dokumentation.

Politisch-territoriale wie kirchliche Zugehörigkeit Allagens änderten sich im Untersuchungszeitraum mehrfach. Ursprünglich gehörte Allagen zur Grafschaft Arnsberg,[16] doch schon 1368 erwarben die Kölner Erzbischöfe das Gebiet.[17] Seither war Allagen Teil des Herzogtums Westfalen. In vorreformatorischer Zeit lagen kirchliche und politische Herrschaft in einer Hand: Das Herzogtum Westfalen war Teil des Erzbistums Köln; der Kurfürst von Köln war geistliches und politisches Oberhaupt. Innerhalb des Herzogtums mit der Hauptstadt Arnsberg existierten vier Verwaltungsquartiere: Brilon, Bilstein, Werl und Rüthen.[18] Allagen fiel in die Zuständigkeit des Werler Quartiers.[19] Die



Abb. 3 Allagen an der Möhne, Luftaufnahme. Das Pastorat mit dem hohen Walmdach ist links hinter der Kirche in der Mitte des Bildes zu erkennen, links davon die Scheune. Postkarte, um 1958

kirchliche Verwaltung erfolgte durch den unten mehrfach erwähnten Kommissar des Haardistriktes mit Sitz in Belecke; sein Bezirk war in die Dekanate Rüthen, Geseke und Werl eingeteilt.[20] Die Soester Fehde (1444-1449) und die daraus resultierende Sezession Soests und eines Teiles seiner Börde (Trennung vom kurkölnischen Landesherrn und Übertritt in die Herrschaft des Herzogs von Kleve)[21] berührte Allagen nicht: Das Gebiet jenseits des Haarstranges blieb für fast drei Jahrhunderte kurkölnisch und katholisch. Erst mit der „Bulle de salute animarum" 1821, einem Konkordat zwischen Preußen und dem Vatikan, wurden die Grenzen der Kirchenprovinzen neu festgelegt. Damit fiel der westfälische Teil des Kölner Erzbistums an das 799 gegründete Bistum Paderborn, das bis 1821 Teil der Kirchenprovinz Mainz gewesen war und erst seit 1930 eigenes Erzbistum und eigene Kirchenprovinz wurde. Die Kirchengemeinde Allagen gehörte fortan zum Dekanat Rüthen im (Erz-)Bistum Paderborn. Auch die politisch-territoriale Ordnung, in die Allagen eingebettet war, währte vom Spätmittelalter bis zum Ende des Alten Reiches und wurde erst durch die napoleonischen Kriege aufgelöst. Mit dem Lunéviller Frieden von 1801 bzw. dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurde das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und das Erzstift Köln aufgelöst. Das Herzogtum Westfalen fiel an Hessen-Darmstadt.[22] Die Verwaltungseinteilung in die vier genannten Quartiere blieb bestehen. Wenig später kam das Herzogtum durch den Wiener Kongress 1815 zu Preußen. Seit 1817 gehörte Allagen bis zur Gebietsreform 1975 zum Amt Warstein, das bis 1824 Teil des Kreises Soest war, dann jedoch zum Kreis Arnsberg geschlagen wurde; in beiden Fällen war der zuständige Regierungsbezirk Arnsberg, bis 1945 Teil der preußischen Provinz Westfalen. Seit 1975 gehört Allagen zur Stadt Warstein im Kreis Soest.

Allagen an der Möhne – eingebettet zwischen Haarstrang und Arnsberger Wald – darf als ein typisches Dorf im kurkölnischen Sauerland gelten (Abb. 3). Die Christianisierung erfolgte seit ca. 800 von den Urpfarren Soest, Erwitte und Velmede aus.[23] Die Kirche St. Johannes Baptist wurde erstmals 1144 urkundlich erwähnt. Das Patronat lag ursprünglich beim Deutschen Orden[24] und wurde schließlich 1275 von der Äbtissin an das Patroklistift in Soest abgetreten.[25] Nach 1803 wurden im Zuge der Säkularisation die Patronate aufgehoben, die Rechte und Pflichten (Bauunterhaltung und Stellenbesetzung) fielen den staatlichen Instanzen bzw. den Gemeinden zu. Erst später fiel das Besetzungsrecht an den Paderborner Erzbischof.

Neben dem Vorgängerhaus des Pastorates stand das 1674 umgebaute romanische

Kirchlein, welches 1889 durch die heute existierende Kirche ersetzt wurde (Abb. 4).[26] Seit 1692 bestand neben der Pfarrstelle eine Vikarie. Im Pfarrbezirk gab es ferner seit 1495 ein Kloster in Niederbergheim; an seine Stelle trat bald eine Kapelle. Eine weitere Kapelle existierte auf einem der sechs großen Haarhöfe.[27] Das kulturelle Leben des Dorfes war noch beim Neubau des Pfarrhauses 1966 völlig vom Katholizismus geprägt und wurde auch als „rein katholisches Dorf" empfunden:[28] Von den 2.807 Einwohnern des Pfarrbezirks (1913: 1.759)[29] bekannten sich 2.342 zum römisch-katholischen Glauben (1913: 1.671). Eine evangelische Kapelle wurde erst 1896 gebaut, eine Hilfspredigerstelle 1901 eingerichtet; bis dahin befand sich die nächste evangelische Kirche in Warstein.[30] Der Pfarrbezirk umfasste 1968 die Ortschaften Allagen, Niederbergheim, Oberbergheim, Westendorf; die Haarhöfe wurden 1925 nach Brüllingsen eingemeindet.[31] Land- und Forstwirtschaft, zunehmend auch der Tourismus bildeten in den 1960er Jahren die Haupteinkunftsquelle des Ortes, daneben existierte ein bedeutendes Marmorwerk.[32] 1961 befanden sich zwei katholische Schulen in Allagen und Niederbergheim, im kirchlichen Jugendheim gab es eine Bibliothek. Kirchliche Chöre, zwei Kolpingvereine, der Josefsverein (Männerverein), der Gesellenverein, der Jungfrauenverein,[33] der Bund Deutscher Katholischer Jugend und mehrere katholische Bruderschaften sowie die Frauen- und Müttergemeinschaft bildeten die Basis des kirchlichen Vereins- und Dorflebens;[34] am 1. Sonntag nach Markus, an Christi Himmelfahrt und am 1. Sonntag nach Johannes Baptist fanden feierliche Prozessionen statt. Zwei Schützengesellschaften bestanden nebeneinander.[35]

Archivalien bilden die Hauptquellengruppe zum Alten Pastorat. Erst seit dem frühen 19. Jahrhundert kann die Quellenlage als gut bezeichnet werden. Erhebliche Defizite sind hingegen für das späte 17. und das 18. Jahrhundert zu verzeichnen. Die kirchliche Berichterstattung dieser Zeit ist ausgesprochen mager. Erst mit Beginn der Amtszeit Pastor Wortmanns (1772) setzt eine wahre Flut an Schriftverkehr ein. Diese Unterlagen sind so-



Abb. 4: Die alte romanische Kirche in Allagen wurde 1889 abgebrochen und durch einen neugotischen Neubau ersetzt

wohl im Diözesanarchiv Paderborn als auch im Staatsarchiv Münster erhalten. Die parallele Aktenführung der kirchlichen und staatlichen Ebenen läßt auch generelle Rückschlüsse auf die Situation eines Pfarrers am Ende des Alten Reiches zu. Die Überlieferung des Warsteiner Stadtarchivs förderte hingegen Einsichten und Belege über durchgeführte oder geplante Umbauarbeiten, Renovierungen im Haus und andere Einzelheiten des Alltags zutage, da die politische Gemeinde bauunterhaltungspflichtig war. Unvollständig war lediglich das Pfarrarchiv der Kirchengemeinde St. Johannes Baptist; ein Teil der Unterlagen ist wohl dem Brand um 1697 zum Opfer gefallen.[36] Eine dichtere Überlieferung stammt erst wieder aus der Amtsperiode Pastor Vollmers.

Wichtigste Quelle für die „Innensichten" des Lebens im Pastorat sind die Interviews mit Käthe Hicking, der inzwischen verstorbenen Haushälterin des letzten im Alten Pastorat wohnenden Pfarrers Anton Vollmer, und ihrem ehemaligen Hausmädchen, Marianne Schulte. Ergänzend konnte ein Interview mit dem ebenfalls verstorbenen Gemeindeglied Kaspar Ferber geführt werden, der unter Pastor Schröder Messdiener war, nach dem Zweiten Weltkrieg den Kolpingverein mitaufbaute, als Schreiner mehrfach Arbeiten in der Kirche durchführte und oft im Pastorat verkehrte. Zusammen mit der Fotoüberlieferung[37] und den Dias des verbliebenen Hausrates existiert eine insgesamt reichhaltige



Abb. 5 Pastorat aus Allagen, linke Seitenansicht. Aufmaß von 1968



Abb. 6 Pastorat aus Allagen, Vorderansicht (ohne Verschieferung). Aufmaß von 1968

Quellengrundlage, die eine Rekonstruktion von Innen- und Außensichten gleichermaßen erlaubt.[38]

Das Haus: Gebäude, Räume, Nutzung

Baujahr und Begleitumstände

Die Ermittlung des Baujahres glich zu Beginn der Forschungen einem Indizienverfahren. Der baugeschichtliche Befund ordnet das Pastorat, das als zweistöckiges Wohnhaus mit umfangreichen Nebengebäuden an ein „Miniatur-Herrenhaus" oder gar Palais erinnert und relativ großzügig ausgestattet war, dem mittleren 18. Jahrhundert (um 1750) zu (Abb. 5-6). Dieser Hypothese widersprachen die Angaben in kirchlichen Schematismen und Lokalforschung, die das Baujahr des Pastorates auf „um 1700" datierten.[39] Einziges Indiz für diese These war ein Brand im Vorgänger-Pastorat 1697, der das Haus zerstört und einen Neubau erfordert habe.[40] Gegen diese frühe Datierung von 1700 sprachen schon bald mehrere Indizien: Zunächst berichtet ein Visitationsprotokoll von 1716 über den Bauzustand des Hauses lapidar: „Nova fundamenta desiderat".[41] Vermoderte Fundamente wären aber bei einem Neubau nach so kurzer Zeit unwahrscheinlich. Ein zweiter Hinweis, dass der Brand nur einen begrenzten Schaden anrichtete, findet sich in einem Bericht Pfarrer Wortmanns von 1785. Er war aufgefordert worden, die Anniversarien der Kirche offenzulegen und beschreibt, dass die Kircheneinkünfte erst seit seinem Vorvorgänger Semme überliefert seien, „da bey meinem Antecessoren Hakenkampff in der Pastorat feuerbrunst entstanden; und alle Pastorat Tauf- Kopulier- und Todtenbücher auch viele andere Briefschaften eingeäschert worden".[42] Das Zitat spricht von einem Feuer im Pastorat, nicht von seiner Zerstörung. Es belegt ferner, dass nicht einmal alle Papiere vernichtet wurden – ein Teil der unter Hakenkampff begonnenen Kirchenbücher liegt sogar heute noch unversehrt im Diözesanarchiv Paderborn. Dies sind plausible Indizien dafür, dass der Brand während der Amtszeit von Pfarrer Hakenkampf das Vorgänger-Pastorat nicht völlig einäscherte, sondern dieses nach einigen Reparaturen noch für einige Jahre ein akzeptables Obdach bot.

Schon bald fand sich in den Archivalien des 18. Jahrhunderts ein zentraler Hinweis, der auf eine deutlich spätere Bauzeit hindeutet. 1799 beschwerten sich mehrere Supplikan-

ten aus Allagen beim Kölner Erzbischof über die Verschwendungssucht ihres langjährigen Pastors Wortmann, der gegen ihren Willen den Bau einer neuen Kirche beabsichtigte.[43] Nachdem sie allerlei Gründe gegen das verhasste Projekt angeführt hatten, erinnern sie mit einem anderen Beispiel an die notorisch schlechten Managementqualitäten der Allagener Pastoren: Ob es denn „rathsam seye, einem in der Baukunst, selbst in den Regeln einer vernünftigen Haushaltung ganz unerfahrenen Manne die Willkür zu lassen, mit dem Kirchen Fonde unumschränkt umzugehen? Denn leicht dürfte der Fall hiebey eintretten, der sich ehemals bey dem noch würcklich stehenden Pfarrhause ereignete: Man accordirte mit dem dahmaligen Pfarrer für eine gewiße und nicht geringe Geldsumme um ein neues Pfarrhaus zu bauen. Der Pfarrer empfing diese Summe, fing den Bau eben an und starb. – Das Geld ward verschleudert. – Man stellte uns einen neuen Pfarrer, und das Resultat war, dem neuen Pfarrer auf Gemeinheits Kosten das eben angefangene Haus bis zur Wohnbarkeit fertig zu schaffen."

Diese Episode wird im kollektiven Gedächtnis noch lebhaft erinnert und spricht ebenfalls gegen die Datierung um 1700. Der beim Brand 1697 amtierende Pfarrer Johannes Hakenkampf wirkte in der Gemeinde von 1692 bis 1731.[44] Hätte er nach dem Brand das Geld für den Neubau empfangen – wogegen schon die schlechten Fundamente von 1716 sprechen – hätte der Neubau lange vor seinem Tod fertiggestellt sein müssen. Wahrscheinlicher ist, dass der Bau unter seinen Nachfolgern Wilhelmus Ising (1733-1736) und Melchior Semme (1736-1753) begonnen bzw. fertiggestellt wurde. Der plötzliche Tod des Pfarrers, den die Supplikanten erwähnen, spricht für den Baubeginn oder Bauvorbereitungen unter Ising und seine Fertigstellung unter Semme. Ising ist am 13.3.1707 in Mülheim, ganz in der Nähe Allagens geboren, 1731 ordiniert[45] und empfing offenbar kurz danach die Pfarre in Allagen; seine erste handschriftliche Eintragung in den Taufbüchern erfolgte am 12.4.1733. Am 14.2.1734 wird er als Pate eines Dorfkindes erwähnt: „P.Wilhelmus Ising, pastor loci".[46] Er starb vermutlich sehr jung, denn schon am 22.4.1736 taucht erstmals eine andere Handschrift in den Kirchenbüchern Allagens auf, und weitere Nachrichten über seine Laufbahn sind in den Kölner Erzbistumsprotokollen nicht vermerkt.[47] Dass er nach nur zweijähriger Amtszeit in Allagen und dem gerade angefangenen Neubau in eine andere Pfarre versetzt wurde, ist unwahrscheinlich und wäre in den Erzbistumsprotokollen vermerkt. Der um 1799 von den Supplikanten erwähnte Pfarrer, der über dem Neubau offenbar unerwartet starb, dürfte daher nach allen vorliegenden Unterlagen der damals erst 29jährige Ising gewesen sein. Ihm folgte Melchior Semme. Nach Sichtung der überlieferten Archivalien kann die Bauzeit des Pastorates daher auf die Jahre 1733-1737 datiert werden. Diese Einschätzung wurde durch die dendrochronologischen Untersuchungen des Bauholzes im Freilichtmuseum 1998 exakt bestätigt: das untersuchte Bauholz der Ständer und Balken wurde zwischen 1733/34 und 1737/38 gefällt – damit ist von einer Errichtung in den Jahren 1733 bis 1738 auszugehen.[48]

Erste Nachrichten zum Pastorat

Bereits die ersten Nachrichten aus dem späten 18. Jahrhundert bezeichnen das 1738 fertiggestellte Haus als baufällig, so als habe es nie eine akzeptable Wohnqualität geboten. Dieser Topos zieht sich leitmotivisch durch alle Phasen seiner Geschichte.[49] 1799 scheint zudem ein Schornsteinbrand einen größeren Schaden angerichtet zu haben.[50] Die erste Beschreibung des Hauses und seiner Schäden datiert vom 15.7.1808.[51] Hier klagt Wortmann: „... das hiesige pastorath ist sehr baufällig. erstens gegen Suden und Westen fängt es an zu sinken, und muß neu unterbauet werden, ansonst ist die umstürtz zu befürchten, 2tens fallet der schorrenstein ein, der gestalten, daß die Haushälterin bei windigem wetter nicht sicher beim feuer seyn kann, auch will der schorrenstein fecher nicht mehr oben dareinsteigen, wodurch auf die dauer ein greulicher Brand entstehen kan, 3tens mangeln vier zimmerthüren mit den gehenkeren [Gehängen = Türangeln, U.G.], wie auch zwei schlösser an die Hausthüren, die fensteren seynd auch sehr baufällig, je-

doch weilen vom kirchspiel für einige rfl [= Rheinische Gulden, U.G.] Brandholtz angekaufet habe, so habe schon für deßen preis die vier Zimmerthüren machen lassen, aber die schlösser und das übrige nöthige fehlet noch. 4tens ist an dem Viehhause das Back und Brau Haus mit dem Backofen eingestürzet, muß also in anderen Häusern Backen und Brauen, 5tens fehlen noch zum geringsten an den Vieh-Hause um dasselbe zu belegen 1000 Fuß Bretter, alle diese gemelte nothwendigkeiten habe ihnen in der Hütte Vorgetragen, allein vergeblich, und ist diese Verwüstung deren gebäuden haubsächlich in meiner damahlichen abwesenheit geschehen, wo alle Bretterthüren, schlösser und fensteren seynd fort geraubet worden ...". Das mitleiderregende Bild vom Pastorat im frühen 19. Jahrhundert – kaum einhundert Jahre nach seinem Bau – beschließt Wortmann erneut mit der Bitte um den hoheitlichen Befehl zur Reparatur.

Die erste umfassende und sachliche Beschreibung des Pastorats liefert das Lagerbuch der Kirchengemeinde Allagen von 1831. Das beinahe quadratische Pfarrhaus, das in der Katasterklasse 7 geführt wird,[52] liegt „mitten im Dorfe, südlich an der Kirche, gegen Norden an den Pastorath Garten, Osten an den Hofraum Süden und Westen an den Baumhof grenzend. Ist 36 Fuß 4 Zoll lang, 31 Fuß 6 Zoll breit, hat zwei Stöcke jedes 10 Fuß hoch, ist von Holz und von Lehmwänden erbaut, bedacht mit Schiefer, hat zwei ungewölbte Keller, eine Küche, drei heitzbare Stuben und sieben Schlaf- resp. Vorraths-Kammern, eine Rauchbühne. Hat im untern Stock westlich 3 – südlich 4 – im obersten Stock 5 Fenster. Ist ausschließlich zur Wohnung bestimmt mit einem Schornstein versehen, ist im mittelmäßigen baulichen Zustande." Im Hof befand sich auch ein Brunnen. Der Pachtwert von Haus, Hof und Brunnen wird auf 50 Taler geschätzt. Zu dem Haus gehörte ein Oekonomiegebäude und Viehhaus, „vulgo Pastorathsscheune". Das Lagerbuch gibt auch für dieses Nebengebäude eine detaillierte Beschreibung: „Liegt südwestlich vom Wohnhause am Dorf Wege. Ist von Holz und Lehmwänden erbaut; ist 57 1/2 Fuß lang 31 1/2 Fuß breit, 12 Fuß hoch, mit Stroh bedacht. Enthält: a. eine Dreschtenne b. Stallung für Kühe, Pferde, und Schweine, Federvieh c. Hespelbühnen d. Dachboden. Ist im sehr baufälligen Zustande." Von der genauen Einteilung der Scheune existieren eine Handzeichnung und eine Baubeschreibung aus dem Jahre 1844.[53] Die Rubrik zur Nutzung des Gebäudes im Lagerbuch gibt einen weiteren Hinweis auf bauliche Einrichtungen: „Zur Oekonomie des Pfarrers welche mit Ackerbau verbunden ist, und zum Backhaus, welches besonders darin angebracht ist." Der Pachtwert wird mit 20 Talern angegeben. Unter der Rubrik Inventar wird nur „ein schlechter Platen-Ofen in der Stube" erwähnt. Die beiden anderen heizbaren Stuben muss der Amtsinhaber offenbar mit einem privaten Ofen temperiert haben. Der Brandversicherungswert für Pastorat und Nebengebäude beträgt 1.375 Taler.[54]

Architektur und Raumaufteilung

Ein historischer Grundriss des Allagener Pfarrhauses ist nicht überliefert. Es handelt sich bei dem zweistöckigen Wohnhaus mit axialer Erschließung und relativ gleich großen Räumen um eine ausgesprochen städtische, ja repräsentative Architektur. Das Fachwerk ruht auf einem gemauerten Sockel aus Bruchsteinen, lediglich das hohe verschieferte Steildach mit seiner Ladeluke und dem großen Speicher verweist auf die nebenberuflich betriebene Landwirtschaft. Die Nebengebäude (Scheune, Back- und Brauhaus) liegen abseits. Mit seinem herrenhausähnlichen Charakter unterstreicht das Pastorat den herausragenden Status des Pfarrers im Ort. Die Architektur des Pastorates besitzt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem 1716 als Gerichtshaus errichteten späteren Erwitter Rathaus. Auch dieses fast quadratische, zweigeschossige Gebäude (Untergeschoss massiv mit ca. 1 m dicken Mauern, Obergeschoss aus Fachwerk) ist mit seinem gemauerten Sockel aus Grünsandstein, seinem steilen, wenn auch kleiner dimensionierten Schieferdach, den verputzten Fassaden, der zweiflügeligen Freitreppe und dem pompösen Sandsteinportal ein ausgesprochener Repräsentationsbau des Barock, der jedoch eine geringere Höhe aufweist. Es ist anzuneh-

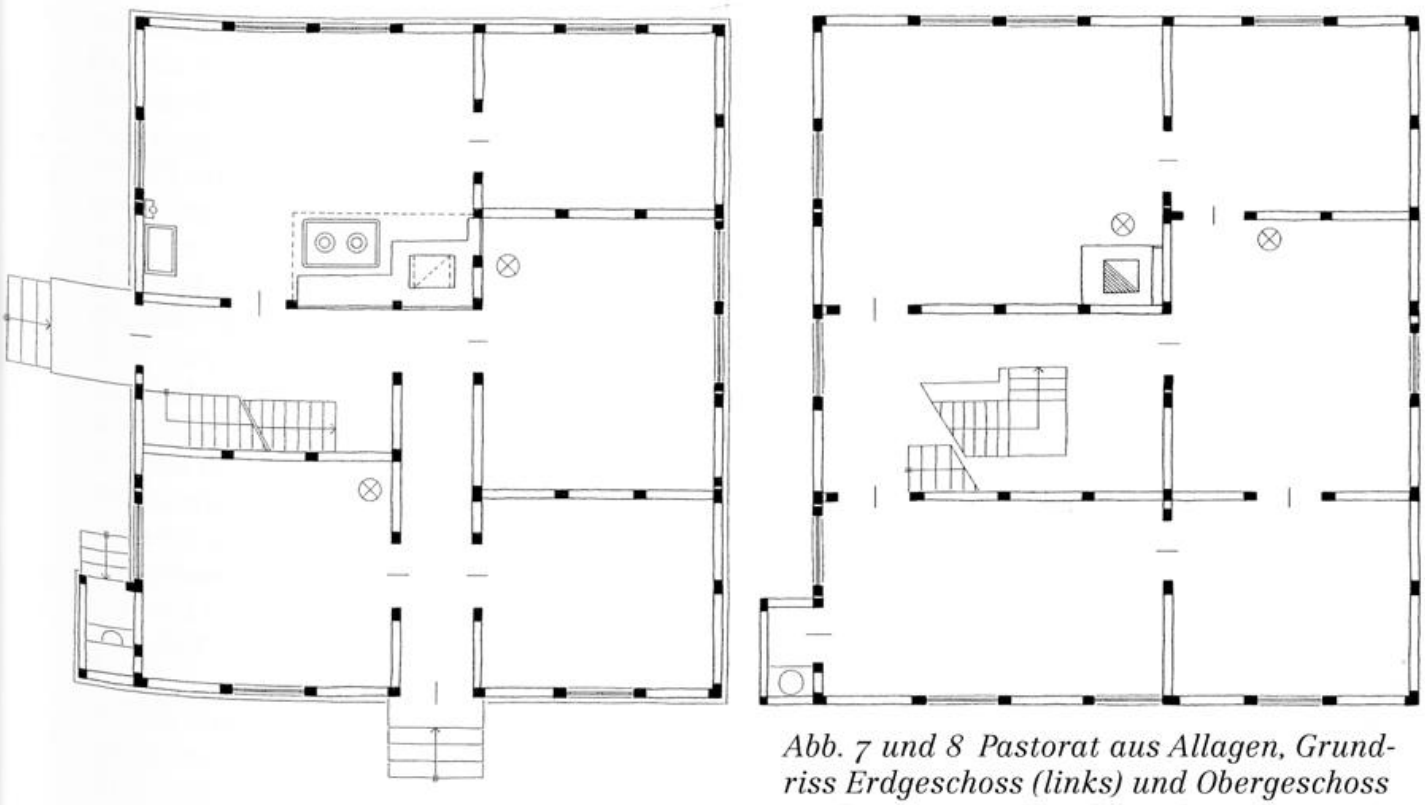


Abb. 7 und 8 Pastorat aus Allagen, Grundriss Erdgeschoss (links) und Obergeschoss (rechts). Zustand nach Wiederaufbau im Freilichtmuseum

men, dass dem Baumeister des Allagener Pastorates dieser Prachtbau im 20 km entfernten Erwitte am Hellweg bekannt war.[55]

Alles spricht dafür, dass das vor dem Abbau 1968 aufgenommene Bauaufmaß abgesehen von dem späteren Badezimmer und einer um 1945 eingezogenen Zwischenwand im Obergeschoss in etwa den Raumzuschnitt widerspiegelt, den das Haus von Anfang an hatte (Abb. 7-8). Man wird davon ausgehen dürfen, dass das Zimmer (1), im Erdgeschoss links neben der Haustür dem Empfang von Gemeindegliedern diente, diese Funktion besaß es nachweislich spätestens seit den 1920er Jahren. Bei den 1831 erwähnten drei heizbaren Stuben dürfte es sich um das Arbeitszimmer des Pfarrers, die obligatorische Gesindestube und ein repräsentativen Zwecken dienendes großes Wohnzimmer, manchmal auch als „Saal" bezeichnet, gehandelt haben. Während Arbeitszimmer und Schlafzimmer der Allagener Pfarrer offenbar stets über Küche und angrenzender Vorratskammer lagen (Räume 6 und 7), ist unklar, ob das Wohnzimmer bei allen Amtsinhabern – wie zuletzt bei Pastor Vollmer – im Erdgeschoss angesiedelt war (3) und daneben die Gesindestube (2) lag oder ob Schlafräume und Stube des Gesindes in Raum (2) und (3) und die Räume des Pfarrers sämtlich im Obergeschoss (6, 7, 8) lagen. Im ersten Fall hätte man eine konsequente Trennung von Wohnbereichen und Schlaf- bzw. Privatzimmern erreicht, im anderen Fall wären die Räume des Pfarrers strikt von denen des Gesindes getrennt gewesen. Da die Räume im Obergeschoss zum größten Teil durch Zwischentüren miteinander verbunden und nur zum Teil vom Flur aus zu betreten sind, ist anzunehmen, dass bewusst ein großer zusammenhängender Bereich für den Amtsinhaber im ersten Stock des Hauses geschaffen war.

Das Pastorat in Allagen stand im Vergleich zu benachbarten Pfarreien gut da. Der Kollege in Warstein lebte 1830 ebenfalls in einem zweistöckigen, 1803 erbauten, ähnlich großen Fachwerkhaus, das über vier Zimmer, zwei Stuben und drei Kammern verfügte. Es war 31 1/2 Fuß lang, 31 Fuß breit und 15 1/2 Fuß hoch (Rhein. Maß). Auch dieses fast exakt quadratische Pfarrhaus besaß ein

Schieferdach.[56] Ob es sich hier um eine bewusste Nachbildung der Konstruktion des Allagener Pfarrhauses handelt, kann nicht abschließend beurteilt werden.[57] Der Versicherungswert lag mit nur 210 Talern einschließlich der erheblich kleineren Scheune weit unter dem Allagener Satz. In Rüthen bewohnte der Pfarrer der Nikolaikirche ein Haus, das zu einem Drittel massiv war und aus dem Jahre 1731 stammte (möglicherweise mit Resten eines Steinbaus von 1562)[58] und zu zwei Dritteln aus Fachwerk bestand; dieser Teil war erst 1786 angebaut worden.[59] Auch dieses zweistöckige Haus mit einem Schieferdach war großzügig geschnitten: Die untere Etage verfügte über drei „geräumige Wohnstuben", Stuben und Schlafkammern für das Gesinde, die obere hatte sieben Zimmer. Der Versicherungswert lag hier für Haus und Scheune bei 1.100 Taler.[60]

Trotz des „mittelmäßigen" Bauzustandes indiziert der Versicherungswert, dass das Haus in Allagen im Vergleich zu den gut ausgestatteten Pfarrhäusern gehörte. Das Schieferdach scheint zu dieser Zeit schon regionaltypischer Standard eines Pastorates gewesen zu sein. Anzunehmen ist, dass das Dach von Anfang an aus Schiefer war: Schon der Schornsteinbrand 1799 hätte bei einem Strohdach leicht zu dem gefürchteten Hausbrand geführt.[61] Vikarie und Küsterei in Allagen waren demgegenüber 1830 noch mit Stroh eingedeckt.[62] Gleichzeitig legt die Beschreibung nahe, dass die Wetterseiten des Fachwerkhauses im frühen 19. Jahrhundert noch nicht verschiefert waren, denn wo immer Schiefer zum Einsatz kam, wurde er (wie auch Ziegel) erwähnt.[63]

Zur Typologie sauerländischer Pastorate

Ein differenzierteres Bild über die sauerländischen Pfarrhäuser ergibt sich durch den Vergleich mit anderen nach der Säkularisierung vom Staat zu unterhaltenden Pastoraten.[64] Über die Pfarrhäuser in Düdinghausen, Medebach und Meschede existieren reichhaltige Unterlagen einschließlich der sonst höchst seltenen Grundrisse aus den Jahren 1842 und 1844, die Nutzung und Bauunterhaltung dokumentieren.[65] Die Grundrisse zeigen für Medebach, Meschede und Düdinghausen mehrstöckige Pastorate als integrierte Wohn- und Ökonomiegebäude. Die Unterlagen geben keine Hinweise auf die bewegliche Inneneinrichtung. Sie belegen, dass die Pastorate als sehr geräumige Häuser konzipiert waren: Sie boten Platz für einen umfangreichen Viehbestand – gehalten wurden immer Kühe und Schweine (separater Stall), auch Pferde und Schafe – und verfügten über mehrere Räume für Gesinde und Fremde. Den einfachsten Typus, der mehr an ein Bauernhaus erinnert, verkörpert das Pfarrhaus in Düdinghausen bei Bestwig von 1762 (Abb. 9).[66] Es handelt sich um ein Niederdeutsches Hallenhaus. Der Besucher tritt in die Tenne ein – anscheinend ist vom Tor nur eine Tür übriggeblieben –, rechts liegen die Ställe für Kühe , während Pferdestall und Küche im rückwärtigen Teil des Hauses angeordnet sind. Links ist der Zugang zur Wohnstube, daneben liegen Gesindestube und Schlafstube des Gesindes. Küche und Pferdestall sind nur durch eine kleine Speisekammer getrennt. In der ersten Etage ein ähnliches Bild: Vom Kornboden gehen zwei Schlafstuben und eine Mägdeschlafkammer ab, daneben befinden sich Futterbühne und Rauchkammer. Die Funktionen des bäuerlichen Nebenbetriebes, des pastoralen Amtes und des privaten Wohnbereiches sind kaum getrennt. Die einzige Wohnstube des Pfarrers diente offenbar auch allen dienstlichen Belangen.

Das Pastorat in Medebach[67] – ein von der Traufseite erschlossenes gut ausgestattetes Querdielenhaus – weist schon differenziertere Wohnfunktionen auf (Abb. 10): Im Eingangsbereich findet sich ein kleine dienstliche Zone mit einer geräumigen Stube, die wahrscheinlich als Sprechzimmer fungierte, gegenüber lag die Gesindestube. Im Erdgeschoss existieren keine Schlafzimmer, der Hauswirtschaftsbereich ist konsequent abgetrennt von Viehhaltung und Aufenthaltsbereichen. Vom unteren Aufenthaltsbereich führt eine eigene Treppe zu Stube und „Fremdenstube", eine weitere Treppe führt vom unteren Hauswirtschaftsbereich zu den oberen Privatgemächern. Zahlreiche Zwischentüren zwischen Fremdenstube, Schlafstube, Schlafkammer und dem beheizbaren „Saal" lassen einen großen geschlossenen Privatbereich erkennen.

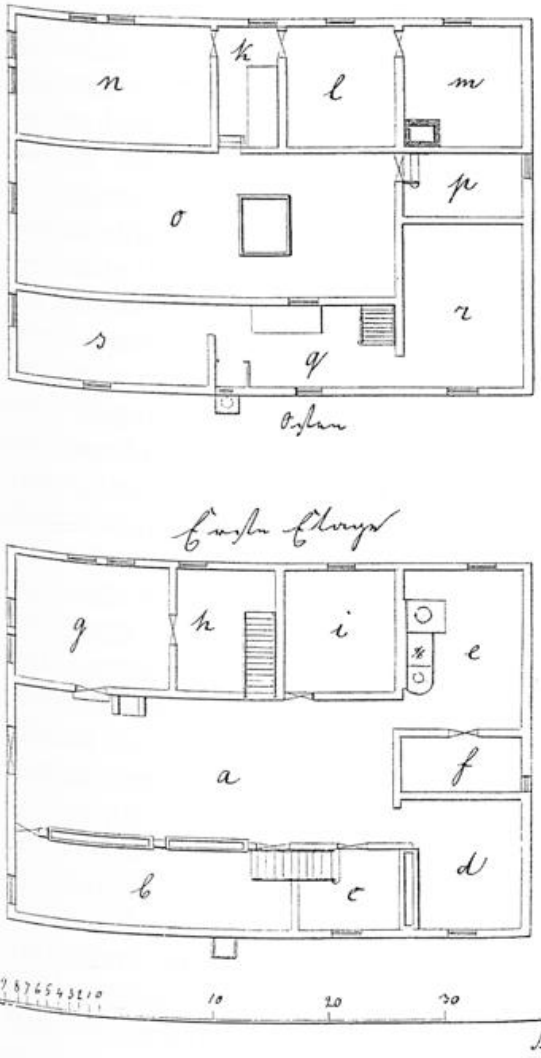


Abb. 9 Pastorat in Düdinghausen bei Bestwig (Hochsauerlandkreis), Grundrisse von 1842. Das 1762 erbaute Pfarrhaus war ein traditionelles niederdeutsches Hallenhaus mit großer Diele (Tenne), an der auf der rechten Seite die Stallungen und links die Wohn- und Amtsräume des Pfarrers lagen. Räume im Erdgeschoss (unten): a Tenne bzw. Flur, b Kuhstall, c Futtergang, d Pferdestall, e Küche, f Speisekammer, g Wohnstube, h Schlafstube, i Gesindestube; Obergeschoss (oben): h Flur, l Schlafstube, m Vorrratskammer, n Schlafstube, o Kornboden, p Rauchkammer, q Flur, r Futterbühne, f Mägdeschlafkammer. Staatsarchiv Münster, Regierung Arnsberg 26642

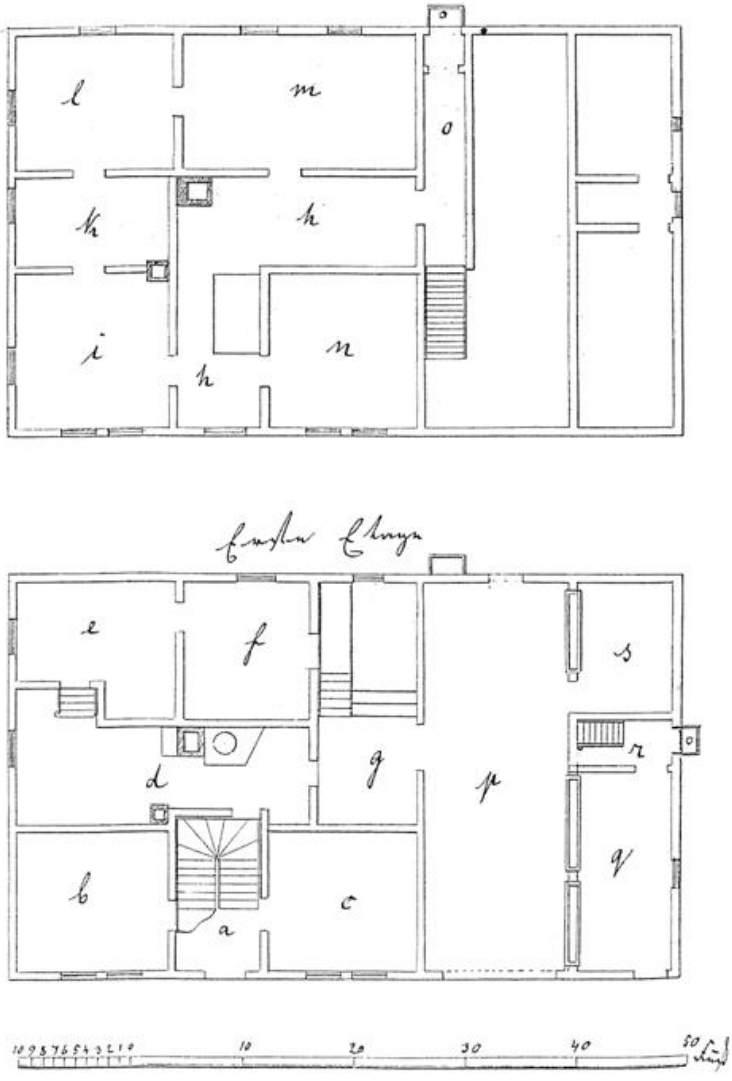


Abb. 10 Pastorat in Medebach (Hochsauerlandkreis), Grundrisse von 1844. Das Gebäude ist ein Querdielenhaus mit separater Erschließung von Wohn- und Wirtschaftsteil von der Traufseite aus. Räume im Erdgeschoss (unten): a Flur, b Stube, c Stube fürs Gesinde, d Küche, e Vorratskammer, f sog. Rumpelkammer, g Gang, p Tenne, q Kuhstall, r Gang, s Rinderstall; Obergeschoss: h Flur, i Fremdenstube, k Schlafkammer, m Saal, n Stube, o Abtritt nebst Gang. Zum Pastorat gehörte außerdem ein separates Stallgebäude mit Schaf- und Schweineställen sowie ein Brunnen. Staatsarchiv Münster, Regierung Arnsberg 26642

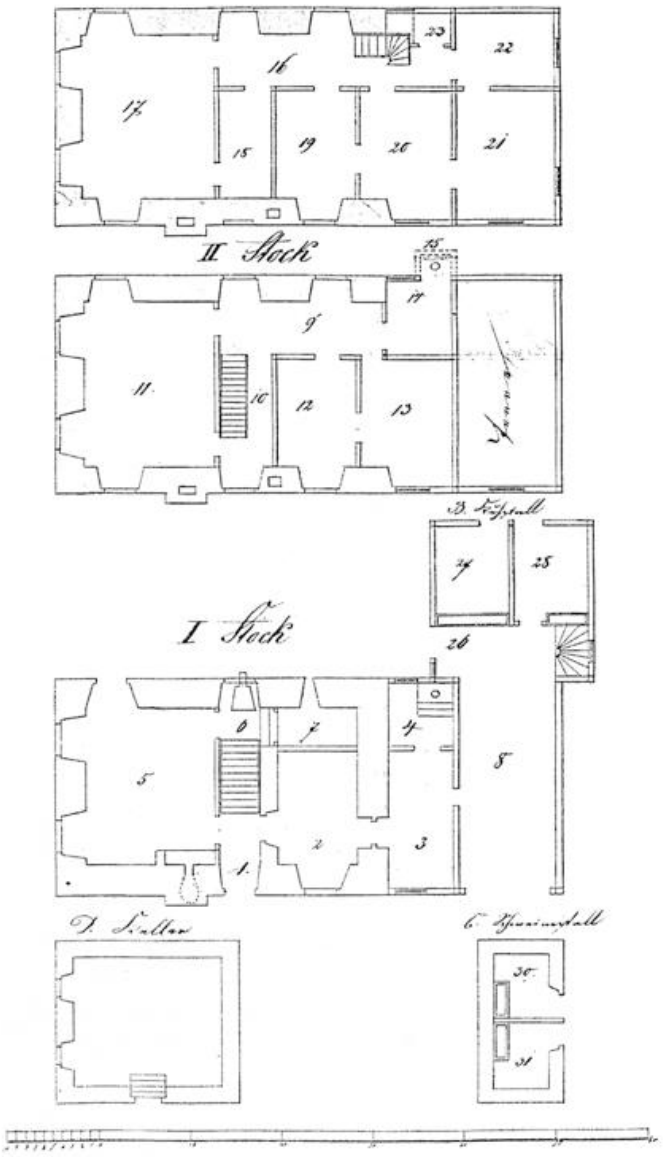


Abb. 11 Pastorat in Meschede (Hochsauerlandkreis), Grundrisse von 1844. Der mittelalterliche Steinbau einer früheren Stiftskurie wurde nach 1803 zum Pastorat umgebaut und erweitert. Räume im Erdgeschoss (I. Stock): 1 Flur, 2 Gesindestube, 3 Gesinde-Schlafkammer, 4 Kammer daneben, 5 Küche, 6 Waschhaus, 7 Speisekammer, 8 Tenne, 26 Futtergang, 27 Kuhstall, 28 Pferdestall, 29 Boden, 30 und 31 separater Schweinestall; 1. Obergeschoss (II. Stock, Mitte): 9 Flur im zweiten Stock, 10 Treppenflur, 11 Saal, 12 Wohnzimmer, 13 Schlafzimmer daneben, 14 Gang vor Abtritt, 15 Abtritt; 2. Obergeschoss (III. Stock): 16 Gang in 3. Etage, 17 Saal, 18 Fleischbühne, 19 und 20 Fremdenschlafzimmer, 21 Fremdenschlafstube, 22 Futterkammer, 23 Abschlag auf dem Gange Nr. 16. Staatsarchiv Münster, Regierung Arnsberg 26642

Das Pastorat in Meschede[68] verkörpert den Typus des gehobenen Wohnhauses (Abb. 11). Sein Wohntrakt bestand aus einem älteren, wohl noch mittelalterlichen Bruchsteinbau einer früheren Stiftskurie, der nach Aufhebung des Stiftes zum Pfarrhaus umgebaut wurde. Dabei wurde rechts ein Fachwerkanbau für Gesindeschlafräume und Landwirtschaft angefügt. Das Pastorat zeigt im Erdgeschoss getrennte Bereiche für Hauswirtschaft, Gesinde und Viehhaltung. Der zweite Stock diente ausschließlich der dienstlichen und privaten Nutzung des Pfarrers. Die Besucher betraten offenbar das Amtszimmer, den großen „Saal", über die Treppe, Wohn- und Schlafräume sind durch eine Zwischentür verbunden und offensichtlich nur für den Amtsinhaber selbst bestimmt. Der Abtritt ist nur vom Pfarrer zu benutzen. Im dritten Stock finden sich schließlich ein weiterer großer Saal, mehrere Fremdenzimmer, ebenfalls untereinander mit Zwischentüren ausgestattet, und erneut Hauswirtschaftsräume wie Futterkammer und Fleischbühne. Insgesamt vier Zimmer (zwei Säle, ein Wohnzimmer, ein Fremdenschlafzimmer) waren beheizbar. Bei diesem Haus sind die Kuh- und Pferdeställe schon etwas abgesetzt, so dass eine klare Trennung von Wohnbereich und landwirtschaftlichem Nebenbetrieb angedeutet ist.

Die hier an wenigen Beispielen verdeutlichte Typologie sauerländischer Pfarrhäuser zeigt, dass neben bäuerlich wirkenden Häusern mit integrierten Ställen (Düdinghausen, Medebach) der Typus des zweistöckigen reinen Wohnhauses schon im 18. Jahrhundert durchaus häufig war. Er begegnet uns nicht nur in Allagen, sondern auch in Warstein (mit einem auffallend ähnlichen Grundriss), Rüthen, Enkhausen (um 1750) oder Voßwinkel (1752).[69] Gemeinsam sind allen Häusern zahlreiche großzügig geschnittene Wohn- und Schlafräume, die auf mehrere ständige Mitbewohner hindeuten. Auffallend sind die vielen „Fremdenstuben", die nicht nur der Beherbergung von Amtsbrüdern, kirchlichen Kommissaren oder Pfarrverwesern gedient haben dürften, sondern auch für die dauerhafte Unterbringung von alten oder unversorgten Angehörigen bestimmt waren. Außerdem war seit dem 18. Jahrhundert ein

repräsentativer Saal im Obergeschoss fester Bestandteil des Raumprogramms eines Pfarrhauses. In allen Fällen gehörte eine umfangreiche Landwirtschaft zur Pfarrei. Fast alle Häuser sind Fachwerkbauten und wurden oft früher oder später an den Wetterseiten verschiefert, Massivbauten sind die Ausnahme. Bereits im 18. Jahrhundert scheint das Schieferdach im Gegensatz zu anderen kirchlichen und öffentlichen Gebäuden ein Standard gewesen zu sein – neben der Solidität der Häuser scheint auch das Sozialprestige eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Der Typus des integrierten Wohn- und Ökonomiegebäudes scheint ein Auslaufmodell gewesen zu sein; bei den überlieferten Neubauten wie etwa in Grevenstein bei Arnsberg um 1887 waren Wohn- und Wirtschaftsbereich stets getrennt; auch scheint die Absonderung der Wohn- und Schlafräume für Gesinde und Haushälterin ein gängiger Trend gewesen zu sein.[70]

Das Allagener Pastorat im 19. Jahrhundert bis zum Kulturkampf (1871)

Die Beschreibung des Allagener Pastorates im Lagerbuch von 1831 bleibt die einzige umfassende Schriftquelle über das Haus. Danach berichtet die archivalische Überlieferung nur über Reparaturen und Renovierungsarbeiten. Trotzdem ließ die Wohnqualität zu wünschen übrig, denn alle Pfarrer klagten über die Dienstwohnung. Der Niedergang des Hauses setzte bereits unter Pastor Wortmann ein. Dieser war nach Auffassung der erzbischöflichen Verwaltung mit 73 Jahren zu alt für das Amt. Kommissarisch wurde der Mülheimer Pfarrer Bolte in die Pfarrei eingewiesen. Beide Pfarrer lebten etwa ein halbes Jahr unter einem Dach. Wortmann starb 1815, Bolte wurde sein Nachfolger.

In Boltes Amtszeit setzen die Bemühungen ein, die alte baufällige Scheune durch einen kleineren Neubau zu ersetzen. Auch gelang es endlich 1834, das Pastorat an den Wetterseiten zu verschiefern[71] und einen größeren Wohnkomfort durch den Kauf von neuen Öfen zu erreichen. Die Beschaffung dieser Öfen – nach den Akten des Generalvikariates ein völlig unspektakulärer Vorgang – erweist sich nach Sichtung der Warsteiner Akten als zäher Kleinkrieg des Pfarrers um einen unabweisbaren Anspruch an seine Wohnqualität. Schon im Frühjahr 1837 erinnerte Bolte den Warsteiner Bürgermeister an die versprochenen Öfen, die er „höchst nöthig brauche".[72] In der prompten Antwort hieß es, die Warsteiner Hütte habe keine passenden Öfen. Doch sei der Winter fast vorbei, und die Anschaffung habe nun Zeit bis zum Herbst.[73] Im August brachte Bolte die Öfen beim Bürgermeister rechtzeitig in Erinnerung. Sie müssten noch vor dem Herbst eingemauert werden, alle rechtlichen Hürden zu ihrer Anschaffung seien genommen.[74] Nichts geschah. Im Dezember ließ Bolte gegenüber dem Bürgermeister verlauten, dass er nun zur Selbsthilfe gegriffen habe. Er war bevollmächtigt worden, die beiden Öfen „irgentwie auszuhören und anzukaufen". Nun war er bei dem Mülheimer Gastwirt Abel fündig geworden, hatte einen passenden Ofen mit Zubehör für 8 Taler erstanden und bereits abgeholt. Bei Abel werde er in den nächsten Tagen einen weiteren Ofen in Augenschein nehmen und kaufen.[75] Ein weiterer Ofen wurde 1843 von der St. Wilhelms-Eisenhütte in Warstein-Suttrop angeschafft.[76]

Der Fall wirft ein bezeichnendes Licht auf die Lebenssituation eines Sauerländer Pfarrers im 19. Jahrhundert. Wie ein roter Faden zieht sich die Zahlungsunwilligkeit zunächst der kirchlichen, später der politischen Gemeinde durch die Akten, die beide mehr an ihren Haushalt als an die Bequemlichkeit des Pfarrers dachten. Die Beziehungen zwischen Amtsträger und Gemeinde waren unabhängig von der Person des Pfarrers gekennzeichnet durch abwehrende Haltungen auf der einen und Forderungen auf der anderen Seite, wobei die Pfarrer viele Missstände jahrelang relativ geduldig ertragen haben oder gar die Kosten für kleinere Arbeiten übernahmen.[77] Es scheint, dass sich an Baufragen häufig Konflikte innerhalb der Gemeinde entzündeten, die manchmal eine tiefere Ursache hatten. Ganz sicher aber haben diese Rangeleien und quälenden Auseinandersetzungen um Renovierungsfragen alle Amtsträger erheblich zermürbt und zu einer manchmal am Rande der Legalität verlaufenden „Selbsthilfe" der Pfarrer geführt. Wer als Pastor im Sauerland nicht über ein Minimum an handwerklichem Geschick und auch



Abb. 12 Die 1851 erbaute Scheune des Allagener Pastorates (abgebrannt 1965). Foto um 1964

an Raffinesse verfügte oder sich nicht selber um Bezugsquellen kümmerte, der war zumindest bis weit ins 20. Jahrhundert verloren. Die ständigen Klagen über kalte Häuser, marode Gemäuer und undichte Dächer dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass ohne ein erhebliches und lautstarkes Insistieren und Lamentieren der Pfarrer in vielen Fällen freiwillig und rechtzeitig rein gar nichts zur Bauunterhaltung geschehen wäre.[78]

Noch deutlicher wird dies beim Scheunenneubau (Abb. 12). 1828 führte die Gemeinde eine letzte große Reparatur der Scheune durch,[79] dennoch attestierte das Lagerbuch 1831 ihre Baufälligkeit. Jedoch: Mehr als zwanzig Jahre sollte sich der Kampf der Allagener Pfarrer um den Neubau eines kleineren Ökonomiegebäudes hinziehen.[80] Für die Pfarrer Bolte und Knickenberg wuchs sich das Projekt zu einem wirklichen Zerwürfnis mit der Gemeinde aus und band enorme Energien.[81] Innerhalb dieser zwanzig Jahre gab es ungezählte schluderige „Reparaturen" und „Selbsthilfeakte" bis hin zur Anzeige eines vermeintlichen Diebstahls Boltes durch den Allagener Schullehrer,[82] immer wieder gekippte Gemeindebeschlüsse, erfolglose Ausschreibungen und Schreiben um Schreiben an übergeordnete Behörden.[83] 1844 stand das Thema erneut zur Entscheidung an. Ein Neubau wurde auf 950 Taler veranschlagt, die Alternative bestand in einer umfassenden Reparatur, die aber immerhin 850 Taler verschlingen werde.[84] Ein Gutachten von Wegebaumeister Lücke gibt genauere Auskunft über das Viehhaus.[85] Es war in einem katastrophalen Zustand. Der Mörtel hielt die Bruchsteine der Plinte kaum zusammen, das Dach, das künftig verschiefert oder mit Ziegeln gedeckt werden sollte, würde dieses Gewicht nicht aushalten. Durch die Wände regnete es von allen Seiten herein. Nur noch ein Fünftel des Dachbodens war mit Brettern bedielt. Die Giebelbekleidungen waren beidseitig verfault. Nach Ansicht von Lücke war die Scheune für das Pastorat viel zu groß. Statt der bisherigen Einteilung in Back- und Häckselkammern mit außenliegendem Backofen, den großen beiden Pferdeställen, vor denen eine Knechtekammer lag, einer riesigen Tenne und einem Kuhstall, der durch einen Gang vom Schweinestall getrennt war, empfahl der Baumeister einen Neubau. Er sollte nur noch 39 Fuß lang und 29 1/2 Fuß breit sein und sah neben dem erforderlichen Lagerraum für Feldfrüchte Stellfläche für die wirklich vorhandenen Kälber, Kühe und Schweine sowie das Bachkaus vor. Zu diesem Plan liegt eine ausführliche Stellungnahme von Knickenberg vor.[86]

Die Gemeinde verschleppte den Bau weiterhin. Es kam, wie es kommen musste: Unwetter im Winter 1850 bereiteten der armseligen Scheune ein Ende, und alle bösen Befürchtungen Knickenbergs trafen ein: Die Westwand stürzte ein, das Strohdach riss auseinander, überall platzte der Regen herein. Knickenberg meldete Vieh- und Feldfruchtschaden. Ein Teil der Tiere war unter den widrigen Bedingungen erfroren. Knickenberg drohte der Gemeinde mit einem Prozess.[87] Ein Jahr lang musste er noch ohnmächtig zusehen und war wie seine Vorgänger zur „Selbsthilfe" gezwungen.[88] Erst im Januar 1852 wurde von der Gemeindeversammlung rückwirkend der Neubau der Scheune beschlossen, für den festgelegte Gelder außerplanmäßig verwendet wurden.[89] Die Inschrift der 1965 niedergebrannten Scheune von 1851 lautet:[90]

„Nicht Menschen nur, o Gott,
gebrauchen Deinen Segen,
auch Thiere können ohne Dich nicht leben.

Drum wollest Du vor allen Gefahren
auch diese stets bewahren.
Errichtet, den 22. Mai 1851."

Die Phase des Kulturkampfes (1871-1887)

Nach Knickenbergs Tod am 28. November 1866 ist die Quellenüberlieferung zum Alten Pastorat für einige Jahrzehnte überaus spärlich. Schon im Juni 1866 übernahm Friedrich Hammerstein kommissarisch die Amtsgeschäfte in Allagen. Nach seinem Tod am 11.3.1875 blieb die Pfarrstelle wegen des Kulturkampfes bis zum Amtsantritt Schafmeisters (1887) für zwölf Jahre vakant; die seelsorgerlichen Handlungen wurden von Pfarrer Bildmann aus Mülheim übernommen, außerdem führten die beiden Kapläne Blinde und Brand vorübergehend die Kirchenbücher.[91]

Während der zwölfjährigen Vakanz der Pfarrstelle wurde das Pastorat mit den Nebengebäuden vermietet.[92] Schon vor Hammersteins Tod erkundigte sich Amtmann Koffler aus Warstein beim Landrat, wer das Kirchenvermögen in Allagen zu beschlagnahmen und zu verwalten habe.[93] Die Arnsberger Regierung wies ihn am 28.2.1875 an, diese Aufgabe nach Hammersteins Tod unverzüglich zu auszuführen.[94] Ein Protokoll Kofflers weist das beschlagnahmte Vermögen genau nach.[95] Für das Kirchen- und das Pfarrvermögen wurden zwei getrennte Etats aufgestellt. Die Beschlagnahmung des Pfarrvermögens wurde im Kirchspiel Allagen am 27. März 1875 öffentlich bekannt gemacht. Auch wurde angeordnet, dass Vikar Blinde, der gegen die Beschlagnahmung scharf protestiert hatte, „sich in den Grenzen seines Vikarie-Benefiziums zu halten [habe] und insbesondere keine eigentlichen pfarramtlichen Handlungen vorzunehmen [habe]".[96] Die Vorgänge müssen in dem katholischen Kirchspiel als extrem provokativer, ja demütigender Eingriff in das Dorfgefüge und als Angriff auf eine herausragende Persönlichkeit und die Autonomie der Kirchengemeinde erlebt worden sein.

Bereits kanpp zwei Monate später, am 14. Juni 1875, wurde ein Mietvertrag über drei Jahre zwischen dem Kommissar zur Verwaltung des Kirchenvermögens und Fräulein Theresia Busse geschlossen. Für 36 Mark im Jahr mietete die Dame das Pfarrhaus, einschließlich Garten, Baumhof und Hofraum. Im Mietpreis inbegriffen waren die Nutzung von Kuhstall, Schweinestall und der Bühne oberhalb dieser Räume in der Scheune sowie die Mitnutzung des Backofens. Die Scheune wurde mit den genannten Einschränkungen an den Landwirt Heinrich Schulte zu Allagen für 24,50 Mark pro Jahr vermietet. Ausdrücklich erwähnt ist in § 7, dass Haus und Scheune in gutem Zustand übergeben wurden und in ebensolchem Zustand wieder übergeben werden müssten. „Insbesondere wird anerkannt, daß im Wohnhause alle bewohnten Räume gut tapeziert, die Küche, Decken und Fluren und Kammern geweißt und der Anstrich vollständig ist." Ausgenommen von der Vermietung war „die Stube für die Bibliothek" (wahrscheinlich Raum 6), auch musste dem Amtmann zur Führung seiner Geschäfte jederzeit unentgeltlich eine Stube eingerichtet werden. Für den Fall, dass die Pfarrstelle wieder besetzt werden sollte, sah § 4 die Räumung beider Gebäude binnen sechs Wochen nach Aufforderung vor. Bauliche Veränderungen bedurften der Zustimmung des Vermögensverwalters (§ 11). Da keine weiteren Nachrichten über eine Kündigung des Kontraktes oder einen Mieterwechsel vorliegen, ist anzunehmen, dass der Vertrag mit Fräulein Busse immer wieder verlängert wurde. Auch die Ländereien wurden meistbietend auf sechs Jahre verpachtet.[97] Alle Gelder gingen auf ein Sonderkonto. Nach allen vorliegenden Quellen bedeutet dies, dass das Pastorat für rund zwölf Jahre ein einfaches privates Wohnhaus war.

1877 verlangte der königliche Kommissarius für die bischöfliche Vermögensverwaltung in der Diözese Paderborn, Regierungsrat Himly, eine Überprüfung der Pfarrgebäude durch den örtlichen Verwalter.[98] Der Gemeindevorsteher teilte daraufhin mit, dass das „Pfarrhaus zu Allagen in keiner Weise vernachlässigt wird, sich vielmehr in einem Zustande befindet um jederzeit von einem Geistlichen bezogen werden zu können".[99] 1880 verlangte Himly präzisere Angaben.[100] Der Bericht des Kirchenvorstandes benennt Maße und Bauart des Hauses, ohne den aktuellen baulichen Zustand näher zu charakterisieren. Lediglich Mängel an den beiden



Abb. 13 Ständchen zum 40-jährigen Priesterjubiläum von Pastor Vollmer in Allagen, 8. August 1960. Im Hintergrund ist die Pastoratsscheune von 1851 zu sehen; der Westgiebel ist mit Hohlpfannen behängt

Haustüren werden erwähnt.[101] Ein kurzer Bericht des Kreisbauinspektors Caesar bestätigt diese Angaben insgesamt.[102] Caesar beschreibt den allgemeinen Erhaltungszustand als „ziemlich gut". „Es dürfte nur nothwendig sein, die Gesindestube, welche von der Bewohnerin benutzt wird [wahrscheinlich Raum 3], neu anzustreichen (sie ist mit verschiedener äußerst abgenutzter Tapete belegt), einige Läden zu reparieren, dsgl. einige Wandgefache in der Tünche herzustellen und die äußere Freitreppe vor dem Hause, welche sehr baufällig ist, zu erneuern. Außerdem sind die Gartenthüren und Thore verfallen." Die Renovierungsarbeiten oblagen der politischen Gemeinde. Diese versuchte, sich den nun fälligen Ausgaben zu entziehen und führte finanzielle Engpässe ins Spiel.[103] Die ausgeführten Maurer- und Schreinerarbeiten waren im September 1880 beendet;[104] die Kirchengemeinde finanzierte die Kosten für die politische Gemeinde vor.[105]

Vom späten 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg

1887 konnte die vakante Pfarrstelle nach dem Ende des Kulturkampfes wieder besetzt werden. Sie ging an den Missionsvikar Josef Schafmeister aus Meinerzhagen.[106] Er führte die Akten mustergültig, so dass regelmäßige Berichte über Reparaturen überliefert sind. Bei seinem Amtsantritt geschah offenbar wenig, um das Haus wieder wohnlich herzurichten, man wollte wohl den Neuanfang mit den staatlichen Behörden nicht durch lautstarke Forderungen belasten. Erst 1890 bat Schafmeister „dringend" um Ausführung verschiedener notwendiger Reparaturen im Pastorat.[107] Seine lange Liste lässt erkennen, dass trotz Himlys wiederholter Bitten um Auskünfte über den Bauzustand des Pfarrhauses seit Jahren kostenintensive Maßnahmen unterblieben waren. Schafmeister bittet um neue Schwellen an den Außenwänden der Küche, um vier neue Fensterläden und die Ausbesserung der übrigen vier, um einen neuen Anstrich sämtlicher Türen und Fenster, neue Tapeten in zwei oder drei Stuben, die Instandsetzung der Rauchbühne sowie die Anbringung von Dachrinnen. Schließlich weist er darauf hin, dass „die westliche Giebelwand der Scheune [...] ganz erneuert werden muß, und zwar bald, weil sie nach Aussage des Maurers W. Arens dem Einsturze droht". Die Gemeinde Allagen wollte zunächst nur die gröbsten Mängel beseitigen.[108] Wenig später konnte der Warsteiner Amtmann Schafmeister mitteilen, dass sämtliche Reparaturen noch 1890 durchgeführt würden, nur die Dachrinne sei auf das kommende Jahr

verschoben worden. „In Betreff der westlichen Giebelwand der Scheune ist festgestellt worden, daß zum Schutze derselben eine Bekleidung mit Zink oder Schiefer genügen werde."[109] Ein Foto vom August 1960 zeigt, dass eine Verkleidung mit Hohlziegeln vorgenommen wurde (Abb 13).

1898 stellte sich zum ersten Mal eine ganz neue Frage – die des Neubaus. Ein Visitationsprotokoll des Vorjahres bemerkte lapidar: „Das Pfarrhaus ist alt und morsch, jedoch noch so eben bewohnbar."[110] Dieses Verdikt leitete eine sehr genaue Befragung Schafmeisters ein. In seiner Stellungnahme an das Generalvikariat Paderborn heisst es: „[...] daß der Ausdruck ‚morsch' [...] meines Erachtens zu stark ist. Denn baufällig ist das Pfarrhaus noch nicht. Es hat freilich viele Mängel, und ein Neubau wäre auch wünschenswerth; aber nothwendig wird der Bau eines neuen Pfarrhauses hoffentlich nicht vor meinem Tode werden."[111] Schafmeister, der in regelmäßigen Abständen die baulichen Mängel Amtmann und Gemeinde mit der Bitte um Reparatur meldete,[112] verwies auf die hohen finanziellen Belastungen der Gemeinde Allagen durch den Bau einer neuen Schule. Er, der ganz in seiner seelsorgerlichen Tätigkeit aufging, scheint sich mit Allagen tief verbunden gefühlt zu haben. Umso stärker getroffen war er, als ihm 1899 die Reparatur seines Hoftores von der Gemeindevertretung verwehrt wurde, die er für unaufschiebbar hielt. In seiner Antwort macht er seiner Enttäuschung Luft: „Wie Ew. Wohlgeboren bekannt ist, befindet sich die hiesige Pastorat in einem solch jämmerlichen baulichen Zustande, daß ich unbedenklich einen Neubau beantragen dürfte, und ich wäre zu diesem Antrage auch schon durch die Bischöfl. Behörde genöthigt worden, wenn ich nicht zurückgehalten hätte. Ich habe mich gegen einen Neubau gesträubt u. habe nur die nothwendigsten Reparaturen beantragt aus Rücksicht auf die große Belastung der Gemeinde. Deshalb möge die Gemeindevertretung mich doch nicht nöthigen, etwa durch einen Königl. Regierungs-Baumeister ein Verzeichnis der nothwendigen Reparaturen anfertigen zu lassen, denn dieses Verzeichnis würde sehr lang werden. Die Reparatur des Hofthores darf keinen Aufschub mehr erleiden."[113] So verwundert es nicht, dass der Real-Schematismus von 1913 zum Pfarrhaus die knappe Angabe macht „in leidlichem Zustand"; von den elf Zimmern waren inzwischen fünf heizbar.[114]

Warum ausgerechnet nach Schafmeisters Tod eine genaue Untersuchung angestellt wurde, ob er selbst zu finanzierende Reparaturen versäumt habe, ist nach der Aktenlage nicht nachvollziehbar.[115] Eine Ortsbegehung ergab 1919, „daß es [das Haus, U.G.] sich allgemein in einem noch leidlichen Zustande befindet. Größere Reparaturen sind für den Augenblick nicht unbedingt notwendig."[116] Sein Vikar und Pfarrverweser Zimmermann fügte dem Protokoll ein Begleitschreiben bei, das eine andere Sprache spricht.[117] Das Protokoll sei „in mildem Sinne abgefaßt. Denn wie der Schematismus bemerkt, ist ein Neubau erforderlich. Jedoch ist dasselbe noch bewohnbar, vorausgesetzt, daß für etwa 700 – 1000 M Anstreicher und Tapezierarbeiten ausgeführt werden. Bauliche Reparaturen wären in Anbetracht der Teuerung und weil doch demnächst ein Neubau ausgeführt werden muß, nicht zweckmäßig." Vor diesem Hintergrund beschloss die Gemeinde im Einverständnis mit dem neuen Pfarrer auch bloß, „nur die notwendigsten" Fensterläden erneuern zu lassen.[118]

Zum neuen Pastor wurde Johannes Schröder berufen. Aus seiner Amtszeit (1920-1933) sind wie aus der seines Nachfolgers Karl Dornhoff (1933-1945) keine schriftlichen Nachrichten über das Haus erhalten; hier gibt lediglich das Interview mit dem in Allagen geborenen Kaspar Ferber (*1918) einige Hinweise. Anzunehmen ist, dass in den Zeiten von Inflation, Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit, leeren kommunalen Kassen und später auch der kirchlichen Verfolgung durch die Nationalsozialisten die Realisierung eines wünschenswerten Neubaus nicht nur aussichtslos gewesen wäre, sondern möglicherweise auch die Gemüter der Allagener, die existenziellere Probleme hatten, unnötig erregt hätte. So verwundert es nicht, dass in der Vorkriegszeit der Gemeinde die Neubaupläne weitgehend unbekannt waren; die Gemeindeglieder diskutierten den Abriss des Hauses erst nach dem Zweiten

Weltkrieg.[119] Den Dorfbewohnern erschien das Haus selbst im Kriege mit seinen beiden verschieferten Wetterseiten, den graugrün gestrichenen Fensterläden und Türen sowie den weißen Fensterrahmen intakt zu sein; es wurde stets als ordentlich, ja gepflegt empfunden. Alle Zimmer hatten Gardinen. Auch waren der Gemeinde Klagen der Pfarrer über Kälte oder andere widrige Zustände im Haus nicht bekannt. Die meisten Gemeindeglieder kannten nur das Sprechzimmer (1 im Grundriss, vgl. Abb. 7) aus eigener Ansicht, das jeder Pfarrer mit seinen Privatmöbeln ausstattete. Es hatte ursprünglich braungestrichene Dielen, später (unter Vollmer) war es mit Linoleum ausgelegt. Dort standen ein schlichter Schreibtisch, einige gepolsterte Stühle sowie ein Aktenschrank. Licht kam aus einer einfachen Deckenlampe – Allagen wurde um 1900 elektrifiziert –, geschmückt war das Sprechzimmer wie alle Zimmer jener Zeit mit einem Kreuz. Manchmal besprach man kleinere Angelegenheiten auch in der Küche mit der Haushälterin. Die Küche hatte einen Fußboden aus Natursteinen und eine Kochmaschine; später kam auch hier ein Linoleumbelag hinein. Während Allagens neuere Häuser schon selbstverständlich über Badezimmer verfügten, hatten Schröder und Dornhoff kein Bad. Von den Nebengebäuden scheint das Backhaus bereits abgebrochen worden zu sein.

Nachkriegszeit und Neubau des Pastorates

Erst mit Anton Vollmer, dem im August 1945 die Allagener Pfarrstelle übertragen wurde und der im November einzog, fließen die Schriftquellen wieder reicher. Er sollte der letzte Pfarrer sein, der im Alten Pastorat wirkte. Das Haus scheint vor seinem Dienstantritt gründlich renoviert worden zu sein.[120] Solche Arbeiten sind offenbar in einem etwa zehnjährigen Rhythmus durchgeführt worden, in einigen Räumen auch in fünfjährigen Abständen.[121] Die Erinnerungen Käthe Hickings korrigieren allerdings das von den Akten gezeichnete Bild. Bei ihrem Einzug im November 1945 fand sie ein baufälliges Haus vor, das sie als „schrecklich" erinnert.[122] Einige Fenster mussten neu eingesetzt oder Rahmen erneuert werden, der Schiefer fiel ab. Ständig gingen Handwerker ein und aus. Auch der Anblick der Scheune war „schrecklich, war alles in einem ganz schrecklichen Zustand": Die Türen standen offen, der Totenwagen stand in der Tenne. Dornhoff hatte seit Jahren kriegsbedingt keine Reparaturen unternehmen können. So regnete es im Gästezimmer 1945 ins Bett, in die Küche fiel Schnee. Die unteren Zimmer waren bis auf Küche und Speisekammer an die kranken Schwestern des Pfarrers Dornhoff vergeben. Das Sprechzimmer (1 im Grundriss, vgl. Abb. 7) wurde von 1945 bis zu ihrem Auszug im Herbst 1951 als Schlafzimmer der ältesten Schwester genutzt, Zimmer (2) diente ihnen als Küche, zwei Schwestern schliefen in Raum (3). Vollmer und Frau Hicking richteten in der Speisekammer (4) neben der Küche (5) ein kleines Esszimmer ein. Alle anderen Räume ihres Haushaltes befanden sich bis 1951 im Obergeschoss. Erst danach verlegten sie das Wohnzimmer (zunächst 8) nach unten (Raum 2 und 3). Der Flur wurde gleich neu tapeziert. Die große, offene Küche hatte noch einen gemauerten offenen Herd, der durch einen Herd Vollmers ersetzt wurde; bei schlechtem Wetter war jedoch die ganze Küche voller Rauch und Ruß, auch der spätere Ölofen sei bei schlechtem Wetter stets ausgegangen. Der Keller wurde zur Lagerung von Wein und Vorräten genutzt; ein Kellerraum war zunächst den Schwestern des Vorgängers überlassen, der Vorkeller wurde als Waschküche genutzt. Da kaum Geld für Reparaturen vorhanden war, nahm man dankbar jede Hilfe von Handwerkern an.

Um in den ersten Jahren wenigstens ein Fremdenzimmer zu haben, ließ Vollmer im Obergeschoss eine Wand in das große Zimmer rechts der Treppe einziehen, es entstanden Zimmer (9) und (10) aus einem ursprünglich großen Raum.[123] Zimmer (10) war nur vom Flur aus zu betreten, es diente Frau Hicking als Schlafzimmer (vgl. Grundriss, Abb. 8). Pastor Vollmer hatte sein Arbeitszimmer wie offenbar alle Vorgänger in Zimmer (6) über der Küche, von dort war auch sein Schlafzimmer (7) zu betreten. Gleichzeitig konnte er vom Schlafzimmer in das Wohnzimmer (8) gehen und durch eine weitere Zwischentür in das neu entstandene Fremdenzimmer (9). Die Schlafräume besaßen beim Einzug dunkle, alte Tapeten, die Voll-

mer durch neue helle Tapeten ersetzen ließ. Zunächst lagen in allen Zimmern dunkelbraune Dielen. Nach dem Auszug der Dornhoff-Schwestern richtete Frau Hicking das ehemalige Wohnzimmer im Obergeschoss (8) als ihr Schlafzimmer ein, während ihr früheres Schlafzimmer (10) nun von den Hausmädchen genutzt wurde. Links neben diesem Zimmer entstand durch eine Zwischenwand ein Badezimmer (11).[124] Am Ende der 1950er Jahre lag in den meisten Zimmern oben schon Linoleum, nur im Zimmer der Hausmädchen, im Fremdenzimmer sowie im Bad blieben die dunkelbraun gestrichenen Dielen.

1957 fanden weitere Renovierungen statt. Auch diesmal wurde nur das Notwendigste ausgeführt:[125] „Das Haus ist jetzt in einem guten Zustand und dürfte lange Zeit ohne nennenswerte Kosten bewohnt werden dürfen." Der bauliche Gesamtzustand des Hauses war Ende der 1950er Jahre gut; es galt als ein ordentliches, wenn auch altes, unmodernes Haus, aber: „es ließ sich schon drin wohnen".[126] Zum Schutz vor Kälte hatte man spätestens vor 1957 eine doppelte Eingangstür eingebaut, wie auch ein Wohnzimmer im Erdgeschoss doppelte Fenster besaß. Drei Öfen beheizten die Zimmer des Erdgeschosses – sie standen im Wohnzimmer (2/3), im Empfangszimmer (1) und in der Küche. Im Obergeschoss befand sich nur im Arbeitszimmer des Pastors ein Ofen, zum Beheizen des dahinterliegenden Schlafzimmers ließ er die Tür offenstehen. Bei seinem Einzug 1945 hatte Vollmer drei Öfen vorgefunden, die allesamt unbrauchbar waren und schaffte schon bald einen Warsteiner Ofen für das Arbeitszimmer an, ein eigener Ofen stand im Wohnzimmer. Dieser erwies sich schon 1951 als zu klein, und Vollmer beantragte die Anschaffung eines Ofens für sein Arbeitszimmer,[127] 1961 konnte schließlich ein Ölofen angeschafft werden.[128] Vollmer war für das „Moderne": Neben den eigenen Möbeln brachte er schon bei seinem Einzug einen eigenen Waschkessel, eine eigene „Badegelegenheit" und einen eigenen Elektroherd mit.[129] Seit 1957 befanden sich die Sanitäreinrichtungen auf dem neuesten Stand,[130] die Badewanne war im Badezimmer eingemauert, wo sich auch eine Wassertoilette und ein Waschbecken befanden. Die Wände des Bades waren nur gestrichen. Ein Badeboiler musste das nur kaltfließende Wasser erhitzen. Im Wohnzimmer lagen 1957 noch die alten, dunkelbraun lackierten Holzdielen mit handgeschmiedeten Nägeln. Sie mussten regelmäßig gebohnert werden und sahen mit dem darüberliegenden Teppich sehr gepflegt aus. Der Flur war mit schwarzweißen Steinfliesen ausgestattet; in der Küche lag damals schon Linoleum. Alle Räume waren mit privaten Möbeln eingerichtet.

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg scheinen Vollmer weniger die baulichen Mängel des Pastorates als vielmehr die zusätzlichen Mitbewohner in seinem Haus belastet zu haben. Die Scheune wurde nach 1945 zur Notwohnung für eine mehrköpfige Familie ausgebaut, ihnen folgte sofort eine andere Familie mit einem behinderten Kind. Vollmer hingegen plante, anstelle der Scheune ein Pfarrheim zu bauen und sah die wiederholte Belegung kirchlicher Räume als Sabotage seiner Gemeindearbeit an.[131] Nach dem Auszug der letzten Familie (ca. 1958/59) diente die Scheune nur noch als Abstellraum.[132]

Zu Beginn der 1960er Jahre galt der Neubau in Allagen wie in Warstein als beschlossene Sache. 1963 sollten erste Mittel einer zweckgebundenen Rücklage zugeführt werden.[133] Doch zunächst musste der Landeskonservator sein Gutachten abgeben. Er sprach sich sehr zum Ärger der Beteiligten vor Ort für einen Erhalt des Gebäudes aus: „Für das Ortsbild vom Möhnetal her ist dieses zweigeschossige Haus mit hohem geschiefertem Steildach besonders wichtig. Bei dem Gebäude handelt es sich sowohl nach dem Alter des Hauses wie nach seinem Aussehen um einen Denkmalbau für den [...] Beihilfen in angemessenem Umfang bewilligt werden können. Nach dem Eindruck zu urteilen, den ein kurzer Gang durch das Haus vermittelte, dürfte das gesamte architektonische Gefüge noch im wesentlichen gesund sein. Der Wohnwert des Hauses ist zwar wegen der relativ primitiven Installation und dem Fehlen einer zentralen Heizung nur bedingt. Auch das starke Durchhängen einiger Fußböden wirkt sich nachteilig aus. Wenn ich trotzdem den Vorschlag mache, das Pfarrhaus zu erhalten, so



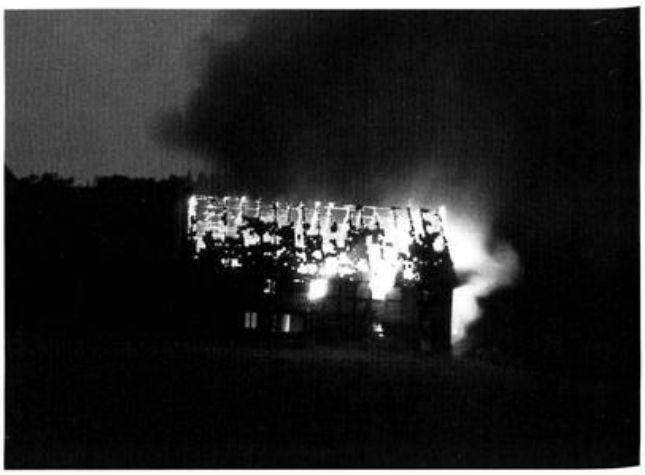


Abb. 14 und 15 „Warmer Abbruch" in Allagen: Am 11. September 1965 wurde die 1851 erbaute Scheune des Pastorates durch die Freiwillige Feuerwehr niedergebrannt

gehe ich dabei von dem Gedanken aus, daß es sich hierbei um ein charakteristisches Bauwerk von erheblicher Bedeutung für die Geschichte des Ortes handelt."[134]

In Allagen und Warstein scheint man diese Option niemals ernsthaft diskutiert zu haben. Schon im Juni vermerkte der Amtsdirektor, dass auf Wunsch der Allagener die alte Scheune beseitigt werden solle, um Platz für einen Neubau zu schaffen. Danach „könnte dann die jetzige Pastorat beseitigt werden".[135] Zuvor müsse das Generalvikariat noch zustimmen. Auch der Haupt- und Finanzausschuss der Gemeinde Allagen blieb bei seiner Auffassung, „daß mit Nachdruck der Bau des neuen Pfarrhauses vorangetrieben werden" müsse, zumal die Zuschüsse der Denkmalpflege in keinem Verhältnis zu den Modernisierungskosten standen.[136] Es solle der Neubau umgesetzt werden, sobald die Mittel angesammelt seien. Ein Jahr später lehnte der Landeskonservator die Unterschutzstellung des Pastorates ab.[137] Mit dem Niederbrennen der alten Pastoratscheune durch die freiwillige Feuerwehr am 11. September 1965 wurde das notwendige Baugelände auf dem Grundstück geschaffen (Abb. 14-15).[138] Am 1. Oktober 1967 fand die Schlüsselübergabe des neuen Pfarrhauses an Pastor Vollmer statt.[139] Im April 1968 baute das Detmolder Freilichtmuseum das Alte Pastorat ab (Abb. 16-17).

Hirte und Herde: Dorfkirchenfürsten, Landpriester, Seelsorger

Priesterliche Sozialisation, Selbstverständnis, vor allem aber die soziale Stellung katholischer Pfarrer im dörflichen Mikrokosmos unterlagen während des Untersuchungszeitraumes einem erheblichen Wandel. Der Landpfarrer im Alten Reich ist hinsichtlich seiner Ausbildung, seiner Machtfülle, und seines Berufsalltags kaum noch mit dem modernen Seelsorger des 20. Jahrhunderts zu vergleichen. Irmtraud Götz von Olenhusen hat in ihrer Habilitationsschrift eine überzeugende Typologie katholischer Pfarrer Badens im 19. Jahrhundert vorgelegt; Hinweise auf das 18. Jahrhundert finden sich allerdings nur selten.[140] Ihre Ergebnisse helfen bei der Interpretation des Verhältnisses von Pfarrer und Gemeinde in Allagen, allerdings weicht die Entwicklung im ehemals kurkölnischen Sauerland in einigen Aspekten deutlich von Baden ab.

Verkürzt gesagt kann Götz von Olenhusen in Baden nach der Säkularisierung eine starke Verbreitung aufklärerischen Gedankengutes im Klerus nachweisen, das zur Aufweichung des bis dahin gültigen tridentinischen Priesterideals führte. In der Folgezeit kam es innerhalb der Priesterschaft zu stark abweichendem Verhalten (Nicht-Beachtung der Kleidungsvorschriften, Sexualdelikte, Verstöße gegen die priesterlichen Standespflichten u.a.) und einer Unterstützung liberaler Re-



Abb. 16 Abbau des alten Pastorates durch das Freilichtmuseum, 1968. Links das neue Pfarrhaus von 1967



Abb. 17 Abbau des alten Pastorates in Allagen, März 1968

formideen des Vormärzes (u.a. Aufhebung des Zölibates). Nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution 1847/48 setzte eine erste Rekonfessionalisierungswelle „von oben" ein, die Priestern mit allen Mitteln der kirchlichen Sanktionsgewalt ein konformes Verhalten abverlangte und eine streng am montanistischen Idealtypus ausgerichtete Priestersozialisation nach sich zog. Die Rekonfessionalisierung wurde von erzbischöflicher Seite seit 1864, vor allem aber durch den Kulturkampf enorm verstärkt und führte zur Herausbildung eines ultramontanens Milieus, das der deutlichen Abgrenzung von bürgerlich-liberalen Lebensformen diente und als Subkultur fungierte.[141] In der Konsequenz solcher Maßnahmen entwickelte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der Typus des weltabgewandten, im Umgang mit dem Volk stark beschränkten Priesters, der im Mittelpunkt eines katholischen Milieus mit zahlreichen katholischen Vereinen und eigener Publizistik stand.

Die Allagener Situation weicht in manchen Punkten von den badischen Verhältnissen ab; auch reichen die Daten über die Pfarrer im kurkölnischen Sauerland für eine solide Typologie nicht aus. Das Interpretationsmuster hilft dennoch, ein über den Einzelfall und die Dorfepisode hinausgehendes Bild von den Veränderungen im Verhältnis von Kleriker und Gemeinde zu zeichnen. Wichtigste Phase für das Verständnis der Veränderungen sind das späte 18. und das 19. Jahrhundert von der Säkularisierung bis zur Phase nach dem Kulturkampf. Hier lässt sich über die in den Akten vertretenen Pfarrer eine Entwicklungslinie vom spätbarocken Dorfkirchenfürsten mit erheblicher Machtfülle, über den starken Verunsicherungen ausgesetzten Landpriester nach der Säkularisierung bis zum ultramontanen Seelsorger im späten Kaiserreich feststellen. Die spärliche Überlieferung lässt nicht für alle Pfarrer Allagens eine Verortung auf dieser Linie zu. Anhand der besser dokumentierten Fälle kann ein solcher Typologisierungsversuch immerhin wesentliche Entwicklungstendenzen von Berufsausübung und Lebensalltag katholischer Pfarrer deutlich machen. Beispielhaft soll diese Entwicklung anhand der Pfarrer Wortmann, Bolte, Knickenberg und Schafmeister verfolgt werden.

Am Ende einer Zeit: Dorfkirchenfürsten

Pfarrer Josef Baptist Theodor Wortmanns (1772-1815) Geschichte ist in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich und aufschlussreich. 1772 trat er sein Pfarramt in Allagen mit 31 Jahren an. Schon bald verstrickte er sich immer tiefer in einen Zweifrontenkrieg mit der Gemeinde Allagen auf der einen Seite und der Amtskirche auf der anderen. An ihm werden die beiden wesentlichen Aspekte kirchlicher Herrschaftsausübung besonders deutlich: Er war Subjekt und Objekt kirchlicher Sozialisierung und Disziplinierung zugleich. Es gelang ihm nicht, die Fülle seiner

klerikalen Standesprivilegien zum Wohle der Gemeinde, der Amtskirche und seines persönlichen Ansehens zu nutzen. Stattdessen manövrierte er sich immer stärker in eine Außenseiterrolle: Angefeindet in seiner Gemeinde und von der Kirche mit Strafen belegt, konnte er nur dank der kriegsbedingten Wirren und der politischen Umbrüche die lebenslange Abschiebung in ein Demeritenkloster vermeiden.

Die Geschichte seiner Verfehlungen sei zunächst zusammengefasst. Bereits nach den ersten drei Amtsjahren setzte er den von seinen Vorgängern eingeschlagenen Weg einer schlechten Verwaltung der Gemeindefinanzen fort. Die Buchführung ließ zu wünschen übrig, und seit 1775 legte er die Kirchenrechnungen weder der Gemeinde noch der erzbischöflichen Verwaltung offen. Zehn Jahre später wurde deshalb vom Erzbischof eine erste Untersuchung angeordnet.[142] Der Untersuchungsrichter stellte die Unterschlagung und Veruntreuung von Kirchengeldern, die Ausgabe von solchen ohne Verwendungsnachweis und die Einbehaltung von Zinsen fest. Der Fehlbetrag belief sich zunächst auf 635 Taler.[143] Wenig später frevelte er in der Kurfürstlichen Allagener Mark drei Eichen für seinen Privatgebrauch, weshalb ihm 1801 ein zweiter Prozess vor dem Hofgericht in Werl gemacht wurde; die Strafe für den Forstfrevel betrug über 150 Taler.[144] Zur Abhaltung geistlicher Exerzitien schickte man ihn in ein Rüthener Kapuzinerkloster. Erst 1802 wurde die 1785 begonnene Untersuchung wegen der Veruntreuung von Geldern durch eine vom Erzbischöflichen Offizialat angeordnete Kommission und 1803 von einer Kommission der provisorischen großherzoglich hessischen Regierung fortgesetzt und beendet.[145] Damals wurde Wortmann wegen der Unterschlagung von Geldern und unsittlichen Lebenswandels vom Amt suspendiert und in ein Werler Kapuzinerkloster eingewiesen.[146] Er legte Berufung ein und floh aus dem Kloster.[147] Die ungeordneten politischen Verhältnisse erleichterten es ihm, in seinem Amt zu bleiben, weil sich kein Pfarrverweser fand.[148] 1805 wurde Wortmann zu einer Geldstrafe und Rückzahlung von insgesamt 769 Gulden verurteilt. Ein Administrator sollte die aus den Pfarrgütern eingehenden Gelder zinsgünstig anlegen.[149] Trotz der erheblichen Verfehlungen gelang es Wortmann, dass die Suspendierung aufgehoben wurde und er die Pfarre behielt.

In den Quellen erscheint der deviante Pfarrer als eine durch und durch barocke Persönlichkeit. In seinem Umgangston mit den Gemeindegliedern war er grob, laut, impulsiv, sogar jähzornig und legte aus der Sicht seiner Eingepfarrten große Willkür an den Tag. Er neigte zu Gewaltausbrüchen, war mehrfach in Schlägereien verwickelt und um Schutzbehauptungen nicht verlegen. Gern besuchte er Wirtshäuser, spielte dort auch Karten, galt daher als „Söfer, Schwärmer, Spieler".[150] 1801 gibt Cramer von Clauspruch, Offizialat der erzbischöflichen Verwaltung in Arnsberg, dem Kölner Generalvikar eine eingehende Beschreibung des „pflichtvergessenen Mannes":

„Als derselbe von dem Capuziner Kloster zu Rüthen, wohin derselbe auf 14 Tage zur Haltung geistlicher Exercitien verwiesen war, zurückkam, erdichtete Er einen während seiner Abwesenheit in der Pastorat zu Allagen geschehenen Diebs-Einbruch, und dadurch erlittenen Schadens von mehrere Hundert Rthlr., um sich dadurch von der Entrichtung der Forst-Ordnungs-Brüchten Strafe zu befreien, brachte aber nicht das mindeste zum Beweiß dieser Angabe bei, vielmehr erhielte das Officialat auf angestellte Erkundigung die Nachricht, daß die ganze Geschichte des angegebenen Einbruchs erlogen seye. Kaum war der Pastor Wortmann hierauf wieder in seine Pastoralverrichtungen zurückgetretten, so fienge derselbe auch schon wieder einen Streit mit seiner Pfarrgemeinde wegen Reparation der Kirchen Uhr an." Über dieser Angelegenheit kam es auch zum Streit mit dem Pfarrküster und schließlich sogar zu einer Schlägerei, bei der Wortmann den Küster „an der Hand stark verwundet hat". Wortmann versuchte nun, sich aus der Geschichte herauszulügen, indem er behauptete, daß der Küster „ihn im Pastorat Hause mit Scheltworten angefallen, und er ihn daher habe zur Thüre herauswerfen wollen. Bei Gelegenheit der desfallsigen Untersuchung entdeckten sich jedoch wiederum neue Scandale in Betreff der Besuchung öffentlicher Wirths-

häuser von Seiten des Pastorn, und seiner öfters darin veranlaßten Streitigkeiten und Schlägereien. Man hätte vermuthen sollen, daß diese officialatische Untersuchungen würden den Pastorn in etwa schüchtern gemacht haben, allein auf Fastnachts Montag hat der Pastor schon wiederum in einem Brandeweinshauß mit einigen seiner Pfarrgenossenen in der Charte gespielt, und sich dabei so betrunken, daß er mußte nach Hause geführt werden, seine eigene Angabe, daß er sich deßwillen hätte nach Hause begleiten lassen, weil seine Magd ihn benachrichtigt hätte, daß man ihm unterwegs aufpaßte, um ihn mit Schlägen zu mißhandeln, beweist aber doch nur zu viel, wie sehr dieser Mann bei seinen Pfarrgenossenen verhaßt ist; kein Wunder also, daß die Pfarrgenossenen seit Monaten das Officialat mit Klagen und Anträgen auf die Absetzung dieses Pastorn bestürmen."

Bis zuletzt scheint er seine Aufgaben nie ordnungsgemäß erfüllt zu haben.[151] 1814, in seinem letzten Lebensjahr, wurde der Pfarrverweser Jacob Bolte in das Pastorat eingewiesen, da Wortmann zu gebrechlich sei, um seinen Pflichten nachzukommen.[152] Dieser gab sich „halsstarrig", wurde erneut suspendiert,[153] konnte aber die Abschiebung in ein Franziskanerkloster in Geseke verhindern.[154] Er starb im Juli 1815 73jährig im Allagener Pastorat – sein ausgeprägter Wille blieb ungebrochen bis zuletzt.

Theodor Wortmann trat in Allagen wie ein spätabsolutistischer Dorfkirchenfürst auf. Er beanspruchte den absoluten Gehorsam seiner Eingepfarrten in allen gemeindlichen Fragen und legte gleichzeitig ein grob unklerikales Verhalten an den Tag, mit dem er gegen das tridentinische Priesterideal mit seiner mittelalterlichen kontemplativ-monastischen Berufsauffassung verstieß.[155] Dabei gibt es mehrere Indizien, dass die „Dorfkirchenfürstenpolitik" schon unter seinen Vorgängern üblich war. Die Akten sprechen von generellen Verfehlungen der Pfarrer im 18. Jahrhundert, insbesondere von einer ausgeprägten Unredlichkeit bei der Finanzverwaltung, von unmoralischem Lebenswandel und von einer Vernachlässigung ihrer seelsorgerlichen Pflichten.[156] Der Fall Wortmann blieb in den ersten Jahren ein lokales Problem. Die Trägheit kirchlicher Kontroll- und Strafinstanzen führte zunächst zu einer räumlichen und sozialen Begrenzung des Konfliktes. Offenbar lebte Wortmann wie auch andere Kollegen in dem Gefühl, weit ab von den Zentren kirchlicher Macht in „seinem" Kirchspiel schalten und walten zu können, wie ihm beliebte. Der Konflikt mit der Kirche trat erst auf, als deutlich wurde, dass sein abweichendes Verhalten auch Autorität und Legitimität kirchlicher Herrschaft in Frage stellte. Die verhängten Strafen wurden stets so bemessen, dass kein weiterer Schaden für das Ansehen der Kirche entstand; insbesondere die Amtsenthebung gestaltete sich deshalb schwierig.[157]

Wortmann war kein Einzelfall. Der Bericht von 1801 spricht davon, dass auch Vikar Luig – ein Intimfeind und Rivale Wortmanns – einen sittenlosen Umgang pflegte. Nach den Plänen des Offizialats sollten zwei Ordensgeistliche gemeinsam bei sparsamer Lebensführung im Pastorat residieren und Pfarre und Vikariat verwalten. Ein Finanzkonzept sah eine sukzessive Entschuldung binnen zehn Jahren vor. Die größte Schuld an dieser Misere, so der erzbischöfliche Verwalter, trügen die Patrone – hier der Dechant des Patroklistiftes zu Soest,[158] „die bei Erledigungs Fällen so schlechte Subjecte präsentieren". Für die Besetzung der Vikarie in Allagen ist eine gewisse Vetternwirtschaft nachweisbar,[159] die belegt, dass die „Unterbringung" von Verwandten und andere persönliche oder wirtschaftliche Motive bei der Amtsbestzung immer wieder eine Rolle spielten. Ganz eindeutig waren die wenig ausgeprägten seelsorgerlichen und theologischen Neigungen bei Wortmann und Luig keine Ausnahme.

Die kirchlichen Sanktionen nahmen sich in Anbetracht der erheblichen Verstöße gegen die priesterlichen Standespflichten recht milde aus. Es hat den Anschein, als ob das Generalvikariat in den Kriegsjahren vor der Säkularisierung wichtigere Sorgen hatte, als einen devianten Landpfarrer öffentlich zu maßregeln. Umso schärfer entwickelte sich der Konflikt mit der Gemeinde, die die Sanktionierung des Pfarrers auf ihre Weise in die Hand nahm. Der Konflikt der Bauern mit ihrem Pfarrer drehte sich vordergründig da-

rum, wer das Sagen im Dorf hatte. Dazu war fast jeder Anlass recht. Zwei Punkte waren es, die ganz besonders im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen standen: die Einführung einer regulären Pacht für Kirchenländereien und die Entfernung übergroßer Wachskerzen aus der Kirche.

Im ersten Fall wollte Wortmann auf Anordnung des Erzbischofs die verpachteten Kirchenländereien exakt vermessen und meistbietend versteigern lassen. 1798 befanden sich vom Grundbesitz des Allagener Pastorates 12 Morgen in Erbpacht, die übrigen Ländereien benutzte Wortmann selbst.[160] Immer wieder hatte sich herausgestellt, dass Grundstücke größer waren als bei der Pachtfestlegung bekannt war; die Bemessungsgrundlagen für die Einkünfte des Pfarrers waren damit ungenau, bisweilen sogar falsch. Die Kirchenländereien in der Allagener Feldmark gehörten zu den besten im Dorfe, waren freiadelig und nicht mit Lasten behaftet.[161] Künftig sollte der Pächter auch während der Brache die reguläre Pacht statt des üblichen Brachegeldes zahlen. Allagen war um 1800 offenbar eines der wenigen Kirchspiele im Haardistrikt, in denen diese neuen Grundsätze noch nicht eingeführt waren.[162] Die Schwierigkeit, Ländereien dem Spiel der freien Marktkräfte zu unterwerfen lag darin, dass Erbpachtgrundstücke zu einer so genannten Kolonie gehörten und nicht meistbietend verpachtet werden konnten. Absicht der Kirche war es, aus der Erbpachtbindung herauszukommen und die Grundstücke künftig wie freie Ländereien meistbietend zu verpachten.[163] Diese Pacht sollte aus Sicht der Kirche die „Freiheit" ihrer Güter erhalten und dauerhaft angemessene Einkünfte sichern. Hiergegen liefen nicht nur die Provisoren, sondern auch die davon betroffenen Eingepfarrten Sturm.[164]

Die neue Pacht sollte die alte Zahlweise in Naturalien, den „canon", ablösen, mit denen der Pfarrer einen Teil seines Unterhaltes bestritt.[165] Die bisherige Situation begünstigte die Pächter, nicht die Kirche als Eigentümerin. Wortmann verdeutlicht dies am Beispiel des Kolonen Wiggeshoff, der zu den günstigen Konditionen der Naturalzahlung 14 Morgen Kirchenland gepachtet hatte, seine eigenen 43 Morgen Hofland aber meistbietend für 5 oder 6 Gulden pro Morgen verpachtete. Weiteren Schaden nehme die Kirche dadurch, dass das von den Pächtern gelieferte Korn meist schlechte Qualität habe und es hierüber zu weiteren Auseinandersetzungen komme. Der Kirche – und auch Wortmann – ging es also um eine Angleichung der günstigen kirchlichen Pachtkonditionen an die marktüblichen Preise und Gepflogenheiten. Mit dem Vollzug der kurfürstlichen Anordnung wartete Wortmann bis zum Januar 1800. Nun teilte er den Provisoren mit, dass er nach den neuen Grundsätzen verfahren wolle.[166]

Aus Sicht der Provisoren stellte die neue Regelung einen Bruch mit tradiertem Recht dar. Die Kirche hatte nach ihrer Ansicht Land zu Konditionen zu verpachten, die weit unter den marktüblichen Preisen lagen. Immerhin stammte einerseits ein nicht unbeträchtlicher Anteil des Kirchenvermögens aus Erbschaften und Stiftungen; auf der anderen Seite wurden viele kirchliche Grundstücke vor allem von kleinbäuerlichen Schichten gepachtet.[167] Der Aufruhr im Kirchspiel Allagen war enorm. Etliche Gemeindeglieder, allen voran die Provisoren, verklagten Wortmann erneut beim Hofgericht in Werl, zunächst in der Annahme, es handele sich um einen Akt der persönlichen Bereicherung Wortmanns. Bei einer Strafe von 100 Gulden in Gold forderten die Petenten vom Erzbischof, den Bruch mit dem tradierten Recht, die Ländereien gegen den „canon" abzugeben, zu untersagen.[168] In ihrer maßlosen Empörung richteten sich die Provisoren sogar gegen den mit einer Untersuchung der Wortmann'schen Skandale beauftragten Fromme und bedrohten diesen.[169] Fromme, der selbst bei der Visitation die noch nicht durchgeführte Vermessung der Ländereien festgestellt hatte, stand ganz auf Seiten Wortmanns. Es handele sich bei den Klägern um wohlhabende stolze Bauern, die Himmel und Erde in Bewegung setzen wollten, um Wortmann in kostspielige Händel zu verwickeln. Die herkömmliche Verpachtung der Ländereien, so berichtete er dem Erzbischof,[170] sei tatsächlich zum Schaden der Kirche, denn bisher sei nur eine sehr geringe Pacht erhoben worden „unter Begünstigung der Provisoren". Provisor Neuschulte habe kürzlich

mit erregten Worten die Verpachtung gegen Höchstgebot zu stoppen versucht.[171] Für ihn stellte die neuartige Verpachtung den Schlusspunkt in einer Reihe von Reformen dar, die an den Interessen der Allagener vorbeigingen: „Wer kann sich mit unserem Pastoren verstehen. Er fängt so viel neues an, die Lichter hat er aus der Kirche geschafft, und wenn die Verpachtung durchgeht, so ist alles gegen ihn aufgebracht." Die Verpachtung der Kirchenländer wurde schließlich durchgesetzt. Mit einem Reskript vom 14.3.1800 bestätigte Maximilian Franz, dass er selbst diese schon am 23.4.1799 angeordnet habe; jede weitere Kritik an Wortmann sei nicht statthaft.[172] Die Prozessführung der Werler wurde heftig kritisiert, weil durch das Hineintragen von Einzelheiten in die Öffentlichkeit das Ansehen der Kirche gelitten habe.

Der zweite heftige Streit entzündete sich an den großen Wachskerzen in der Kirche. Von ihnen hören wir zum ersten Mal im Visitationsprotokoll Frommes von 1798.[173] „Bey Visitirung der Kirche fanden sich verschiedene und von mehreren Jahren her ungeheuere Wachskerzen, die bis ans Gewölbe der Kirche hinauf reichen, und angezündet dieselbe beschwärzen; welche von den Pfarrgenossen durch Collecten angestellt und unterhalten werden."[174] Da Fromme eine nützliche Funktion der Kerzen nicht erkennen konnte, regte er ihren Verkauf zugunsten des Niederbergheimer Schulfonds an. Diesem Ratschlag folgte der Erzbischof weitgehend und gab im April 1799 die Weisung zum Verkauf der Wachskerzen. Die Einnahmen sollten dem Kirchenneubau zufließen, dem von Wortmann favorisierten Großprojekt.[175] Doch die Gemeinde hing an „ihren" Kerzen – einem Symbol ihrer Opferwilligkeit, ihrer selbstbestimmten Form der Frömmigkeit. Fünf Wochen vor dem Ende ihrer Zeit in der Allagener Dorfkirche kündigte Wortmann die Entscheidung des Erzbischofs von der Kanzel ab. Ohne Erfolg: „[...] die junggesellen durch anhitzen der großen bauern fahrten auf ihre alte Gewohnheit fort, dieses veranlaßte mich endlich die zündungs stange durch meinen Küster fortlegen zu lassen, dem ungeachtet verfrechten sich die junggesellen [...] und hohlten mit der größten ungestümme aus dem dorfe eine 24 fuß lange Buchen stange, zündeten damit abermahlen die kertzen an, und ließen die stange vorm Altar stehen, mit dem Vorhaben, nach geschehener andacht die Kertzen aus der Kirchen fort zu rauben." Die Haupträdelsführer hatten schon früher eine andere große Kerze in die Niederbergheimer Kapelle entführt. Wortmann vereitelte den Plan, indem er die große Kerze mit dem Küster auslöschte. Noch am selben Tage zerlegte er die großen Kerzen in Stücke, ließ sie fortschaffen und verkaufen.[176] Über das von Wortmann beim Provisor hinterlegte Geld aus dem Verkauf kam es erneut zum Streit.

An weiteren Versuchen einer Untergrabung der Amtsautorität des Pfarrers fehlte es nicht. Im gleichen Brief an den Erzbischof beschreibt Wortmann, dass er vom Küster fast das gesamte wertvolle Kircheninventar aus der Sakristei auf den Kirchenboden in Sicherheit bringen ließ, weil in den vergangenen Jahren viele Kirchen bestohlen wurden. Der neue Provisor habe ihm nun den Schlüssel zum Boden und damit zum Kircheneigentum verwehrt und den Schlüssel an sich genommen. Damit geriet Wortmann auch privat in eine heikle Situation. Denn wie sein Vorgänger benutzte er den Kirchenboden auch zur Lagerung seiner Ernte, angeblich wegen des baufälligen Pastorates, das die Gemeinde nicht repariere. Auch der Küster hatte hier seit 40 Jahren „einen kleinen Kornboden" eingerichtet.[177] Ende Februar 1800 – der Streit um die Kerzen und die Verpachtung hatte seinen Höhepunkt erreicht – hatten die Provisoren versucht, den Flachs und das Korn auf die Straße zu werfen. „Hieraus können Ew. Kurfürstl. Durchlaucht abermahlens gnädigst ersehen, wie nachteilich und herrschaftlich [sic] die provisoren wollen zu wercke gehen, es ist nur ihr absehen mich zum todtsGrabe zu ärgeren [...]".

Vordergründig geht es bei den Konflikten in Allagen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert darum, wer das Sagen im Dorf hatte. Beide Parteien beschuldigten sich der Willkür und des unrechtmäßigen Handelns. Tiefere Ursache dieser Auseinandersetzungen waren jedoch die sozialen Veränderungsprozesse einer bis dahin streng normintegrier-

ten Gesellschaft am Ende des Alten Reiches vor dem Hintergrund von aufklärerischem Gedankengut, napoleonischen Kriegen sowie der Implementierung neuer rechtlicher und wirtschaftlicher Grundsätze. Auch die Vorgänger Wortmanns hatten offenbar die Finanzen schlecht geführt und sich möglicherweise bereichert, auch sie hatten große und kleine Privilegien genutzt. Erst jetzt aber, in der nachrevolutionären Ära, kam es hierüber zu einem erheblichen Konflikt: Neu war, dass die Rechtmäßigkeit des Handelns kirchlicher Repräsentanten öffentlich in Frage gestellt wurde. Und an dieser Stelle ermöglichte Wortmann sowohl der Gemeinde als auch der Amtskirche durch sein unklerikales Verhalten, den tiefgehenden Konflikt am Ende einer Ära zu personalisieren, ihn als Folge der schwierigen Beziehungen zwischen einem jähzornigen, willkürlich handelnden Pfarrer und seiner Gemeinde darzustellen. Durch sein anhaltend deviantes Verhalten hatte er selbst seine Amtsautorität aufgeweicht und geriet nun zwischen die Fronten. Kirchliche Strafen und Volkszorn richteten sich gleichermaßen gegen ihn. Tatsächlich war der Konflikt nicht persönlicher Art, sondern Ausdruck und Teil eines umfassenden Modernisierungsprozesses in Kirche und Gesellschaft.

Was die Kirche am Ende des Alten Reiches zu verlieren hatte, mag folgender Bericht zeigen. Im Juli 1798 ordnete das Generalvikariat eine Visitation von Haarkommissar Fromme im Haardistrikt an.[178] Ziel seiner Reise sollte hier wie andernorts „die Aufrechthaltung des wahren Christenthums, Sittenverbesserung, Erziehung der Jugend und Abschaffung der Mißbräuche und öffentlichen Aergernisse pp." sein.[179] Die guten Erfolge solcher Visitationen im Vest Recklinghausen waren für die Kölner so augenscheinlich, dass nun auch im Haardistrikt zunächst acht bis zehn nicht von feindlichen Truppen besetzte Pfarreien zu visitieren seien. Neben den Protokollen wurden gutachterliche Verbesserungsvorschläge gewünscht.[180] Der Landesherr demonstrierte in den sittenlosen Zeiten von Krieg und napoleonischen Reformen seine Gegenwart und seinen Einfluss. Die Visitation, die verwerfliche und gefährliche Tendenzen aufdecken und unterdrücken sollte, stellt einen letzten Höhepunkt absoluter kirchlicher Machtdemonstration auf dem Lande dar. Fromme besuchte seit dem 1. Oktober 1798 nach dem Einbringen der Ernte die Pfarreien Allagen, Hirschberg, Warstein, Suttrop, Kallenhardt, Rüthen, Miste, Langenstraße, Altenrüthen, Belecke, Mülheim und Körbecke. Überall wurde der Kommissar „von dem versammelten Volke und Schulkindern mit Freuden empfangen".[181] Seine erste Station war Allagen. Ausführlich beschreibt er Ankunft, Empfang und Mission dort:

„Der [...] Visitator wurde von dem Clero, dem versammelten Volke und Schulkindern vor der Kirchenthüre erwartet, ihm wurden von dem Pastoren die Kirchenschlüssel präsentiret, die er als ein Beweiß der anerkennten Erzbischöflichen Jurisdiction annahm, und sodann mit dem bedeuten zurückgabe, daß davon Namens Seiner Khurfürstlichen Dhlt [Durchlaucht] Unseres G[nädi]gsten Erzbischofs ein guther und der nöthige Gebrauch gemacht werden möchte. Nun ging nach ertheiltem Weihwasser und unter Anstimmung des Hymnus Veni Creator der Zug in die Kirche, alwo um den Göttlichen Beystand und Gnade zu diesem so wichtigen Geschäffte zu erflehen, ein hohes Meßamt abgesungen wurde. Der Pfarrherr mußte hierauf nach der ihm vorher bey der Ankündigung gegebenen Weisung eine passende Anrede an das Volk halten; nach welcher sich Ghr Visitator über seine Sendung legitimirte, seine Pflicht und die wechselseitige Pflicht der Eingepfarrten erklärte; und den Zweck, den anzuhoffenden Nutzen, und die Nothwendigkeit der Visitation zu diesen verkehrten, unsittlichen Zeiten dem Volke vorstellte. – Ferner da einer der vornehmsten Gegenstände der Visitation ist, zu untersuchen: wie die Jugend unterwiesen werde, so wurde diese öffentlich vor dem versammelten Volke geprüfet; wobey sich dann Gelegenheit fand, den Aelteren ihre Schuldigkeit ans Herz zu legen, für die Erziehung ihrer Kinder sorgfältige Aelteren zu beloben, und nachläßigen einen verweiß zu geben.- Nach der Prüfung der Kinder, wurde das Tabernaculum die heilige Opfer und Oel Gefäßer der Tauf, die priesterliche Kleidung und das sämmtliche Kirchen Inventarium untersucht; wie auch der

Kirchenbau, die Häuser der Pastoren, Vicarien, der Küsteren und der Schullehreren Wohnung sowohl als das Schulzimmer in Augenschein genommen, und so ware die morgens Zeit zugebracht. Nachmittags wurde die Beantwortung der Ggst vorgeschriebenen, mit einigen Additional-fragen recessirt, einige keinen Verschub leidende Verbesserungen z.B. die Ausbesserungen der Schulzimmer noch vor dem eintretenden Schuljahre anbefohlen. Der Schluß endlich damit gemacht: daß, wo Leichtfertige verführerische Personen und sonstige Exessisten angezeicht wurden, solche nach befundenen Umständen mit öffentlicher Kirchenbuße oder Geld gestraft wurden; wie die einzelnen Pro[toko]lle mit mehreren ausweisen."

Der katholische Klerus auf dem Lande präsentierte sich bei dieser Visitation am Ende des Alten Reiches mit seiner ganzen Machtfülle. Der Pfarrer erschien als Kristallisationspunkt des kirchlichen und öffentlichen Lebens. Noch war die Trennung von Kirche und Staat nicht vollzogen, der Pfarrer damit Repräsentant der gesetzgebenden Macht, des Erzbischofs, und seiner Verwaltung. Erlasse des erzbischöflichen Landesherren wurden von der Kanzel bekanntgegeben. Sie war damit auch der Ort politischer Verlautbarungen, und dem Pfarrer oblag die Kontrolle einer Umsetzung der die Kirche betreffenden Erlasse. Pastor Wortmann war nicht nur der Verwalter der Sakramente, Priester, Beichtvater und Seelsorger, sondern ihm oblag auch die Aufsicht über das örtliche Schulwesen und das alleinige Recht zur Unterweisung der Jugend in allen Fragen der Religion und Sittenlehre; er war – wie der Lehrer – auch zu körperlicher Züchtigung berechtigt. Er war Vorgesetzter von Lehrer und Küster und ernannte diese. Vor allem aber besaß er mit den Mitteln der Kirchenzucht eine erhebliche Strafgewalt über die Laien seines Sprengels: Er war zu Befragungen über Lebenswandel und persönliche Verhältnisse berechtigt und konnte empfindliche, die Betreffenden öffentlich maßregelnde und demütigende Strafen verhängen; bei Gelegenheit der Visitation wurden auch Sendschaften angeordnet. Auch mit der Verweigerung der Sakramente (z.B. Verweigerung eines christlichen Begräbnisses auf dem Kirchhof), was einer sozialen Stigmatisierung gleichkam, war eine enorme Disziplinar- und Strafgewalt in seine Hände gegeben. Die Exkommunikation, gleichbedeutend mit einem Ausschluß aus der örtlichen Gemeinschaft, blieb dagegen dem Erzbischof vorbehalten. Die Visitationsprotokolle des Haardistriktes belegen die enorme soziale Kontrolle und Disziplinierung durch den Klerus. Fromme überprüfte, ob der Pfarrer die Erfüllung der Osterpflicht kontrollierte (Frage 65) und fragte nach „leichtfertigen" Personen, die im Kirchspiel ein Ärgernis durch die Verführung anderer bilden könnten (Frage 66). Während sich in Allagen solche Personen nicht aufhielten, gab es in vielen Orten des Haardistriktes Frauen, die mit durchziehenden Husaren (aber auch mit anderen Männern) uneheliche Kinder gezeugt hatten. In solchen Fällen wurden beide Partner, soweit ermittelbar, mit Geldstrafen, Beichte, zusätzlichem Kirchgang und Wachsspenden für die Kirche belegt. Eine „leichtfertige" arme Frau aus Suttrop musste drei Wochen lang öffentlich in der Frühmesse beichten. Sollte sie sich nicht bessern, müsse sie über mehrere Wochen mit einer Rute und einem Strohkranz vor der Kirchtüre stehen.[182] Diese Form der öffentlichen Beschämung gehörte zu den wirksamsten Mitteln sozialer Disziplinierung, die der örtliche Pfarrer im Alten Reich besaß. Während so die Visitation nach außen der Demonstration der angeschlagenen kirchlichen Macht diente, lag auf Wortmann und seiner umstrittenen Amtsführung kein Makel.

In dem angesprochenen Modernisierungsprozess wirkten beide Parteien – Pfarrer und Gemeinde – gleichzeitig als treibende und retardierende Kräfte.Während die Allagener, allen voran die Provisoren, dem nachrevolutionären Zeitgeist entsprechend einen kirchlichen Amtsträger öffentlich anprangerten (die Skandale um Wortmann standen sogar in der Zeitung)[183] und damit ein Tabu brachen, stemmten sie sich gegen neue Zahlungsmodalitäten und erinnerten die Kirche an traditionelle mildtätige Prinzipien. Wortmann hingegen verstand sich angesichts der drohenden Auflösung kirchlicher Autorität als Bollwerk gegen religionskritisches Gedan-

kengut, bauernschlaue Eingepfarrte und liberale Beamte in Werl und Arnsberg. Gleichzeitig leitete er auf höhere Anweisung Finanzreformen ein, wie die Verpachtung gegen Höchstgebot und beendete liebgewordene Rituale der Volksfrömmigkeit in der Dorfkirche. Insbesondere mit der Einführung der Pacht gegen Höchstgebot leistete die Kirche wenige Jahre vor der staatlichen Aufhebung der Allmenden in Preußen einen Beitrag zur Auflösung der traditionellen Agrarverfassung und ihrer Neuordnung nach „kapitalistischen" bzw. „materialistischen" Grundsätzen. Dieser Schritt war gleichbedeutend mit der Auflösung einer alle Rechts- und Wirtschaftsbereiche durchziehenden „moralischen Ökonomie",[184] die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Preußen zurückgedrängt und deren Rechtsnormen aufgehoben wurden. Die soziale Empörung, die aus der Implementierung privatwirtschaftlicher Grundsätze in staatliches Handeln um die Mitte des 19. Jahrhunderts resultieren sollte, ist hier vorweggenommen. Die Allagener wehrten gerade jene „Neuerungen" ab, die ihre eigene Selbstbestimmtheit und ein „gerechtes" Wirtschaften in Frage stellten: Aus ihrer Sicht war die Kirche vor allem eine Instanz zum allgemeinen Besten, sie durfte keine eigene Profitorientierung oder Machtdemonstration um ihrer selbst willen (Kirchenneubau) entwickeln.[185] Die Quellen belegen, dass diese „moralische Ökonomie" auf dem Lande stark ausgeprägt war.[186]

Das Verhalten der Allagener stellte auch aus der Sicht der Kölner den Versuch dar, die kirchliche Autorität in einer Zeit empfindlicher Veränderungen zu untergraben. Recht barsch nehmen sich am Ende die erzbischöflichen Anordnungen in den Konflikten des Jahres 1800 aus: Die Allagener mussten die Reparatur der Kirchturmuhr bezahlen, auch das Pastorat instandsetzen, der Schlüssel zum Kirchenboden wurde ins Pfarrhaus zurückbeordert, die Provisoren wurden mit der Anlegung neuer Lagerbücher beauftragt. Der renitente Vikar sollte in scharfer Form an seine Subordinationspflicht erinnert werden; Wortmann wurde an die Beachtung der Abrechnungsvorschriften erinnert. Das Werler Fiskalverfahren wurde vorläufig beendet.[187]

Volk und Landpriester nach der Säkularisierung

Mit Theodor Wortmanns Tod 1815 war nicht nur die Ära der spätabsolutischen Dorfkirchenfürsten, sondern das Leben unter dem Krummstab überhaupt vorbei – eine neue Zeit hatte begonnen. „Die Säkularisierung war für Macht, Organisation und Leben des Katholizismus in Deutschland ein furchtbarer Schlag [...] Dabei wurden Rechte und Aufgaben der Kirche, die Belange des Klerus und die Gefühle des Volkes meist wenig berücksichtigt. [...] Daß aber nun große Teile der katholischen Bevölkerung sich der Verständnislosigkeit oder dem Vorurteil protestantischer Landesherren und Behörden gegenübersahen und darunter litten, mußte die konfessionelle Kluft im deutschen Volk vertiefen."[188] In Allagen waren fortan politische und kirchliche Gemeinde strikt getrennt, das Gegeneinander von Ortvorsteher und Pfarrer, noch mehr aber von kommunalen bzw. staatlichen (protestantischen) Repräsentanten Amtmann, Landrat, Bezirksregierung durchzieht alle Quellen der Folgezeit. Die Abhängigkeit von diesen Instanzen bei Fragen der Bauunterhaltung, der Durchführung öffentlicher religiöser Rituale etc. scheint für fast alle Allagener Pfarrer eine erhebliche Belastung gewesen zu sein.

Angesichts des plötzlichen Zusammenbruchs jahrhundertealter Rechte und Machtgrundlagen waren Landpfarrer und Gemeinde in der ersten Jahrhunderthälfte erheblichen Verunsicherungen ausgesetzt. Diese äußerten sich in einer geringen Gestaltungsfähigkeit des Gemeindelebens und einem Rückzug aus dem öffentlichen in das private Leben und den bäuerlichen Nebenberuf. Die Landbevölkerung auf der anderen Seite suchte Orientierung bei den überlieferten religiösen Bräuchen. Neben den religiösen Verunsicherungen durch die Säkularisierung waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem für die unterbäuerlichen Schichten erhebliche Erschütterungen zu bewältigen durch wirtschaftliche und soziale Reformen mit all ihren materiellen und sozialen Folgen: die Neuordnung der Agrarverfassung durch Gemeinheitsteilungen (1821), die Aufhebung der „Eigenbehörigkeit" in Westfalen (1825), die Ablöseregelungen für Grund-

zinsen, Hand- und Spanndienste (1829) und die Abschaffung des grundherrlichen Obereigentums (1850), sowie schließlich durch wirtschaftlichen Krisen wie etwa die Missernten der Jahre 1816/17, 1830/31 und 1846/47[189]. Hinzu gesellten sich z.T. starke Anfeindungen zwischen protestantischer Obrigkeit und katholischer Landbevölkerung. Man darf davon ausgehen, dass im ländlichen Raum unter diesen Gegebenheiten eine latent antikapitalistische und antiliberale Grundeinstellung herrschte. Nach den vorliegenden Quellen ist daher vor dem Kulturkampf im ehemals kurkölnischen Sauerland nicht von einer gezielten Rekonfessionalisierung „von oben" auszugehen, eher von einer Verteidigung und Restabilisierung alter religiöser Rituale „von unten" wie uns dies schon bei der Verteidigung der großen Wachskerzen begegnet ist. Den Landpfarrern gelang es, im Laufe von Jahrzehnten mit Unterstützung der Landbevölkerung ein spezifisch katholisches Milieu als Gegenwelt zur bürgerlich-städtischen Kultur zu etablieren, wie es in Allagen spätestens unter Pastor Schafmeister im ausgehenden 19. Jahrhundert wahrnehmbar ist. Schlüssel hierfür scheinen die traditionellen und organisierten kollektiven Frömmigkeitsrituale wie Wallfahrten, Prozessionen, Wetterläuten, Wettergebete und Benediktionen (auch die großen Wachskerzen waren Teil solcher Frömmigkeitsrituale) zu sein, die plausible Antworten auf Grundfragen der menschlichen Existenz in einer Zeit erheblicher Umwälzung bereithielten.[190] „Dieses traditionalistisch orientierte Protestpotential hatte seit den 1840er und 1850er Jahren religiös-fundamentalistisch geprägte Züge einer Abwehrhaltung gegen Industrialisierung und Säkularisierung entwickelt. Mit der ‚Reinterpretation der religiösen Tradition' durch den römisch-katholischen Ultramontanismus in den großen sozialen Umwälzungsprozessen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten diese unterbürgerlichen Schichten eine neue kulturelle und soziale Identität finden. Mit der dezidierten Abgrenzung gegen eine bürgerlich-liberale Kultur, an der die Mehrheit der Bevölkerung nicht partizipieren konnte, entwickelte sich der Katholizismus zu einem sozialmoralischen Milieu. [...] Die Moderne in all ihren Formen wurde dabei als Ursache von sittlicher Verderbnis, materialistischen Gesinnungen und damit als Weg in die ewige Verdammnis dargestellt."[191] Den herkömmlichen Frömmigkeitsritualen kam in der veränderten Umwelt ein völlig anderer Stellenwert zu; dadurch dass sie zunächst in staatlich tolerierten und geordneten Bahnen verliefen, dienten sie gleichzeitig der psychomoralischen Stabilisierung der Bevölkerung in einer Umbruchzeit. Die Mobilisierung der Landbevölkerung war in den katholischen Landgemeinden vielleicht deshalb besonders erfolgreich, weil nach der Eingliederung in das protestantische Preußen erhebliche Vorbehalte gegen den neuen protestantischen und bürokratischen Staat bestanden und weil hier stärker als in den Städten traditionelle Frömmigkeitsrituale überdauert hatten.[192]

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass in den Gemeinden der Ruf nach moralisch integren und vorbildlich „katholischen" Priestern lauter als je zuvor wurde. Während sich die Gemeinde Allagen unter Wortmann mehr über dessen Willkür und seine Veruntreuung der Finanzen beklagte, scheint die Sensibilität gegenüber Trunkenheit, familiären Stigmata und seelsorgerlichen Fähigkeiten nun größer geworden zu sein.[193] Jacob Bolte, der in dieser Zeit Pfarrer zu Allagen war und wie kein anderer kränklich und scheinbar auch depressiv ein ungemein zurückgezogenes Leben führte, wiederholt sehr früh Emeritierungsanträge stellte,[194] zog sich wegen seiner fehlenden Willensstärke und seines geringen Durchsetzungsvermögens, aber auch wegen fehlenden Diensteifers Kritik zu.[195] 1817, zwei Jahre nach seinem Amtsantritt, beschwerte sich der Küster über seinen Vorgesetzten. Anlass war eine Sterbende, die nach dem Pfarrer wegen des Empfangs der letzten Sakramente geschickt hatte.[196] „Der Pfarrer ließ sich entschuldigen, er habe Freunde, werde aber am Abend erscheinen. Der Pfarrer vergaß diese seine heiligste Pflicht zu erfüllen, er besuchte weder am Abend, noch am andern Tage die Kranke, vielmehr reisete er am 24.ten [April, dem nächsten Tag] auf den Boltenhof [seinen Elternhof] zu einem Schmause, welcher an jenem Tage dort gegeben wurde, ohne den Vicar oder den Küster von seiner Abwe-

senheit in Kenntnis zu setzen." Als schließlich doch der Vikar zufällig Kenntnis von der Sache erhielt und zum Sterbebett eilte, war die Kranke verstorben, ohne die Sakramente zu erhalten. Doch damit nicht genug: Nach Aussagen des Küsters hatte Bolte in zwei Dienstjahren nur an den hohen Festtagen den Nachmittagsgottesdienst gehalten, er predigte nur zweimal im Monat. Im Frühjahr hatte das Generalvikariat wegen der außerordentlich schlechten Witterung (Jahr einer katastrophalen Missernte) zusätzliche Betstunden am Morgen und Abend [Wettergebete] angeordnet, die Bolte morgens um 8 Uhr abhielt, als alle arbeiteten, abends fanden keine Gebete statt. Bolte gebe sich keine Mühe bei der Einführung des deutschen Kirchengesanges, habe aber die Gebühren für Sterbe- und Jahresgebete um 20 Prozent erhöht. Die Aufgebote verläse er ohne die erforderlichen Intervalle, an den drei Pfingsttagen habe er die Aufgebote sogar jeweils hintereinander abgekündigt. Der Küster bemerkte am Ende noch, dass Bolte während des Tedeums und des Nachsingens der Gemeinde die Schulkinder aus der Kirche trieb und selbst die Kirche verließ. Bolte selbst bestritt diese Vorwürfe. Nach seinem Tod wurde von einer Trunksucht gesprochen.[197] Das Beispiel mag zeigen, dass die soziale Kontrolle im dörflichen Milieu auch ohne erhebliche Verstöße im 19. Jahrhundert zunahm.

Die Herausbildung des katholischen Milieus scheint sich einerseits in Abgrenzung von traditionellen kulturellen Ausdrucksformen der Bevölkerung vollzogen zu haben, andererseits assimilierte und überformte die katholische Kirche diese. Beispielhaft lässt sich dies an den vom protestantischen Staat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgeschafften Jahrmärkten, Tanzlustbarkeiten an den Sonntagen und vor allem während der Gottesdienste belegen. Bolte äußerte 1826 auf eine entsprechende Anfrage der Bezirksregierung gegenüber dem Arnsberger Landrat, dass den „Tanz-Gelägen an Sonn- und Feyer-Tagen einige Schranken gesetzt" werden müssten.[198] Ähnlich äußerte sich ein Arnsberger Kollege. Vor allem, wenn Prozessionen mit Jahrmärkten zusammenfielen, „so geschieht des Guten auf einmal zu viel: Meist sind es Taglöhner und Dienstboten, die sich einfinden, und es ist den Brodherrn nicht möglich, Ordnung in ihrem Hauswesen zu handhaben, so wie auch Ordnung und Zucht nicht aufrecht erhalten werden können. Fällt ein Jahrmarkt mit irgendeiner Prozession zusammen; so veranlaßt dieses natürlich einen ungewöhnlichen Zusammenschluß auswärtiger Pfarrgenossen und die nämliche Unordnung und Sittenlosigkeit, wenn dazu öffentliches Spiel mit Tanz erlaubt wird." Solche Tanzlustbarkeiten sollten polizeilich eingeschränkt werden.[199] Der Warsteiner Pfarrer Teppe sah die Tanzlustbarkeiten gar als Ursache von Sexual- und Trinkexzessen, Geldverschwendung und Familientragödien.[200] Während so Volksvergnügungen, die nicht in kirchliche Rituale eingebunden und daher als „Konkurrenzveranstaltungen" gewertet wurden, von protestantischer Obrigkeit und katholischer Kirche gleichermaßen bekämpft wurden, verteidigten Kirche wie lokale Amtsträger solche Rituale wo sich kollektive Schaulust mit religiöser Zeremonie paarten. Dies gilt vor allem für die Mitwirkung von Schützengesellschaften in Prozessionen. Am Beispiel der Stadt Warstein sind wir genauestens über den Ablauf solcher Prozessionen unterrichtet.[201] Dass ein unbekannter „Denunziant" diese Verquickung den Behörden angezeigt hatte und deren Abschaffung gefordert hatte, ließ den Volkszorn aufkochen, denn diese althergebrachte Feierlichkeit habe nie Anlass zu irgendwelchem Tadel gegeben.

„Die Mitwirkung der Schützen-Gesellschaft besteht darin, daß: 1. die sämmtlichen Mitglieder der Jung-Gesellen-Schützen-Bruderschaft statutenmäßig verpflichtet sind, die große Prozession am Pfingstmontage sowie am Feste der H Dreifaltigkeit, unter Führung ihrer Vorstände und nebst ihren Fahnen zu begleiten. 2. Aus ihrer Mitte 20 bis 24 Personen gewählt werden, welche mit geschultertem Gewehre in blauen Überröcken und mit schwarzen, runden Hüthen, welche mit einem farbigen Bande, und mit einer kleinen Büschel Pfauenfedern geschmückt sind; zu beiden Seiten des, das Sanctissimum tragenden Geistlichen gehen. Es versteht sich von selbst, daß diese Schützen, welche die Stelle des Militairs vertreten, bei geschultertem

Gewehre, nicht den Huth unterm Arm tragen können. 3. Sind die Schützen-Könige sowie die Vorstände beider Gesellschaften gleichmäßig verpflichtet, erstere, angethan mit ihren Ehrenzeichen, letztere bekleidet mit ihren Schärpen, die Prozessionen zu begleiten. 4. Begleitet die Musik am Pfingstmontage die Prozession von der Kirche bis vor die Stadt, und am Feste der H. Dreifaltigkeit von, und bis zur Kirche und zurück und wird von ihr der Gesang entweder begleitet, oder wenn dieser ruht, die Melodie des betreffenden heiligen Gesangs gespielt. Von militairischen Uniformen kömmt hier überall nichts zum Vorschein; und kann eine in diesen Veranstaltungen nie etwas, die Andacht Störendes, sondern nur etwas Hebendes finden, besonders, da auch die Trommel, welche bis voriges Jahr den Zug eröffnete, bereits früher schon auf eine Veranlassung von den Vorständen auf das Bereitwilligste weggelassen wird. Diese Feierlichkeit, wie hier angeführt, findet in gleicher Art, fast an allen Orten hiesiger Gegend statt, namentlich in Rüthen, Suttrop, Belecke, Mülheim und Allagen, und hat meines Wissens nirgend Veranlassung zu einer Beschwerde gegeben. Da die hier beschriebene Mitwirkung Seitens der Schützen-Gesellschaft sich auf deren Statuten gründet, und auch nichts enthält, was die Andacht im Mindesten stören könnte, so glaube ich nicht, daß sich die Gesellschaften bei der befohlenen Aufhebung dieser Feierlichkeit beruhigen werden, wenigstens wird solches nicht ohne große Aufregung geschehen, da man glaubt, daß es auf Beschränkung der althergebrachten Religions-Gebräuche abgezielt sei."

Der Warsteiner Bürgermeister Gutzahr verbürgte sich persönlich für den friedlichen und feierlichen Ablauf der Prozessionen in der geschilderten Weise und erinnerte schließlich daran, daß in früheren Jahren bereits das Schießen, das gelegentlich zu „Unordnung" geführt habe, verboten worden sei, „was aber alles ignoriert worden ist". Behördlich verboten wurde bei einer Strafe von drei Talern in jenem Jahr nur das Trommeln während des Gottestdienstes „in militairischer Art".[202]

Welchen Einfluss die Allagener Pfarrer auf diese Frömmigkeitsrituale nahmen, ist unklar. Während von Bolte keine Gestaltungskraft ausgegangen zu sein scheint, deuten die Nachrichten von Knickenberg darauf hin, dass dieser seine Kraft in quälenden Auseinandersetzungen mit der politischen Gemeinde abnutzte, um überfällige Reparaturen an Pastorat und Scheune durchzusetzen. Allem Anschein nach ist es nicht zuletzt dem Beharrungsvermögen der Dorfbevölkerung selbst zu verdanken, dass die traditionellen Frömmigkeitsrituale, insbesondere die Prozessionen, überlebt haben und Ausdruck selbstbestimmter religiöser Dorfkultur wurden. In Allagen selbst fanden während des Kirchenjahres neun reguläre Prozessionen statt, darunter vier „einfache", an denen das Sanctissimum nicht mitgetragen wurde.[203] Von ursprünglich fünf großen Prozessionen bestanden 1875 noch vier: Am Sonntag nach dem Fest St. Markus gab es eine Prozession von der Pfarrkirche zur Niederbergheimer Kapelle, an Christi Himmelfahrt die offenbar von der Schützengesellschaft wie oben beschrieben begleitete Prozession von der Kirche nach Westendorf, über den Berghof, durch Ober-Allagen und zurück zur Kirche. An Fronleichnam verlief der Weg der Prozession von der Dorfkirche durch Niederbergheim, Oberbergheim, Westendorf und durch Unter-Allagen zur Pfarrkirche zurück. An St. Johannes Baptist schließlich, dem Patronatsfest, setzte sich der Zug von der Kirche in Bewegung, es ging über Niederbergheim bis zum Eickhoff'schen Heiligenhäuschen und über Westendorf zurück.[204]

Ultramontanes Milieu und moderne katholische Seelsorger

Während des Kulturkampfes begannen die Prozessionen zum Symbol eines praktizierten Katholizismus und des Widerstandes gegen die staatliche Unterdrückung der katholischen Kirche zu werden. Gleichzeitig demonstrierten sie den ungebrochenen Einfluss der römisch-katholischen Kirche vor allem auf die ländlichen, unter- und kleinbäuerlichen Schichten.[205] Die katholische Kirche grenzte sich hier vom liberal-bürgerlichen Milieu der Städte und vor allem der Großstädte ab. Aus diesem Grund richtete sich die Verfolgung gerade gegen die Prozessionen mit ihrer demonstrativ-katholischen Öf-



Abb. 18 Josef Schafmeister, Pfarrer in Allagen (1887-1919)

fentlichkeitswirkung. Sie wurden seit 1874 regelmäßig kontrolliert, außerordentliche Prozessionen anlässlich wichtiger innerkirchlicher Ereignisse nicht mehr geduldet und unter Schutzbehauptungen stark reglementiert oder sogar mit Polizeiaufgebot untersagt. Die Aufsichtsbehörden definierten sie als Störungen der öffentlichen Ordnung, als Quelle von Gewalttätigkeiten, Infektionen u.a. mehr.[206]

In Josef Schafmeister (Abb. 18) tritt uns 1887 nach dem Kulturkampf in der Reihe der Allagener Pfarrer zum ersten Mal der neue Idealtypus des ultramontanen Seelsorgers entgegen, der ein spezifisch katholisches Milieu aufbaute, pflegte und in dessen Mittelpunkt stand, ein Milieu in einer ökonomisch wie infrastrukturell benachteiligten Region, die an „Fortschritt", an Urbanität und Industrialisierung nur wenig partizipierte.[207] „Ultramontanisierung bedeutet hier ganz praktisch die Abschließung von weltlichen Dingen, vom naturwissenschaftlichen Weltbild und von bürgerlicher Bildung und Kultur. Gegen diese weltliche Kultur wurde geradezu eine eigene katholische Subkultur mit eigenem Vereinswesen und eigener Publizistik entwickelt."[208] In den Akten wird Schafmeister wegen seiner Frömmigkeit, seiner tiefen Verbundenheit mit der Gemeinde und seinem segensreichen Wirken zum Wohle der Gemeinde erwähnt. Sein Hauptaugenmerk scheint seinen seelsorgerlichen Aufgaben, insbesondere aber der Jugendarbeit gegolten zu haben. Dies ist für Allagen für keinen seiner Vorgänger in dieser Form belegt. Während seiner Amtszeit hat sich ein differenziertes katholisches Vereinsleben entwickelt. 1913 existierten folgende Vereine in Allagen: Verein der Hl. Familie mit 277 Mitgliedern, Rosenkranzbruderschaft mit 1.000 ordentlichen Mitgliedern, der III. Orden, der 80 Mitglieder zählte, der Bonifatius- und der Xaverius-Verein, dessen Mitgliederzahlen nicht bekannt sind, der Jungfrauenbund, dem 104 Frauen und Mädchen angehörten, der St. Josefs-Arbeiterverein (120 Mitglieder), der Volksverein (121) und schließlich der Borromäusverein (69).[209] Gleichzeitig verwaltete er die Angelegenheiten der Pfarrgemeinde mit auffallender Akribie. Schafmeister war Missionsvikar in Meinerzhagen gewesen[210] und suchte – da etwas kränkelnd – eine Gemeinde mit geringen Wegen und mildem Klima.[211] Im Januar 1913 wurde ihm gar der „Rote Adlerorden vierter Klasse" verliehen, leider geht aus der Urkunde nicht hervor, für welche Verdienste er diese besondere Würdigung erhielt.[212] Zweifellos ist diese Auszeichnung aber ein Hinweis auf die mittlerweile eingetretene Normalisierung des Verhältnisses zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche nach dem Ende des Kulturkampfes.

Im Pfarrarchiv Allagen findet sich eine seltene Quelle, die zeitlich auf die Jahrhundertwende zu datieren und auch vom Schriftbild Josef Schafmeister zuzuschreiben ist. Es handelt sich um eine private Lebensregel, in der eine Tagesordnung, eine Amtsordnung und eine Hausordnung nach persönlichen Wertmaßstäben zusammengefasst sind, die alle ganz in der Tradition des neuen ultramontanen Priesterideals des späten Kaiserreiches stehen.[213] Prinzipien eines solchen Priesterlebens waren die genaue Regelbeachtung, eine „sittliche Buchführung", genaue sittliche Lernziele,[214] Rückzug aus den äußeren Einflüssen der Welt[215] und nicht zuletzt eine genau zu beachtende Distanz zwischen Volk und Priester; soziale Bedürfnisse nach freundschaftlichem Austausch musste der ultramontane Priester durch den Kontakt mit Kollegen, Verwandten und bei den katholischen Vereinssitzungen befriedigen[216]. Diese Prinzipien seiner kirchlichen Sozialisation hat Schafmeister tief verinnerlicht: Pflichtbewusstsein, Demut, Bescheidenheit in allen Lebensansprüchen, Selbstdisziplin, Regelmäßigkeit, Zurückgezogenheit und

tiefe Frömmigkeit treten hier in allen Regeln als zugrundeliegende Lebensprinzipien entgegen. Besondere Bedeutung scheint er dem Religionsunterricht in Schule und Kirche beigemessen zu haben, denn von allen beruflichen Pflichten wird dieser ausdrücklich und mehrfach erwähnt: „Liebe und Ernst will ich vereinigen, um die mir Anvertrauten gut zu erziehen. Die Hauptaufgabe soll es mir sein, ihr Herz zu bilden."[217] Schafmeister führte ein sehr regelmäßiges Leben: Er stand früh „zur bestimmten Stunde" auf, hielt die Messe bzw. nahm an ihr teil (Vikar), aß um 12 Uhr zu Mittag, ruhte danach oder ging spazieren, nahm um 7 Uhr abends das Abendbrot ein, ging danach nicht mehr aus und ging um 21.30 Uhr zu Bett. Mit ihm war die Entwicklung zum modernen Seelsorger vollzogen, der nach dem Idealbild des ultramontanen katholischen Priesters Hirte in seiner Gemeinde war.

Diese Entwicklung setzte sich unter seinen Nachfolgern fort. Johannes Schröder (1920-1933) wird einerseits zwar als Mann geschildert, der von seinem Naturell her gerne auch Landwirtschaft trieb, dennoch wortgewaltig auftrat und mutig den aufkommenden Nationalsozialismus anprangerte.[218] Gerade in seinen letzten Amtsmonaten scheint ihm die Begeisterung des Landvolkes für die nationalsozialistische Ideologie schwer mitgenommen zu haben. Aus einem Brief an einen Freund im Generalvikariat geht hervor, dass der gesundheitlich angeschlagene Pfarrer sich seiner Gemeinde entfremdet fühlte und zu vereinsamen drohte: „Ein Leben so wie jetzt ist unerträglich [...] Die Fühlung mit dem Volke verliert man ganz u. die ist heute nötiger denn je. [...] Äußerlich noch ein robuster Kerl, aber innerlich total auf Abbruch gestellt. [...] 10 000 herzliche Grüße [...]".[219] Schröders Nachfolger Karl Dornhoff (1933-1945) war ein eher zurückgezogen lebender Mann, der als fromm und aufopferungsbereit galt. Seine Familie hatte ihm durch erheblichen Sparwillen ein theologisches Studium ermöglicht.[220] Er verlebte die sicherlich politisch schwierigste Zeit im Allagener Pastorat. Trotz des damit verbundenen Risikos führte er in seinem Pastorat die inzwischen verbotenen Bibelabende und Jungfrauenvereinssitzungen durch.[221] Er scheint gelegentlich zu Verhören abgeführt worden zu sein, die aber persönlich folgenlos blieben.[222] Anton Vollmer (1945-1968, Abb. 19) schließlich arbeitete nach dem Ende des Krieges mit großem Eifer am Wiederaufbau des Gemeindelebens und der kirchlichen Vereine, die sich wie der gesamte Ort durch den Zuzug der Flüchtlinge stark veränderten. In allen Stationen seines Wirkens hatte er gegenüber kirchlichen wie gemeindlichen Instanzen den Anspruch nach Raum für das kirchliche Leben vertreten und viel gebaut. In seiner Ära entstanden die neue Schule, das Pfarrheim und schließlich auch der Neubau des Pastorates.



Abb. 19 Silbernes Priesterjubiläum von Pater Bernhard Braun (Mitte) vor dem Eingang des alten Pastorates in Allagen. Links der Allagener Pfarrer Anton Volmer. Foto um 1965

Die Mitbewohner: Vom Gesinde zur Angestellten

Zur Bewirtschaftung des umfangreichen Grundbesitzes und zur Bewältigung der arbeitsintensiven Hauswirtschaft waren mehrere Dienstboten erforderlich, die dauerhaft im Haushalt des Pfarrers lebten. Belegt ist durch die Quellen die „Knechtekammer" in der alten wie in der neuen Scheune bei dem Pferdestall,[223] darüber hinaus dürfte das Pastorat in Allagen wie die anderen sauerländischen Pfarrhäuser über Gesindestube und -kammer verfügt haben. Schon unter Pastor Wortmann (1772-1815) scheinen mehrere Knechte und Mägde im Haushalt gelebt zu haben. Aus einer Stellungnahme des Pfarrers im Mai 1800 zum Schornsteinbrand im Vorjahr erfahren wir mehr über die Mitbewohner seines Haushaltes.[224] Auf den Vorwurf einer unterbliebenen Schornsteinreinigung in den vergangenen Jahren erwiderte Wortmann, „der Schornstein sey in jedem Jahre wenigstens 4mal gefegt worden, wie er Respondent durch seine ehemaligen, und noch wirklichen Dienstboten beweisen könne. Der Brand des Schornsteins, der seine Richtigkeit habe, sey ihm nicht zu imputiren, weil er 3 Wochen vorher, zweymal den Schornsteinfeger in Soest um die nöthige Fegung beschickt habe; dieser aber, leider! ausgeblieben sey. Respondent sistirte den Henrich Hense, – die Genovefa Hense, die Anna Hohschulte, und den Henrich Schlothmann, die seit verschiedenen Jahren bey ihm in Diensten gewesen, um sie zu vernehmen, und zwar die 3 ersteren darüber, daß der Schornstein immerhin jährlich wenigst 4mal gefegt sey; den Letzteren aber darüber, daß er kurz vorher, als sich der Kamin entzündet, zum Schornsteinfeger auf Soest um die nöthige Fegung geschickt, dieser aber nicht angetroffen sey? Henrich Hense erschien, und sagte aus, daß der Schornstein einigemal des Jahres hindurch gefegt worden; wie oft dieses präcise geschehen, könne er aus dem Grunde nicht bestimmen, weil er nicht stäts auf dem Pfarrhofe anwesend gewesen; inzwischen habe er den aus dem Kamin gefegten Ruß mehrmal auf den Klee gesäet. Genovefa Hense Rf. sie könne auf ihr Gewissen betheuern, daß der Schornstein alle Jahre, einigemal gefegt worden. Anna Hohschulte Rf. in den Jahren 1798 und 1799 sey der Schornstein wenigstens 3 – 4mal gereinigt worden. Henrich Schlothmann antwortete, daß er 1799 vom H. Pastor zweymal zum Schornsteinfeger, und zwar einmal gerade vor der Zeit, als sich der Kamin entzündet, geschickt, diesen aber nicht zu Hause angetroffen habe."

Die Quelle belegt, dass es unter den Dienstboten eine nicht unbeträchtliche Fluktuation gegeben haben muss; Anna Hohschulte arbeitete etwa nur für zwei Jahre im Haushalt. Ob eine der beiden Frauen mit jener Haushälterin identisch ist, die Wortmann 1808 bei der Beschreibung der Schäden im Pastorat erwähnt[225] – der marode Schornstein führte bei windigem Wetter zu einer Gefährdung der „Haushälterin" – ob inzwischen erneut ein Personalwechsel stattgefunden hatte, muss offen bleiben. Auch die Frage, ob die Haushälterin neben wechselnden Mägden eine feste Dauerstellung bekleidete und sich vom Gesinde in ihrem Status innerhalb der Hausgemeinschaft abhob, kann nicht abschließend beurteilt werden. Von den in die Auseinandersetzungen um Pfarrer Wortmann Beteiligten werden zur Bezeichnung der Dienstboten die Begriffe „Knecht", „Magd"[226], „Haushälterin" und „Aufwärterin"[227] verwendet; ob sie aber im Grunde nur Synonyme zur Bezeichnung abhängiger Arbeitskräfte sind oder ob sie unterschiedliche Funktionen in dieser Zeit benennen, ist unklar. Der umfangreiche Grundbesitz legt aber nahe, dass es mindestens einem männlichen Dienstboten gab, der in der Knechtekammer in der Scheune schlief und wahrscheinlich primär landwirtschaftliche und sonstige kraftzehrende Arbeiten verrichten musste – Henrich Hense war wohl wegen der Verrichtung solcher Tätigkeiten nicht ständig anwesend. Daneben waren wahrscheinlich zwei Frauen für die personalintensiven Hausarbeiten angestellt. Bei der Ernte ist von einer periodischen Beschäftigung weiterer Hilfskräfte (Tagelöhner) auszugehen.

Über die persönlichen Beziehungen der Mitbewohner untereinander oder zum Pfarrer selbst verraten die Quellen nichts. Im 18. Jahrhundert scheinen die Pfarrer relativ sesshaft gewesen zu sein, sie verließen die Pfarre

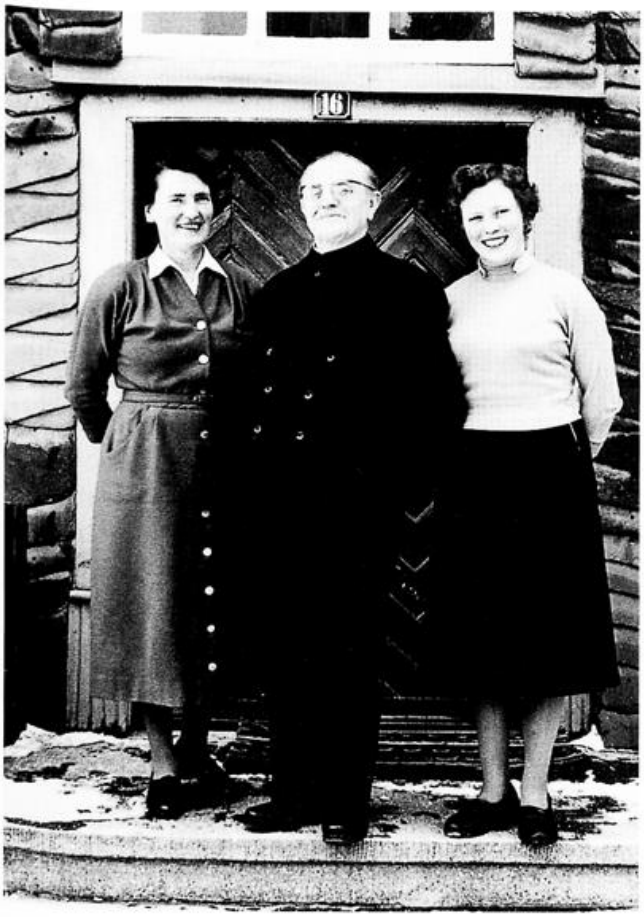


Abb. 20 Pastor Volmer (Mitte) mit seiner Haushälterin Käthe Hicking (links) und dem Hausmädchen Marianne Klepping vor dem Eingang des Pastorates in Allagen, Winter 1959

in Allagen nie mehr. Es ist daher nicht nachvollziehbar, ob sie – wie im 20. Jahrhundert – ihre Haushälterinnen bei einem Ortswechsel mit nach Allagen brachten oder neue Kräfte im Ort anwarben. Der erste Pastor, der nachweislich eine engere persönliche Beziehung zu seiner Haushälterin hatte, war Jacob Bolte (1815-1841). Der offenbar häufig kränkelnde Pfarrer bedachte seine „Haushälterin" Anna Catharina Clusener in seinem 1822 – 19 Jahre vor seinem Tod – geschlossenen Testament und verfügte, ihr „einschließlich ihres Guthabens am Bedlohn fünfzig Rthlr G.G. auszuzalen".[228] Angesichts der bei der Krankenpflege entstehenden engen Beziehungen und Dankbarkeitsgefühle ist anzunehmen, dass zumindest in einem solch späten Stadium eine engere Beziehung zwischen Pfarrer und einer dauerhaft oder länger verweilenden Haushälterin entstand. Auch Wortmanns Aussage kurz vor seinem Tod, „und ich und meine Aufwärterin gehen in die Kost"[229] [i.e. seines designierten Nachfolgers Bolte], drückt durchaus eine engere persönliche Beziehung aus.

Nicht wenige Pfarrer scheinen auch weibliche Verwandte dauerhaft im Haushalt beschäftigt zu haben; hinzu kamen gelegentlich auch andere alte und sieche Angehörige, die im Pastorat bis zu ihrem Tod gepflegt wurden.[230] Die Pfründe des Pfarrers war dann die Versorgungsbasis seiner Stammfamilie. Der erste Pfarrer, der nachweislich eine Verwandte in seinem Haushalt beschäftigte, war Josef Schafmeister. Im Eingangszitat dieses Beitrages wird die Hausdame „Toni" – wohl Antonie Schafmeister – als „Schwester und Haushälterin" bezeichnet.[231] Ob außer ihr weitere Dienstboten im Haushalt lebten, darf angesichts der Größe des Haushaltes und der damals noch betriebenen Landwirtschaft zwar vermutet, kann aber nicht positiv belegt werden. Kaspar Ferber gibt an, es sei bei der Größe des Hauses, des Gartens und der Fülle der auch von der Haushälterin in Abwesenheit der Pfarrer zu verrichtenden Dienstleistungen für die Gemeinde nicht möglich gewesen, dass nur der Pastor und eine Haushälterin diese Arbeiten allein durchführten. Schafmeisters Nachfolger Schröder beschäftigte daher nicht nur eine Kusine als Haushälterin, sondern er hatte außerdem ständig zwei oder drei junge Nichten, die die Schule absolviert hatten und in seinem Haushalt wohnten; sie gingen der Haushälterin zur Hand und halfen ihm selbst bei der Ernte.[232] Lediglich zum Einfahren der Ernte heuerte Schröder zusätzliche Helfer an. Pastor Dornhoff brachte außer seinem alten, kranken Vater seine drei kranken Schwestern mit.[233] Da Dornhoff als erster Pfarrer keine Landwirtschaft mehr betrieb, benötigte er deshalb keine männlichen Gehilfen. Vollmer beschäftigte nach 1945 neben seiner Haushälterin Käthe Hicking ein weiteres Hausmädchen; eine von ihnen ist Marianne Schulte, geb. Klepping, die von Dezember 1957 bis April 1962 im Haushalt des Pastors lebte (Abb. 20-21). Nach ihr kam kein Mädchen mehr in den Haushalt, Frau Hicking hatte nur noch eine Putzfrau.[234] Das erste Haus-



Abb. 21 Haushälterin Käthe Hicking und Hausmädchen Marianne Klepping mit Hund Purzel vor dem Seiteneingang des Pastorates in Allagen, Winter 1959

mädchen stammte aus Allagen und kam nach der Volksschule in den Haushalt; sie wohnte zunächst noch bei ihren Eltern und zog erst nach dem Auszug der Dornhoff-Schwestern ins Pfarrhaus. Der Pfarrer musste seine Hausangestellten vollständig selbst bezahlen; dies war seine Privatsache. Frau Hicking erinnert sich, dass die Mutter des Schreiners Schulte unter den Vorgängern Vollmers – gemeint sind wohl Schröder und Dornhoff – bei Garten- und Haushaltsarbeiten half; sie selbst bezahlten bei Bedarf einen Mann aus der Gemeinde für Gartenarbeiten.[235]

Frau Hicking ist die einzige Haushälterin des Alten Pastorates, über deren Lebenslauf wir informiert sind. 1904 in Elberfeld geboren, konnte sie nach dem Ersten Weltkrieg den gewünschten Beruf der Gewerbelehrerin nicht ergreifen.[236] Nach einem Vorexamen an der Höheren Fachschule in Barmen 1924 zeigte sich, dass die angestrebte Laufbahn unter den damaligen Bedingungen aussichtslos war. Sie verbrachte einen einjährigen Aufenthalt in Berlin als Haustochter bei einem Generaldirektor und kam 1925 als Bürogehilfin zu Pastor Vollmer, damals in Schwelm, und arbeitete gleichzeitig für zwei Jahre als Aushilfe in seinem Haushalt. Von Mai 1927 bis 1929 besuchte sie die Soziale Frauenschule in Freiburg i.Br., bevor sie endgültig eine Stelle als Pfarrhaushälterin („Hausdame") bei Pastor Vollmer im Angestelltenverhältnis annahm. Sie folgte ihm über die verschiedenen Lebensstationen von Schwelm über Hagen und Bad Sassendorf schließlich nach Allagen. Ihre Aufgabe bestand in der Erledigung der Haus- und Gartenarbeit,[237] außerdem erbrachte sie in Abwesenheit des Pfarrers verschiedene Dienstleistungen und nahm Kontakte in der Gemeinde wahr. In Soest machte sie in den 1930er Jahren ihren Meisterbrief, so dass sie die Ausbildungsbefugnis für Hauswirtschaft besaß. Die Lehrmädchen lebten als Haustöchter im Pastorat. Für ihre Einstellung war allein Frau Hicking zuständig.[238] Sie kamen fast alle über persönliche Kontakte in den Haushalt. Das Verhältnis untereinander war nach Aussage von Frau Hicking gut; es war eine enge, harmonische Hausgemeinschaft. Die Mädchen waren in den Haushalt integriert, sie waren katholisch und gingen morgens mit in die Messe.

Die Beziehung zwischen Pfarrer und Haushälterin, wie sie sich auf der Basis der Interviews mit Käthe Hicking darstellt, war zunächst eine durch die Zeitumstände bedingte Arbeitsbeziehung, die schon sehr bald in eine persönliche Beziehung mündete; sie war durch große gegenseitige Achtung, tiefe in-

nere Verbundenheit und hohe Wertschätzung gekennzeichnet. Ohne dass dies je von den beiden Parteien so beschlossen wurde, war sie auf Lebenszeit angelegt. Auch nach der Pensionierung Vollmers zog sie mit ihm in die letzte gemeinsame Wohnung nach Delbrück, wo sie ihn bis zu seinem Tod pflegte. In der Bad Sassendorfer Zeit lebten ein Bruder von Frau Hicking und weitere zwei Gymnasiasten mit im Haushalt und besuchten das Soester Archi-Gymnasium; dadurch führte man über Jahre ein familienähnliches Leben. Zusätzlich nahm sie in den Ferien Kurkinder auf, der Haushalt war so von Leben erfüllt – für Käthe Hicking ein wichtiger Aspekt ihres Lebens. Sie spielte in Bad Sassendorf ehrenamtlich die Orgel, in Allagen führte sie Handarbeitskreise durch. Ihr Leben bezeichnet sie selbst in dieser Funktion als Haushälterin als „voll erfüllt". In allen Lebenslagen stellte sich Frau Hicking auf die Wünsche, Bedürfnisse und Empfindlichkeiten „ihres Pastors" ein: So machte sie etwa mit 64 Jahren – kurz vor dem Ende seiner beruflichen Laufbahn im September 1968 in Allagen – noch den Führerschein, um ihn, der kurz zuvor einen Unfall hatte, chauffieren zu können. Vollmer attestierte ihr am Ende seines gemeinsam durchlebten Berufslebens eine mustergültige Haushaltsführung. „Meiner langjährigen Hausdame wünsche ich Gottes Segen für die Zukunft. Möge ihr ein zufriedener Lebensabend beschieden sein für alle Mühen u. Sorgen, die ihr Beruf mit sich brachte. [...] Ich werde Fräulein Hicking nie gutmachen können, was sie für mich getan hat."

Anmerkungen

1 Franz Predeek: Heimland. Ein Sauerländer Wanderbuch, Bd. 1: Um Möhne und Wester. Hagen o.J., S. 71f.

2 Vgl. hierzu die Übersicht in Franz Anselm Schmitt (Bearb.): Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung. Ein literarisches Lexikon. Stuttgart 1952, S. 228-240. Insbesondere für die Heimatliteratur ist der Pfarrrer eine unentbehrliche Figur. Als Beispiele seien genannt Levin Schücking: Ein Kulturkämpfer. In: Wunderliche Menschen. 3 Erzählungen (1881); Ludwig Ganghofer: Der Dorfapostel. Hochlandsroman (1900).

3 Zum Beispiel „Don Camillo und Peppone", „Pater Brown" und „Mit Leib und Seele".

4 Der Aufsatz bedient sich des neutralen Artikels (Duden!), i.e. *das* Pastorat. In dieser Hinsicht scheint ein Sprachwandel eingetreten zu sein. Alle Archivalien benutzen den femininen Artikel; dieser Sprachgebrauch ist heute noch in der katholischen Kirche üblich.

5 Die Residenzpflicht der Pfarrer leitet sich nicht aus der Bibel ab; vgl. dazu Apostelgeschichte 14, 23 und Jakobus 5, 14. Zu den Bestimmungen des Kanonischen Rechts vgl. Irmtraud Götz von Olenhusen: Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 106). Göttingen 1994, S. 182.

6 Vgl. Thomas Spohn: Pfarrhausbau im Herzogtum Westfalen. In: Thomas Spohn (Hg.): Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland. Münster 2000, S. 45-141. Die Arbeit von Spohn erschien erst nach Abschluss der Forschungen zum Allagener Pastorat (1998). Hinweise auf diese Monografie sind erst vor der Drucklegung eingearbeitet worden und dienen als Querverweise zu Spohns Recherchen. Die hier vertretenen Fakten und Thesen sind jedoch eigenständige Ergebnisse der Autorin dieses Beitrages.

7 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

8 Vgl. Staatsarchiv Münster (künftig: StA MS, Kartensammlung Arnsberg A 5995, „Grundriß der Stadt Hirschberg nach geschehenem Brand wie solche zum Teil könte regulär bebaut werden, verfertigt 1788 vom Fr. Gipperich, patentirter LandMesser". Das Pastorat, ein Fachwerk-Querdielenhaus von 1789, war eines der Häuser, die vom Brand verschont geblieben waren; vgl. Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6, S. 111f.

9 Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

10 Industrieschulen und -gärten wurden im Herzogtum Westfalen u.a. von den Pfarrern seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auf Anregung von Kurfürst Max Franz (1784-1801) zur Förderung des Handarbeitsunterrichts angelegt. Vgl. Johannes Lamers: Die Industrieschulen des Herzogtums Westfalen um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts in der Volksschule. Diss. Paderborn 1918, S. 34ff. u. 45ff. Auch in Allagen gab es seit dem späten 18. Jh. einen Industriegarten. Vgl. dazu auch Bernhard Kraft: Geschichte des Kirchspiels Allagen. Ein Heimatbuch, hg. v. der Gemeinde Allagen. o.O. 1967, S. 118ff.

11 Die Anfänge einer sozialgeschichtlichen Betrachtung liegen schon im 19. Jahrhundert; vgl. Wilhelm Baur: Das deutsche evangelische Pfarrhaus. Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand. Bremen 1878; Eduard Meuß: Lebensbild

des evangelischen Pfarrhauses vornehmlich in Deutschland. Ein Beitrag zur Kultur und Pastoraltheologie. 2. Aufl. Bielefeld/Leipzig 1884. Die neue sozialgeschichtliche Literatur ist umfangreich, vgl. Martin Greiffenhagen (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984; Hermann Hirschberg: 100 Jahre Evangelisches Pfarrhaus an der Wiemerhofstraße. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Pfarrhäuser in Ennepetal-Voerde. Voerde 1989; Oliver Janz: Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850-1914. Berlin 1994; Christoph Kleßmann (Hg.): Kinder der Opposition. Berichte aus Pfarrhäusern in der DDR. Gütersloh 1993; Rudolf Mohr: 450 Jahre deutsches evangelisches Pfarrhaus. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 28, 1976, S. 16-25; Richard Riess (Hg.): Haus in der Zeit. Das evangelische Pfarrhaus heute. München 1979; Wolfgang Steck: Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens. In: Greiffenhagen, Pfarrhaus, S. 109-125.

12 Z.B. „Pastors Kinder, Müllers Vieh gedeihen selten oder nie" oder „Unter uns Pastorentöchtern".

13 Zu den bekanntesten Romanen gehören Wilhelm Raabe: Der Hungerpastor (1864) oder Theodor Fontane: Vor dem Sturm (1878); ders.: Der Stechlin (1897). Vgl. ferner einige populäre Erzählungen wie Jeremias Gotthelf: Segen und Unsegen. In: Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben in der Schweiz, Bd. 3 (1852); ders.: Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst geschrieben (1837); Johann Heinrich Pestalozzi: Lienhard und Gertrud. Ein Buch fürs Volk (1871ff.); Friedrich Nicolai: Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker (1773ff.); Johann Thimotheus Hermes: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, (1769ff.); vgl. hierzu Schmitt, Beruf und Arbeit, wie Anm. 2, S. 210-227.

14 Hierzu gibt es zahlreiche Studien, von der hier nur einige erwähnt seien: vgl. Barbara Beuys: Die Pfarrfrau: Kopie oder Original? In: Greiffenhagen, Pfarrhaus, wie Anm. 11, S. 47-61; Elisabeth Moltmann-Wendel: Freiheit – Gleichheit – Schwesterlichkeit. Zur Emanzipation der Frau in Kirche und Gesellschaft. München 1977; Luise Schorn-Schütte: „Gefährtin" und „Mitregentin". Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrfrau in der Frühen Neuzeit. In: Heide Wunder und Christina Vanja (Hg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit. Frankfurt 1991, S. 109-153; Andrea Knoche: „Eine Pfarrfrau soll sein ...". Leitbildvorstellungen für evangelische Pfarrfrauen in Deutschland vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Diss. Heidelberg 1991. Hier findet sich weiterführende Literatur.

15 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 19 u. 22f. Die Autorin unterstreicht das Fehlen sozialgeschichtlicher Arbeiten zum katholischen Milieu und führt die Vernächlässigung oder Marginalisierung katholischer Kulturträger in den Studien zum deutschen Bildungsbürgertum auf das nicht überwundene Inferioritätsverdikt des Liberalismus zurück.

16 Die Grafen von Arnsberg nannten sich auch Grafen von Westfalen.

17 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 29f.

18 Zur Verwaltungsgeschichte vgl. Franz Josef Hilsmann: Geschichte der Stadt Belecke. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde 57, 1899, S. 105-152, hier: S. 139.

19 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 30.

20 Vgl. ebd., S. 24.

21 Vgl. Heinz-Dieter Heimann: Die Soester Fehde. In: Heinz-Dieter Heimann, Wilfried Ehbrecht und Gerhard Köhn (Hg.): Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 2: Die Welt der Bürger, Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest. Soest 1996, S. 173-260, hier: S. 215.

22 Vgl. Hilsmann, Belecke, wie Anm. 18, S. 139 u. 141; Kraft, Geschichte, S. 34ff.

23 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 41 u. 25ff.

24 Vgl. Diözesanarchiv Paderborn [künftig DA PB], „Acta specialia betr. die Pfarrstelle zu Allagen", Vermerk zu einem Schreiben des Paderborner Generalvikariates an Bolte in Allagen v. 24.8.1836.

25 Die Daten zu Allagen sind entnommen: Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn (Hg.): Erzdiözese Paderborn, Real-Schematismus, Westfälischer Anteil. Paderborn 1961, S. 345. Vgl. ferner H. Kampschulte: Kirchlich-politische Statistik des vormals zur Erzdiöcese Köln gehörigen Westfalens. Ein Beitrag zur ältern vaterländischen Geschichte und Geographie. Lippstadt 1869, S. 121f.

26 Vgl. Arbeitskreis für Heimatpflege Allagen (Hg.): Allagen und Niederbergheim in alten Ansichten. Warstein o.J. [1991], S. 4.

27 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX, Nr. 6, Bd. 1, Bericht v. Haarkommissar Fromme v. 1.10.1798, Bl. 165-175, hier: Bl. 172'.

28 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

29 Die Zahlen für 1913 sind entnommen Bischöfl. General-Vikariat Paderborn (Hg.): Erzdiözese Paderborn, Real-Schematismus. Paderborn 1913, S. 276f.

30 Protestanten bildeten in Allagen nur eine kleine Minderheit; vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 15 u. 122f. Kaspar Ferber gibt an, dass erst mit dem Aufbau des Marmorwerks und einer Ziegelei in Niederbergheim die Zahl der evangelischen Einwohner zunahm; vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

31 Vgl. StA MS, Kreis Arnsberg, Landratsamt 493, diverses Material.

32 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

33 Vgl. ebd.

34 Zu den Vereinen siehe unten; vgl. Real-Schematismus 1913, wie Anm. 29, S. 276f.

35 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 278ff.

36 Vgl. ebd., S. 98.

37 Diese stammt zumeist aus der Sammlung von Fritz Altenähr, Salzkotten.

38 Mein herzlicher Dank für vielfältige Unterstützung gilt insbesondere Frau Käthe Hicking (Delbrück), Frau Marianne Schulte (Niederbergheim), Herrn Kaspar Ferber (Allagen), Herrn Pastor Müller (Allagen) und Herrn Fritz Altenähr (Salzkotten). Unentbehrlichen fachlichen Rat erhielt ich auch im Diözesanarchiv Paderborn von den Herren Gerd Sander und Thomas Welter und schließlich im Westfälischen Industriemuseum bei den Herren Helmut Bönnighausen und Dr. Andreas Immenkamp, denen ich ebenfalls herzlich danke.

39 Real-Schematismus 1961, wie Anm. 25, S. 345; Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 98; Real-Schematismus 1913, wie Anm. 29, S. 276.

40 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 98.

41 DA PB, HS XVIII b 7, Generalvisitationen in Westphalen, 1716, Bl. 239-273, Protokoll Allagen 1716, Frage 73. Die Visitationsprotokolle von 1595 bis 1785 enthalten nur hier den knappen Hinweis auf das Pastorat; vgl. HS XVIII b 1; HS XVIII b 1a; HS XVIII b 2; HS XVIII b 10; HS XVIII b 14; HS XVIII b 16.

42 Pfarrarchiv Allagen (künftig: PA), „Acta betr. die Forderungen der Kirche an den Pfarrer Wortmann", Schreiben Wortmanns an Notar Knirim v. 21.10.1785.

43 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv, IX Nr. 9, Allagen, Kirchenrechnungen betr., 1785-1800, Bl. 21-24, „Unterthänigste Bittschrift von Seiten der Kirchen Provisoren und Gemeinheits Vorstehern des Kirchspiels Allagen".

44 Hakenkampf, auch Hackenkamp oder Hakencampff, stammte aus Wiedenbrück; vgl. DA PB, Kirchenbücher Allagen, Bd.1, Vorspann. Er wirkte bis 1692 in Soest; vgl. Josef Janssen, F.W. Lohmann: Der Weltklerus in den Kölner Erzbistumsprotokollen. Ein Necrologium Coloniense 1661-1825. Köln 1935/36, Sp. 524. Nach dem frühesten überlieferten Kirchenbuch Allagens, das Hakenkampf begann, trat er am 25.7.1692 in der Nachfolge von Johann Jakob Diemers den Dienst in Allagen an und führte mit seiner Handschrift die Kirchenbücher bis 1731 (letzter Eintrag 11.3.1731, danach taucht vorübergehend bis zum 12.4.1733 eine unbekannte Handschrift auf – möglicherweise die eines Pfarrverwesers. Dem steht die Datierung von Kraft gegenüber, der von einer Amtsperiode Hakenkampfs bis 1734 (Todesdatum hier: 14.6.1734) ausgeht, ohne einen konkreten Beleg zu nennen; vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 99. Wenn das Todesdatum korrekt ist, könnte Hakenkampf für längere Zeit krank oder arbeitsunfähig gewesen sein und einen Vertreter gehabt haben.

45 Vgl. Janssen/Lohmann, Weltklerus, wie Anm. 44, Sp. 709.

46 DA PB, Kirchenbücher Allagen, Bd. 1; vgl. auch Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 99.

47 Sein Todesdatum lässt sich auch deshalb nicht nach den Allagener Kirchenbüchern rekonstruieren, weil die Sterbefälle hier erst seit 1736 eingetragen sind – von seinem Nachfolger Semme.

48 Dendrochronologisches Gutachten von Hans Tisje, Neu-Isenburg, vom 26.5.1998. Westfälisches Freilichtmuseum (künftig: WFM) Detmold, Gebäudeakte A 2.

49 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 6 Bd.1, Bl. 165-175, Protokoll v. 1.10. 1798, Frage 15 (Bl. 167'). Vgl. ferner StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, hier Bl. 35; StaM, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv, IX Nr. 6 Bd. 1, hier Bl. 151'. Der Befehl an die Gemeinde zur Reparatur erging am 14.3. 1800 und erneut am 7.7.1800, vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9.

50 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bl. 56-64, Protokoll v. 6.5.1800, hier Bl. 57'ff.

51 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 57, Bl. 28, Schreiben Wortmanns an den Großherzogl.-Hessischen Kirchen- und Schulrat in Arnsberg.

52 Die Vikarie wurde zum Vergleich im selben Jahr in der Klasse 4 geführt. Vgl. DA PB, Lagerbuch für die kirchliche Gemeinde Allagen (1831, Bl. 87ff. (Vikarie Bl. 133).

53 Vgl. Stadtarchiv Warstein (künftig Sta W), B 279, Bericht des Wegebaumeisters Lücke aus Arnsberg an den Arnsberger Landrat v. 10.5.1844.

54 Das Lagerbuch gibt als Versicherungswert für die Vikarie 185 Taler, für die Küsterei 500 Taler und für die neugebaute Schule 1500 Taler an.

55 Vgl. 1100 Jahre Erwitte. Münster 1936, S. 490-492.

56 Vgl. DA PB, Lagerbuch für die kirchliche Gemeinde zu Warstein (1830), Bl. 56ff.

57 Das Gebäude wurde schon 1896 durch einen Neubau ersetzt; vgl. Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6, S. 136f.

58 Vgl. die Angaben hierzu im Real-Schematismus 1961, wie Anm. 20, S. 351.

59 Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6, S. 128f.

60 Vgl. DA PB, Lagerbuch für die kirchliche Gemeinde zu Rüthen (1829), Bl. 92 ff.

61 Die Pfarrhäuser des frühen 19. Jahrhunderts sind nach allen vorliegenden Quellen ausnahmslos mit Schiefer eingedeckt. Für die vom Fiskus zu unterhaltenden Pastorate sind Rahmenverträge mit Schieferdeckern überliefert. Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg II A 243; Reg. Arnsberg 603, Reg. Arnsberg II E 206, diverses Material.

62 Vgl. DA PB, Lagerbuch Allagen, Bl. 133 u. 166; StA MS, Reg. Arnsberg II a 256, Schreiben von

Vikar Luig aus Allagen an Großherzogl. Hess. Kirchen- und Schulrat in Arnsberg im Sept. 1811.

63 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26642, diverses Material.

64 Hier können nur einige Beispiele genannt werden; vgl. ausführlich Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6.

65 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26642; Reg. Arnsberg II A 243. Rechtsgrundlage der Bauunterhaltung war das Allgemeine Landrecht; vgl. ALR T.II Tit. 11 §§ 784-87 u. 799.

66 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26642, Bl. 48' (1842). Baujahr nach Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6, S.84; dort jüngere Grundrisse von 1890.

67 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26642, Bl. 74' (1842). Das Gebäude entstand wohl nach dem großen Brand von 1823; vgl. Spohn, wie Anm. 6, S. 109. Dort wird dieser Bau nicht erwähnt, sondern nur der erhaltene Nachfolgerbau von ca. 1860.

68 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26642, Bl. 94' (1844).

69 Spohn, Pfarrhausbau, wie Anm. 6, S. 87, 128f. und 136 sowie weitere Beispiele ebda.

70 Vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 470, Bericht des Kreisbauinspektors aus Arnsberg an die Arnsberger Regierung v. 4.7.1887. Zahlreiche Beispiele für „Pfarr-Hallenhäuser" älteren Typs bei Spohn, Pfarrhaubau, wie Anm. 6.

71 Die Verschieferung der Nord- und Westseite vollzog sich als mühsamer, kleinschrittiger Prozess zwischen 1830 (erster Beschluss) und 1834 (Vergabe). Vgl. Sta W, B 282, diverse Schreiben.

72 Vgl. Sta W, B 282, Schreiben Boltes vom 9.3.1837.

73 Ebd., Schreiben des Warsteiner Bürgermeisters an Bolte v. 18.3.1837.

74 Vgl. ebd., Schreiben Boltes an den Bürgermeister v. 14.8.1837.

75 Ebd., Schreiben Boltes an den Warsteiner Bürgermeister v. 9.12.1837.

76 Vgl. ebd., Bericht des Arnsberger Landrates an den Warsteiner Bürgermeister v. 21.1.1843.

77 Vgl. ebd., Schreiben Boltes an den Warsteiner Bürgermeister v. 24.5.1834.

78 Ähnlich schuf Bolte vollendete Tatsachen, als er 1838 eine neue Futterkrippe bauen ließ und nachträglich um Begleichung der Rechnung bat. Vgl. ebd., Schreiben Boltes an den Warsteiner Bürgermeister v. 27.4.1838.

79 Vgl. ebd., Bedingungen des Verdings v. 25.8.1828.

80 Bereits Bolte beschrieb die Scheune als katastrophal baufällig. Seine Angaben werden gestützt durch die Abschriften der kirchlichen Visitationsprotokolle der Jahre 1840 und 1841. Vgl. DA PB, „Acta spec. betr. die Pfarrgebäude zu Allagen", Abschrift Boltes v. 5.9.1841.

81 Vgl. dazu diverses Material in StaW, B 282.

82 Vgl. Sta W, B 282, Schreiben des Theodor Schulte an den Kirchspielvorstand v. 9.8.1839.

83 Vgl. PA, „Acta betr. den Neubau der Pastorat Scheuer", Schreiben v. 14.11.1845, v. 2.1.1846, v. 20.7.1848, offenbar auch eine mündliche Aufforderung am 20.1.1848.

84 Vgl. Sta W, B 279, Schreiben des Arnsberger Landrates an den Warsteiner Bügermeister v. 15.5.1844.

85 Ebd., Bericht v. 10.5.1844; ferner ebd., Bericht zweier Sachverständiger aus Allagen v.17.5.1849.

86 Vgl. PA, „Acta betr. den Neubau der Pastorat Scheuer", Stellungnahme Knickenbergs an den Warsteiner Amtmann v. 13.8.1845.

87 Vgl. ebd., Bericht des Ortsvorstehers aus Allagen an den Amtmann in Warstein v. 25.3.1850.

88 Vgl. Sta W, B 282, Bericht des Warsteiner Amtmannes v. 12.9.1850. Knickenberg hatte aus alten Dielen der Scheune ein neues Stankett bauen lassen; die Kosten musste er zum größten Teil selbst tragen.

89 Vgl. ebd., Schreiben des Arnsberger Landrates an den Warsteiner Amtsverweser v. 8.1.1852.

90 Vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 128.

91 Alle Angaben zu den Lebensdaten vgl. Kraft, Allagen, wie Anm. 10, S. 99f.

92 Vgl. PA, Belege zur Rechnung der Pastoratskasse Allagen pro 1877, Vertrag v. 14.6.1875; der Vertrag findet sich auch in StaW, B 206.

93 Vgl. ebd., Anfrage an den Landrat v. 17.2.1875.

94 Der Kulturkampf bezeichnet die seit der Reichsgründung beginnende Auseinandersetzung zwischen Staat, Parteien und katholischer Kirche – vornehmlich in Preußen – mit dem Ziel einer grundlegenden Umgestaltung bzw. schärferen Abgrenzung der überkommenen Beziehungen von Staat und Kirche. Unter dem Pontifikat von Pius IX. vollzog sich eine schroffe Auseinandersetzung mit dem Liberalismus, der die nationalstaatliche Einigung Deutschlands begünstigt hatte. Dem „Syllabus errorum" (1864), der die Grundsätze des Liberalismus aus katholischer Sicht verwarf, folgte die vom Vatikanischen Konzil am 18.7.1870 beschlossene Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen der Glaubens- und Sittenlehre. „Sowohl der Syllabus wie auch das Vatikanische Konzil schufen nichts grundsätzlich Neues. [...] Trotzdem lösten der Syllabus und das neue Dogma im liberalen Lager und in der Welt des Protestantismus ungeheuere Erregung aus. Sie wurden von den Liberalen als Herausforderung an den modernen Nationalstaat und an die moderne Geisteskultur verstanden, dies um so mehr, als die Liberalen infolge mangelhafter Kenntnis der katholischen Kirche in beidem eine neue, aggressive Tendenz der katholischen Kirche sahen." Karl Erich Born: Von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart 1970, S. 83 (Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 16). Erste Maßnahmen zur Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat waren die Aufhebung der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium (1871) und das Schulaufsichtsgesetz (1872). Der in das Strafgesetzbuch aufgenommene Kanzelparagraph

verbot Geistlichen eine Einflussnahme auf öffentliche Angelegenheiten bei der Ausübung ihres Berufes (1871), es folgte das von süddeutschen Liberalen angeregte Verbot des Jesuitenordens im Reichsgebiet (1872), noch schwerer wogen die Maigesetze von 1873, die die Kirchen den Staatsgesetzen unterwarfen. Sie schrieben die Voraussetzungen für die Übernahme eines geistlichen Amtes vor, sahen eine Anzeigepflicht beim Oberpräsidenten bei der Übertragung eines geistlichen Amtes vor und räumten diesem ein Widerspruchsrecht ein. Die kirchliche Disziplinargewalt wurde auf deutsche Kirchenbehörden beschränkt. Strafgesetze von 1874 sollten den heftigen passiven Widerstand des katholischen Klerus brechen: Mit dem Expatriierungsgesetz (1874) waren die Regierungen befugt, Geistliche auf einen bestimmten Aufenthaltsort zu beschränken, in Preußen besaß der Kultusminister gleichzeitig das Recht, diejenigen Bistümer, die durch staatliche Strafmaßnahmen vakant wurden, von einem staatlichen Kommissar verwalten zu lassen, vakante Pfarrstellen sollten durch Wahlen der kirchlichen Gemeinden – wie in der protestantischen Kirche – neu besetzt werden. Mit dem „Brotkorbgesetz" von 1875, das die staatlichen Geldzuweisungen an die katholische Kirche sperrte und dem Klostergesetz (1875), das bis auf die reinen Krankenpflegeorden alle Orden auflöste, erreichte der Kulturkampf seinen Höhepunkt. Durch die Strafgesetze waren 1876 alle preußischen Bischöfe verhaftet oder ausgewiesen, fast ein Viertel der Pfarreien war unbesetzt. Papst Pius IX. erklärte 1875 alle preußischen Gesetze für ungültig und bedrohte alle, die sie befolgten, mit dem großen Kirchenbann. Die katholische Bevölkerung unterstützte ihre Geistlichen in ihrem passiven Widerstand und boykottierte die ihnen abgeforderten Wahlen. Der Kulturkampf wurde zu einer schweren Niederlage für Bismarck und die ihn unterstützenden Liberalen. Mit dem Tod Pius IX. wurden seit 1878 allmähliche Lockerungen eingeführt (Milderungsgesetze 1880, 1882, 1883), doch erst das abschließende zweite Friedensgesetz v. 29.4.1887 normalisierte die Beziehungen. Vgl. Born, Reichsgründung, wie oben, S. 81ff. u. 141ff.

95 Vgl. Sta W, B 206, Protokoll v. 29.5.1875.

96 Ebd., Bekanntmachung v. 27.3.1875.

97 Vgl. PA, Belege zur Rechnung der Pastoratskasse Allagen pro 1877, Vertrag v. 11.10.1875. Die 1875 angebauten Früchte wurden ebenfalls verkauft.

98 Vgl. StA MS, Kreis Arnsberg, Landratsamt 470, Circularreskript v. 26.9.1877.

99 Ebd., Bericht v. 8.2.1878.

100 Vgl. DA PB, „Acta spec. betr. die Pfarrgebäude zu Allagen", Verfügung v. 6.1.1880.

101 Vgl. ebd., Bericht an den Kgl. Kommissarius in Paderborn v. 3.2.1880.

102 Vgl. ebd., Bericht an den Kgl. Kommissarius v. 8.4.1880.

103 Vgl. ebd., Bericht des Allagener Kirchenvorstandes an den Kgl. Kommissarius v. 20.7.1880.

104 Vgl. ebd., Kirchenvorstand Allagen an den Kgl. Kommissarius in Paderborn v. 28.8.1880.

105 Sta W, B 282, Protokoll der Gemeindeversammlung zu Allagen v. 10.6.1880.

106 Vgl. Sta W, C 568, Verfügung der Arnsberger Regierung an den Arnsberger Landrat v. 18.1.1887.

107 Vgl. ebd., Schreiben an die Gemeinde Allagen und dem Warsteiner Amtmann v. 13.4.1890.

108 Vgl. Sta W, C 568, Auszug aus dem Protokollbuch der Gemeindevertretung von Allagen v. 6.5.1890.

109 Ebd., Schreiben v. 28.5.1890.

110 DA PB, „Acta spec. betr. die Pfarrgebäude zu Allagen", Auszug aus dem Visitationsbericht v. 5.11.1897.

111 Ebd., Bericht v. 21.1.1898. Diese Korrespondenz findet sich auch in PA, Das Pfarrhaus betr.

112 Überliefert sind Angaben, zum Teil auch Rechnungen zu Schiefer- und Dachdeckerarbeiten, Malerarbeiten, Schreinerarbeiten und die Beseitigung von Mängeln an Dachrinne und Scheune. Das Dach war 1899 so undicht, dass es in Schafmeisters Wohnstube hineinregnete und der Deckenputz abfiel, der Abort musste 1900 gründlich repariert werden, ein Ofen durch einen neuen ersetzt und ein Zimmer musste tapeziert werden, 1903 waren Maurerarbeiten am Schweinestall erforderlich und die Reparatur der Wasserpumpe; vgl. Sta W, C 568, Schreiben, Protokolle und Rechnungen diverser Jahre; vgl. ferner Sta W, D 230, Protokoll und Rechnung v. 21.2.1912 und 5.2.1912 sowie PA, Das Pfarrhaus betr., diverse Unterlagen. Daraus ergibt sich, dass der Repaturbedarf enorm war.

113 PA, Das Pfarrhaus betr., Schreiben v. 25.4.1899 an den Warsteiner Amtmann.

114 Vgl. Real-Schematismus 1913, wie Anm. 29, S. 276f.

115 Vgl. DA PB, „Acta spec. betr. die Pfarrgebäude zu Allagen", Schreiben des Generalvikariates Paderborn an den Kirchenvorstand in Allagen v. 13.11.1919.

116 Ebd., Protokoll-Abschrift der Kirchenvorstandssitzung zu Allagen v. 23.11.1919, dem Generalvikariat übersandt.

117 Ebd., Schreiben an das Generalvikariat v. 29.11.1919.

118 Vgl. Sta W, D 230, Abschrift eines Protokolls der Gemeindeversammlung v. 23.12.1920. Vgl. ebd., Notiz des Gemeindevorstehers Ferber v. 5.1.1921.

119 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995; diesem Interview sind auch alle anderen Angaben zum Pastorat und seinen Nebengebäuden in diesem Abschnitt entnommen.

120 Nach Vollmers Einzug scheint auch ein Brun-

nenhaus angelegt worden zu sein. Vgl. PA, Rechnungen der Kirche Allagen 1945/46, Rechnung v. Kühle-Pelzmann v. 10.11.1945.

121 Vgl. Interview mit Marianne Schulte, Niederbergheim, v. 25.10.1995. Vgl. auch Sta W, H 275.

122 Vgl. Interview mit Käthe Hicking, Delbrück, v. 19.7.1995. Alle Angaben in diesem Abschnitt stammen aus diesem Interview.

123 Auch die Angaben in diesem Abschnitt basieren auf dem Interview mit Käthe Hicking.

124 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

125 Vgl.Sta W, H 275, Bericht an die Gemeindevertretung Allagen v. 20.9.1957. Die Kosten beliefen sich auf etwa 3000 DM; vgl. Aktennotiz der Amtsverwaltung Warstein v. 23.9.1957. Vgl. auch Interview mit Marianne Schulte, Niederbergheim, v. 25.10.1995; sie vermutet, dass die große Renovierung in den frühen 1950er Jahren durchgeführt wurde; nach der Aktenlage fand sie 1957 statt; Frau Schulte kam im Dezember 1957 in den Haushalt.

126 Ebd..

127 Vgl. PA, ohne Titel, Schreiben Vollmers an Bürgermeister Dassel v. 26.11.1951.

128 Vgl. Sta W, H 275, Schreiben Vollmers an den Gemeindevorsteher Allagen v. 19.6.1961 und Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung der Gemeindevertretung Allagen v. 29.12.1961.

129 Vgl. PA, ohne Titel, Schreiben Vollmers an Bürgermeister Dassel v. 26.11.1951.

130 Zu den Sanitäreinrichtungen und zum Fußboden vgl. Interview mit Marianne Schulte, Niederbergheim, v. 25.10.1995.

131 Vgl. PA, ohne Titel, Schreiben Vollmers an Minister Heinrich Lübke v. 14.3.1952. Schon mit Schreiben v. 3.12.1951 an die Amtsverwaltung Warstein legte Vollmer Protest gegen die Zwangseinweisung ein.

132 Vgl. Interview mit Marianne Schulte, Niederbergheim, v. 25.10.1995.

133 Sta W, H 275, Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung einer Gemeindeversammlung v. 13.12.1962.

134 Ebd., Gutachten v. 19.8.1963.

135 Ebd., Vermerk v. 15.6.1963.

136 Ebd., Auszug aus der Niederschrift aus der Sitzung v. 22.8.1963.

137 Vgl. ebd., Aktenvermerk der Amtsverwaltung Warstein v. 16.6.1964.

138 Zum Scheunenabbruch vgl. ebd., Aktenvermerk der Amtsverwaltung Warstein v. 23.8.1965, Abbruchgenehmigung v. 26.8.1965, Aktenvermerk Amtsverwaltung Warstein v. 4.9.1965.

139 Vgl. ebd., Auszug aus der Niederschrift der Gemeindeversammlung Allagen v. 6.10.1967.

140 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5.

141 Ultramontanismus leitet sich ab von lat. ultra montes (= jenseits der Berge, also aus Rom) und bezeichnet eine papsttreue, streng an vatikanischen Maximen ausgerichtete Haltung. Ursprünglich wurde mit dem Begriff eher abwertend eine Strömung der katholischen Kirche bezeichnet, die nach dem Bedeutungsverlust der Kirche nach der Französischen Revolution an Bedeutung gewann. Sie strebte an, den Vorrang des Papstes zu erhalten oder sogar zu stärken und bekämpfte Aufklärung, Liberalismus und Protestantismus. Nach 1815 bildete der Ultramontanismus eine geistig-politische Bewegung, die auf die Restauration der Macht des Vatikans und der katholischen Monarchien hinarbeitete. Die Verfechter des Ultramontanismus verlangten die Anerkennung des Papstes als höchste weltliche Autorität; sie postulierten das Recht seiner Einmischung in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens sowie in die inneren Angelegenheiten der Staaten. Die Ansprüche führten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Auseinandersetzungen zwischen Preußen und dem Vatikan. Der Ultramontanismus versuchte, einen gesellschaftlichen Gegenpol zu liberalen Strömungen zu erzeugen und den römisch-katholischen Gläubigen mit allem zu versorgen, was er gesellschaftlich brauchte. Hierfür wurde ein katholisches Vereinswesen aufgebaut, Arbeiter organisierten sich in katholischen Gewerkschaften, Studenten fanden Rückhalt in katholischen Studentenverbindungen, Jugendliche wurden von Jugendwerken betreut. Politische Heimat des Ultramontanismus war die Zentrumspartei. Vgl. Karl Buchheim: Ultramontanismus und Demokratie. Der Weg der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert, München 1963.

142 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 55, „Extractus Protocolli des Landgräflich Hessischen für das Herzogthum Westphalen angeordneten Hofgerichts" v. 15.11.1805.

143 StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bericht v. 6.4.1785, Bl. 8-10.

144 Vgl. DA PB, Aktenband 5 blau, Allagen Bd. 1, Kopie eines Urteils des Kölner Offizialats v. 12.8.1801, Bl. 98.

145 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 55, Extractus Protocolli des Landgräflich Hessischen für das Herzogthum Westphalen angeordneten Hofgerichts v. 15.11.1805.

146 Vgl. DA PB, „Extractus Protocolli in causa Officii fiscalis contra Pastorem Wortmann in Alhagen in Officialatu Werlensi habiti" v. 22.3.1803, Bl. 116.

147 Vgl. ebd., Abschiedsbrief Wortmanns an die Werler Patres v. 8.8.1803, Bl. 159.

148 Vgl. ebd., Schreiben des Pfarrers aus Melrich an den Kirchen- und Schulrat v. 12.9.1814, Bl. 194.

149 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 55, Extractus Protocolli des Landgräflich Hessischen für das Herzogthum Westphalen angeordneten Hofgerichts v. 15.11.1805. Ein Protokoll der von ihm unterschlagenen Summen, das Urteil und

seine Begründung finden sich in PA, Acta betr. die Forderungen der Kirche an den Pfarrer Wortmann, Protokoll, Urteil und Entscheidungs-Gründe v. 4.12.1805 v. Landgräflichen Richter Hüser.

150 StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9., Schreiben Wortmanns v. 27.2.1800, Bl. 29-36, hier Bl. 31'.

151 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 54, Bericht des Kirchen- und Schulrats zu Arnsberg an das Großherzogl. Hessische Ministerium in Darmstadt v. 16.7.1815, Bl. 2-3. Vgl. ferner DaP, Aktenband 5 blau, Allagen Bd. 1, Bericht des Generalvikariats an den Kirchen- und Schulrat in Arnsberg v. 22.9.1814.

152 Vgl. ebd., Resolut des Generalvikariats v. 17.11. 1814, Bl. 207.

153 Ebd., Dekret des Generalvikariats v. 9.12.1814.

154 Vgl. ebd., Resolut des Generalvikariats an das Officialatgericht in Menden v. 10.2.1815, Bl. 274.

155 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 182ff. u. 190f.

156 Vgl. Sta W, A 386, Schreiben des Kommissarius L. Lysen aus Mülheim v. 24.4.1775.

156 StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bericht v. 18.3.1785, Bl. 6-7. Vgl. auch DA PB, Aktenband 5 blau, Allagen Bd. 1, Erzbischöfl. Reskript v. Maximilian Franz v. 18.4.1785.

157 Vgl. ebd., Bericht v. 8.6.1802, Bl. 103-106.

158 Vgl. ebd., Schreiben des Verwalters des Generalvikariates in Arnsberg an die Fürstl. Hessen-Darmstädt. Organisations-Kommission v. 31.3. 1803, Bl. 122.

159 Die Vikarie in Allagen war von der Familie Hirnstein zu besetzen; vgl. StA MS, Reg. Arnsberg 26658

160 Vgl. ebd.

161 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bericht Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800, Bl. 29-36, hier Bl. 32'.

162 Vgl. hierzu widersprüchliche Angaben in StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 6 Bd. 1, Bericht v. 8.1.1799, Bl. 141-154, hier Bl. 145' und ebd., Protokoll v. 1.10.1798, Bl. 165-175, hier Bl. 167'.

163 Vgl. ebd., Bericht Frommes v. 8.1.1799, Bl. 141-154, hier Bl. 146'.

164 Vgl. ebd.

165 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr 9, Bericht Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800, Bl. 29-36, hier Bl. 32f.

166 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bericht Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800.

167 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Schreiben Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800, Bl. 29-36, hier Bl. 30.

168 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Schreiben von Offizial und Richter Ley zu Werl v. 13.2.1800, Bl. 25-26.

169 Vgl. ebd., Bericht v. Erzbischöfl. Haarkommissar Fromme an das Hofgericht in Werl v. 8.5.1800, Bl. 39-40.

170 Vgl. ebd., Bericht des Kommissars Fromme an das Hofgericht zu Werl v. 8.3.1800, Bl. 48-49.

171 Ebd.

172 Vgl. ebd., Erzbischöfl. Reskript an das Officialat zu Werl v. 14.3.1800.

173 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 6 Bd. 1, Protokoll Frommes v. 1.10.1798, Bl. 165-175, hier Bl. 175.

174 Ebd.

175 Vgl. ebd., Landesarchiv IX Nr. 9, Schreiben Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800, Bl. 24-36, hier Bl. 31.

176 Vgl. ebd., Bericht Frommes an den Erzbischof v. 21.6.1800, Bl. 78-81, hier Bl. 79f.

177 Vgl. ebd., Bl. 35. Zu den Feldfrüchten vgl. StaM, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Petition der Provisoren und Einwohner aus Allagen an den Erzbischof v. Mai 1800, Bl. 74-77, hier Bl. 76.

178 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 6 Bd. 1, Erlaß des Generalvikariats v. 16.7.1798 an Fromme, Bl. 15.

179 Ebd., Visitationsprotokoll über Allagen v. 1.10.1798, Bl. 165-175, hier Bl. 165'. Auch die weiteren Angaben über Allagen beziehen sich auf dieses Protokoll.

180 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 6 Bd. 1, Erlaß des Generalvikariats v. 16.7.1798 an Fromme, Bl. 15.

181 Ebd., Bericht Frommes an das Generalvikariat v. 15.10.1798, Bl. 20-21.

182 Vgl. ebd., Visitationsprotokoll über Suttrop v. 1798, hier Bl. 103.

183 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX nr. 9, Schreiben Wortmanns an den Erzbischof v. 27.2.1800, Bl. 29-36, hier Bl. 31'.

184 Das Theorem der moralischen Ökonomie wurde 1963 von Edward P. Thompson entwickelt; es ist Grundlage seiner Konflikt- und Gesellschaftsanalyse des frühindustriellen Englands; vgl. Edward P. Thompson: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, ausgew. u. eingel. von Dieter Groh. Frankfurt a.M. 1980; vgl. ferner Manfred Gailus, Thomas Lindenberger: Zwanzig Jahre ‚moralische Ökonomie'. Ein sozialhistorisches Konzept ist volljährig geworden. In: Geschichte und Gesellschaft 20, 1994, S. 469-477. Zum Übergang von einer „moralischen" zu einer „kapitalistischen" Ökonomie Westfalens und der dadurch bedingten sozialen Konflikte vgl. auch Ulrike Gilhaus: „Schmerzenskinder der Industrie". Umweltverschmutzung, Umweltpolitik und sozialer Protest im Industriezeitalter in Westfalen 1845-1914. Paderborn 1995 (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 12).

185 Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 299, weist darauf hin, daß die katholische Kirche liberale und sozialistische Tendenzen deshalb so erfolgreich abwehren und dem sich entwickelnden ultramontanen katholischen Milieu einen Massenzulauf sichern konnte, „weil sie die ‚moral economy' der Unterschichten religiös fundierte und organisierte."

186 Vgl. Quelle von Provisor Neuschulte, wie Anm. 171 u. 172.

187 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Erzbischöfl. Reskript an Fromme v. 14.3.1800 u.a. Material.

188 Vgl. Max Braubach: Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß. Stuttgart 1974, S. 59 (Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 14).

189 Der Kreis Arnsberg gehörte zu den am meisten vom Pauperismus Westfalens bedrohten Gebieten; vgl. die „Landkarte des Elends" bei Clemens Wischermann: An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850). In: Wilhelm Kohl (Hg.): Westfälische Geschichte, Bd. 3: Das 19. und das 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Düsseldorf 1984, S. 41-162, hier: S. 57.

190 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 299f.

191 Ebd., S. 300f.

192 Vgl. ebd., S. 313.

193 Vgl. diverses Material zur Neubesetzung der Pfarrei nach dem Tod von Bolte und Schafmeister in DA PB, „Acta specialia betr. die Pfarrstelle zu Allagen."

194 Vgl. DA PB, Schreiben des Generalvikariats Paderborn an Landdechant Ratte in Langenstraße v. 19.8.1835; Schreiben v. Pfarrer Bolte an das Paderborner Generalvikariat v. 24.9.1835; Schreiben Boltes an das Generalvikariat v. 2.9.1836.

195 An anderer Stelle wird Bolte als „ein gutmüthiger Mann bezeichnet", vgl. DA PB, Acta specialia betr. die Pfarrstelle zu Allagen, Schreiben von Pfarrverweser Wiese an den Kapitularvikar in Paderborn v. 20.1.1841.

196 Vgl. DA PB, Aktenband 6 blau, Allagen, Bd. 2 Beschwerdeschrift des Küsters Schulte über Pastor Bolte, undatiert [1817], Bl. 69.

197 Vgl. DA PB, „Acta specialia betr. die Pfarrstelle zu Allagen", Schreiben des Herrn Roos aus Arnsberg an das Generalvikariat in Paderborn v. 23.9.1842.

198 Vgl. StA MS, Kreis Arnsberg, Landratsamt 254, Bericht Boltes an den Arnsberger Landrat v. 17.6.1826.

199 Ebd., Schreiben eines Pfarrers aus Arnsberg v. 23.6.1826.

200 Vgl. ebd., Bericht v. 14.6.1826.

201 Vgl. ebd., Bericht des Warsteiner Bürgermeisters Gutzahr an den Arnsberger Landrat v. 16.2.1839.

202 Vgl. ebd., Anweisung des Arnsberger Landrats an Bürgermeister Gutzahr in Warstein v. 18.5.1839.

203 Vgl. dazu StA MS, Kreis Arnsberg, Landratsamt 254, Bericht v. Vikar Blinde an den Warsteiner Amtmann v. 25.6.1875.

204 Vgl. ebd.

205 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 317f.

206 Vgl. StA MS, Kreis Arnsberg, Landratsamt 254, Erlaß des Innen- und Kultusministeriums v. 26.8.1874, Zirkularerlaß des Kultusministeriums v. 5.5.1875, Verfügung des Regierungspräsidenten aus Arnsberg an den Arnsberger Landrat v. 18.7.1898. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts lockerte das Kultusministerium die Bestimmungen zu den Prozessionen wieder.

207 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 137.

208 Ebd., S. 189.

209 Vgl. Real-Schematismus 1913, wie Anm. 29, S. 276f.

210 Vgl. Sta W, C 568, Schreiben der Arnsberger Regierung an den dortigen Landrat v. 18.1.1887.

211 Vgl. ebd., Schreiben Schafmeisters v. 9.6.1886 an das Generalvikariat.

212 Vgl. PA, Personalia parochi, Urkunde v. 18.1.1913.

213 Vgl. PA, ohne Titel (loses Blatt, um 1900, zugeschrieben Josef Schafmeister.

214 Vgl. Götz v. Olenhusen, Klerus, wie Anm. 5, S. 120.

215 Vgl. ebd., 141.

216 Vgl. ebd., 189f.

217 PA, ohne Titel, Amtspflichten P. 2.

218 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

219 DA PB, Acta specialia betr. die Pfarrstelle zu Allagen, Schreiben Schröders an Finanzdezernent Caspar Pieper v. 2.3.1933. Drei Monate später erlitt Schröder einen Schlaganfall und wurde zum 1.6.1933 in den Ruhestand versetzt.

220 Vgl. ebd., Schreiben des Friedrich Dornhoff (Vater) aus Letmathe an das Generalvikariat v. August 1935.

221 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

222 Vgl. ebd.

223 Vgl. Sta W, B 279, Gutachten v. 10.5.1844.

224 Vgl. StA MS, Herzogtum Westfalen, Landesarchiv IX Nr. 9, Bl. 56-64, Protokoll v. 7.5.1800, hier Bl. 58-58'.

225 Vgl. StA MS, Großherzogtum Hessen II C 57, Bl. 28, Schreiben Wortmanns an den Großherzogl.-Hessischen Kirchen- und Schulrat in Arnsberg v. 15.7.1808.

226 Vgl. DA PB, Aktenband 5 blau, Allagen, Bd. 1, Bericht von Peter Josef Cramer v. Clauspruch.

Offizialat zu Köln, an den Kölner Generalvikar v. 8.6.1802, Bl. 103-106.

227 Vgl. ebd., Schreiben Wortmanns an das Offizialat v. 4.4.1815, Bl. 287.

228 Sta W, B 290, Testament v. 19.11.1822.

229 DA PB, Aktenband 5 blau, Allagen Bd. 1, Schreiben Wortmanns v. 4.4.1815, Bl. 287.

230 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

231 Predeek, Heimland, wie Anm. 1, S. 71.

232 Vgl. Interview mit Kaspar Ferber, Allagen, v. 16.8.1995.

233 Vgl. ebd.

234 Vgl. Interview mit Käthe Hicking, Delbrück, v. 28.9.1995.

235 Vgl. ebd.

236 Vgl. Zeugnis für Frl. Hicking (Privatnachlass), v. Sept. 1968.

237 Interview mit Käthe Hicking, Delbrück, v. 19.7. 1995.

238 Interview mit Käthe Hicking, Delbrück, v. 28.9. 1995.



Abb. 1 Marktplatz mit Nikolaikirche in Obermarsberg. Links das frühere Haus Roland, Hauptstraße 31, von 1698. Postkarte, um 1930



Abb. 2 Haus Hauptstraße 31 in Obermarsberg, 1966. Vor dem Abbau durch das Freilichtmuseum zeigen sich deutliche Spuren des Verfalls

Monika Höhl

Vom stolzen Reidemeisterhaus zum Abbruchobjekt

Zur Geschichte des Hauses Hauptstraße 31 aus Obermarsberg (1698-1966)

Vorbemerkung der Redaktion

Das 1698 erbaute Bürgerhaus Hauptstraße 31 aus Obermarsberg wurde 1966 für das Westfälische Freilichtmuseum abgetragen und 2003 bis 2005 als Hauptgebäude der neuen Museumsgaststätte „Im Weißen Ross" im Paderborner Dorf wieder errichtet. Das prächtige Bauwerk mit seinem Schnitzgiebel aus der Spätrenaissance mit zwei Ausluchten und einem rückwärtigen Steinwerk, das wohl noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, diente von etwa 1848 bis 1931 als Gasthaus und ist daher als Museumsgaststätte besonders gut geeignet. Der folgende Beitrag ist eine Zusammenfassung der umfangreichen Recherchen zur Geschichte des Hauses, die Monika Höhl 1990 im Auftrag des Freilichtmuseums durchgeführt hat.

Die Erbauer: Anton Roland und Maria Christina Roland, geborene Pielsticker

Im Jahre 1698 wurde von dem reichen Obermarsberger Bürger Anton Roland und seiner Ehefrau Maria Christina, geb. Pielsticker, am Marktplatz der kleinen sauerländischen Stadt Obermarsberg ein Fachwerkhaus errichtet, das der Tradition des für die Region damals üblichen städtischen Dielenhauses entsprach.[1] Aufgrund seiner besonderen baulichen und künstlerischen Ausführung war es innerhalb des Ortes einzigartig.[2] Neben seiner zentralen Lage in unmittelbarer Nähe des Marktplatzes und der Bürgerkirche St. Nicolai (Abb. 1) hob insbesondere die Gestaltung des straßenseitigen Giebels den Reichtum und die soziale Stellung seines Erbauers, des Kramers und Reidemeisters Anton Roland, hervor (Abb. 2, 3).[3] Als einziges Obermarsberger Bürgerhaus besitzt das Haus zwei so genannte Ausluchten (zweigeschossige Fenstererker mit Giebeln, niederdeutsch: „Utluchten") rechts und links des großen Eingangstors (Abb. 4), die an den Vorkragungen insgesamt neun Stichbalken mit „Neidköpfen" aufweisen.[4] Das Balkenwerk des Giebels ist reich mit Schnitzornamentik und Inschriften im Stil der Spätrenaissance verziert. In ihnen wird auf sehr konkrete Probleme des Alltagslebens wie Angst vor Feuer, Krankheit, schlechter Ernte oder auch auf Neid und Missgunst der Mitmenschen ebenso Bezug genommen wie auf bestimmte Glaubensfragen und -inhalte.

Wortlaut der Inschriften des Giebels (von oben nach unten):

Unterhalb der Giebelspitze:

SOLI DEO GLORIA (Gott allein die Ehre)

WER SICH VERLEST AVF JESVM CHRIST / DEM MVS DER HIMMEL WERDEN

Giebelschwelle oberhalb des Eingangstores:

AN GOTTES SEGEN IST ALLES GELEGEN

Giebelschwelle der linken Auslucht:

LAHS DIER O GODT BEFOHLEN SEIN DIS HAVS VND DIE SO WOHNEN DAREIN

Giebelschwelle der rechten Auslucht:

BEHVTE DASSELBE NACH DEINEN GVNST VOR ALLER GEFAHR VND FEVERS-BRVNST

Oberstockschwelle der linken Auslucht:

ALE DIE MICH KENNEN DEN GEBE GOD WAS SIE MIHR GÖNNEN

Oberstockschwelle der rechten Auslucht:

MISGVNST KAN NIEMAND SCHADEN WAS GODT WILL MVS GERATHEN

Die Inschrift über dem Torbogen nennt das Baudatum des Hauses und die Namen des Bauherrn und seiner Frau (Abb. 5, 6):

ANNO 1698 DEN 6. NOVEMBER HABEN DIESE EHELEVTE ANTON ROLAND MARIA CHRISTINA PILSTIKER HABEN GODT VERTRAVET VND DIESES HAVS GEBAVET



Abb. 3 Das Haus aus Obermarsberg nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum, 2005

Zu beiden Seiten dieser Inschrift befinden sich kreisförmige Medaillons, die hausmarkenähnliche Monogramme mit den Initialen der Erbauer enthalten:

links: AR (= Anton Roland)
rechts: MCR (= Maria Christina Pielsticker)

Eine eingehende Besichtigung durch das Westfälische Freilichtmuseum vor dem Abbau 1966 ergab, dass das Fachwerkhaus Rolands von 1698 einem wesentlich älteren „mit meterdicken Bruchsteinmauern aufgeführten Hintergebäude" vorgebaut war, welches zudem noch einen „eingetieften tonnengewölbten Keller" besaß.[5] Hier handelt es sich um ein so genanntes Steinwerk, ein steinernes Hinterhaus mit einem Saal über einem Gewölbekeller, wie es bei vielen städtischen Bürgerhäusern anzutreffen ist. Das Steinwerk ist wohl in das 16. Jahrhundert zu datieren, doch liegen darüber keine Quellen oder Mitteilungen vor. Auch die Durchsicht einer Akte zur Zerstörung Obermarsbergs im Dreißigjährigen Krieg im Stadtarchiv Marsberg lieferte keine näheren Aufschlüsse.[6] Ebenso wenig ließ sich klären, ob dieses ältere Steinwerk sich schon im Besitz der Familie Roland befunden hatte. Roland stammte zwar von Geburt her nicht aus Obermarsberg; er



Abb. 4 Das Erscheinungsbild der Fassade wird durch die beiden zweistöckigen Ausluchten mit reichen Zierschnitzereien und Inschriften bestimmt, 1938

taucht aber in den Bürgerschillingsregistern der Stadt bereits einige Jahre vor 1698 als Steuerzahler auf.[7] Leider lassen die Bürgerschillingsregister, obwohl sie auf den Grundbesitz der Veranlagten bezogen sind, keine eindeutigen Schlüsse auf den Wohnsitz innerhalb der Stadt zu.[8]

Über das Aussehen des Hauses, den dazugehörigen Grundbesitz sowie seine Nutzung am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts lassen sich, gestützt auf Informationen zur Person und zur sozialen Stellung seines Erbauers und ersten Besitzers Anton Roland, folgende Angaben machen: Anton Roland wurde im Jahr 1640 wahrscheinlich in dem kleinen sauerländischen Nachbarort Udorf geboren und starb am 10.8.1725 als Bürger der Stadt Obermarsberg, möglicherweise durch Selbstmord. Am 13.8.1725 wurde er laut Kirchenbucheintrag in nicht geweihter Erde („in loco non bene-

dicto") nahe des Friedhofs bei Dres (Andres) Klockenhoffs Haus in Abwesenheit des Pfarrers ohne Totengeleit und Glockengeläut von zwei Wächtern beigesetzt. Für diese Form der Bestattung wurde noch eine Geldsumme erhoben, die die Familie für die Aufwendungen der Kirche und zu ihrem Nutzen zahlte.[9] Über die Gründe dieser nicht kirchlichen Bestattung geben die Quellen keine Auskunft. Wenn Anton Roland Selbstmord begangen hat, was aufgrund der Form der Bestattung als sehr wahrscheinlich erscheint,[10] dann war deren Ort nahe des Friedhofs („cimeterium adiacente, prope Januam dres Klockenhoffs") im Grunde sogar noch ein Zugeständnis an den Verstorbenen bzw. seine Hinterbliebenen. Gewöhnlich wurden Selbstmörder nicht innerhalb der Stadtmauern und vor allem nicht nahe einer Kirche beigesetzt. Offenbar war die Familie Roland aber in der Lage, mit der Zahlung einer Strafgebühr zumindest noch diese Form der Beisetzung durchzusetzen.

Über die soziale Herkunft von Anton Roland gibt es nur sehr vage Informationen, selbst sein Geburtsort ist nicht völlig gesichert.[11] Immerhin lässt sich feststellen; dass ein Johann Jürgen Rolandt und seine Ehefrau Anna Eva Schmelter zu Udorf im Jahre 1671 beim Kloster Bredelar eine Schuld von 100 Reichstalern aufnahmen, wofür sie ihr in der Grafschaft Waldeck liegendes Bergwerk zum Pfand setzten.[12] Zwar ist nicht gesichert, dass es sich hier um Vorfahren Anton Rolands handelte, doch könnte der Besitz des Bergwerks ein Indiz für eine nahe Verwandtschaft sein, da auch Anton Roland in Obermarsberg später eine Hütte betrieb. Wann und warum Anton Roland nach Obermarsberg übersiedelte, lässt sich ebenfalls nicht mehr eindeutig klären. Es ist jedoch zu vermuten, dass wirtschaftliche Gründe (Handel/Gewerbe) ausschlaggebend waren. Auch Antons jüngerer Bruder Johann Roland (geb. 1658 in Udorf) war Bürger in Obermarsberg und starb am 11.4.1731.[13]

Am 19.9.1688 heiratete Anton Roland in Obermarsberg Maria Christina Pielsticker, die Tochter des dortigen Kaufmanns und Reidemeisters Johann Pielsticker, der auch dem Ratskollegium der Stadt angehörte.[14] Aus der Ehe gingen mindestens drei Söhne (Johann Adam, geb. 29.5.1695, Antonius Fridericus, geb. 27.5.1699, Johannes Christophorus, geb. 17.3.1702) und vier Töchter (Anna Elisabeth, geb. 29.4.1691, Maria Catharina, geb. 30.10.1692, Anna Angela, geb. 23.9.1696, Maria Felicitas, geb. 1.5.1698) hervor; allerdings bleibt unklar, welche dieser Kinder das Erwachsenenalter erreichten.[15] Einem Kopfschatzregister von 1717 zufolge gehörten zu diesem Zeitpunkt noch ein Sohn, wahrscheinlich Antonius Fridericus,[16] und drei Töchter dem Haushalt an. Als Haushaltsvorstand wird „Anton Roland Senior, ein Kramer und reidemeister" genannt.[17] Er betrieb Handel und war als Reidemeister Betreiber der Obermarsberger „Holländer Hütte", einer Eisenhütte, die auch als „Mittelste Hütte" bezeichnet wird.[18]

Da schon sein Schwiegervater, der Bürger- und Reidemeister Johann Pielsticker von 1687 bis 1689 die Holländer Hütte betrieben hatte,[19] dürfte die Hütte durch die Heirat mit Maria Christina Pielsticker an Roland gefallen sein. Ebenso dürfte er die Handelstätigkeit von seinem Schwiegervater übernommen haben, für den „Wein- und Branntweinschank" sowie „Salz- und Hopfenverkauf" belegt ist.[20] Nicht geklärt werden konnte, ob sich auch der Vorgängerbau des 1698 erbauten Hauses Hauptstraße 31 mit dem Steinwerk bereits im Besitz von Rolands Schwiegervater Johann Pielsticker befand. Wäre dies der Fall, dann stände die Gaststätte, die Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Haus eingerichtet wurde, in einer älteren Tradition.

In den Registern zur Erhebung des Obermarsberger Bürgerschillings (Vermögenssteuer auf Grundbesitz), die für den Zeitraum von 1698 bis 1749 erhalten sind, werden für Anton Roland (bzw. nach seinem Tod für seine Witwe und seine Erben) jeweils relativ hohe Beträge genannt.[21] Demnach zahlte er 1698 neun Groschen Bürgerschilling – vermutlich bereits für seinen Grundbesitz an der Hauptstraße, was sich daraus ableiten lässt, dass der gleiche Betrag auch noch Jahre später erhoben wurde. Außerdem entrichtete er für zwei weitere Häuser der Stadtgemeinde eine Gebäudesteuer: sechs Groschen für ein an Jost Blaneken (Blancken) vermietetes Haus und sechs Groschen für den an Peter Grothen vermieteten/ver-

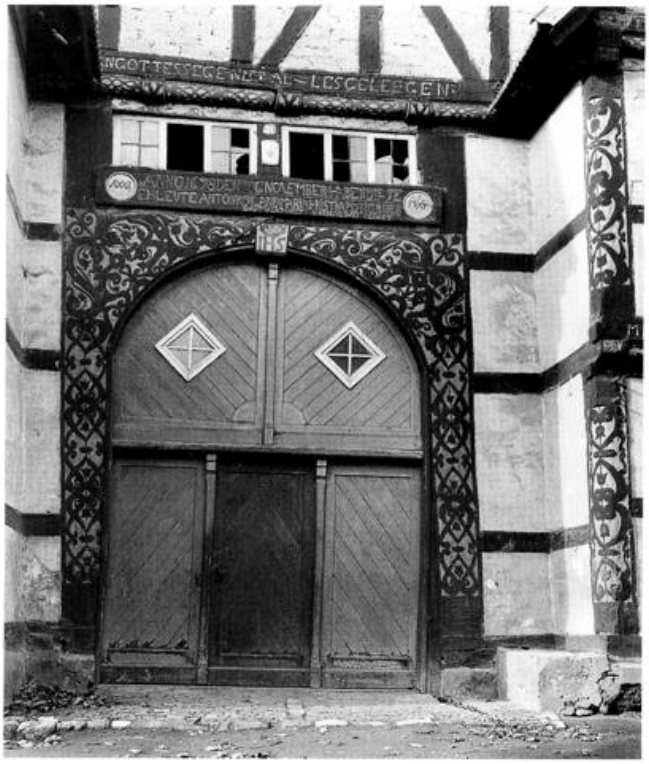


Abb. 5 Das reich verzierte Dielentor mit Erbauerinschrift von 1698 und den alten, bleiverglasten Oberlichtern, 1938

pachteten Hof „am Unterstätter Stiege" (am Weg nach Niedermarsberg). Die „Beysteuer" als Leistung an den Landesherrn[22] entsprach mit weiteren sechs Groschen dem Bürgerschilling für eines der vermieteten Häuser. Diese Angaben sind aber letztlich nur in Relation zu den Steuerbeträgen aller Obermarsberger Bürgerschillingspflichtigen von Wert. Es wurden daher für die Jahre 1698 und 1700 auch die Beträge der anderen Bürger erfasst. Sie betrugen 1698 bei insgesamt 177 Steuerzahlern durchschnittlich 15,5 Groschen (insgesamt 2.739 Groschen von 177 Steuerzahlern). Anton Roland gehörte zu den 20 vermögendsten Bürgern, die mit ihrem Steuerbetrag über 25 Groschen lagen:[23]

Anthon Runthen		35 Gr	
Andreas Bitteren	1 Rt	8 Gr	2,5 d
Anthon Rohlandt		*28 Gr*	*4 d*
Adam Pielsticker		25 Gr	
Anthon Runthen jun.		26 Gr	
Behrendt Bedekag		27 Gr	
Borchardt Ziehren		25 Gr	
Engelbracht Gohlman	1Rt	24 Gr	2 d
Heinrich Brilon		26 Gr	



Abb. 6 Torinschrift mit den Namen der Erbauer von 1698 nach der Restaurierung im Freilichtmuseum

Herman Wegener		31 Gr	
Hartman Runthen		32 Gr	
Hillebrand Thuken		25 Gr	
Hunoldt Achterman		25 Gr	
Herman Woestehoff		30 Gr	
Jodoci Fabrici	1Rt	7 Gr	3d
Johan Piestickers		28 Gr	
Jost Fels		29 Gr	
Linneman	1Rt	9 Gr	1d
Levien Tewes	1Rt	9 Gr	
Moritz Runthen		28 Gr	
Summe		*659 Gr*	*1/2 d*

Diese zwanzig Obermarsberger, rund 11 Prozent aller Steuerzahler, entrichteten mit insgesamt 659 Groschen also schon rund 24 Prozent des städtischen Bürgerschillings. Sie zahlten im Schnitt 33 Groschen, während die verbleibenden 157 Steuerzahler durchschnittlich nur drei Groschen zu entrichten hatten (bei einer Variationsbreite von 2 Gr bis 24 Gr). Mit 28 Groschen und 4 Pfennigen lag Anton Roland im Jahre 1698 zwar noch im unteren Bereich der obersten Vermögensschicht, doch mit den Jahren wuchs sein Vermögen stetig an. Im Jahre 1700 bezahlte er als Erstgenannter im Bürgerschillingsregister bereits 25 Groschen Vermögenssteuer, die sich wie folgt zusammensetzten:[24]

„Anton rohlandt bß (Bürgerschilling, M. H.) 9 Gr; Item von Blancken Jostes Haußе Zinße 7 Gr; Item von einem funfgart lande bey der föhr kuhlen 1 Gr; Item von Peter gröthen hofe am Unterstädter stiege 6 Gr ;

beysteuer 2 Gr ; von dem platz hofes to (...) Jost Mergenthal gedauschet zinße 3 Gr ; von Jost Mergenthals hoffe hatt er nich betahlett 3 d"

Ansonsten war die Vermögensverteilung ähnlich der des Jahres 1698: 18 von insgesamt 180 Steuerzahlern bezahlten über 25 Groschen und lagen mit insgesamt 652 Groschen im Schnitt bei 36,2 Groschen (dazu im Vergleich: die verbleibenden 162 Steuerzahler lagen bei durchschnittlich 13,6 Groschen). Das gesamte Steueraufkommen betrug 2.861 Groschen. Im Jahre 1703 entrichtete Anton Roland bereits 1Rt 1/2 Gr an Vermögenssteuer.[25]

Die Angaben in den Obermarsberger Bürgerschillingsregistern verdeutlichen die Entwicklung des Immobilienbesitzes der Veranlagten und Veränderungen etwa durch Zukäufe. Anton Roland hatte bis 1700 noch fünf Garten (Feldmaß) Land „bey der föhr kuhlen" erworben sowie ein Haus, das von Jost Mergenthal bewohnt wurde.

Diese Informationen werden durch Angaben aus der zuvor schon erwähnten Kopfschatzliste der Stadt Obermarsberg von 1717 ergänzt, die eine Einteilung der insgesamt 192 genannten Haushalte in drei Besitzklassen (Steuerklassen) erkennen lässt. Neben Angaben über die Anzahl der Familienmitglieder enthält die Liste auch Informationen über vorhandenes Hausgesinde (Knechte und Mägde) und seine Entlohnung. In dieser „Specificatio der Ober Statt Marsberg Burgeren, weib vnd kinderen, wie auch Knechte vnd Mageden welche im Jahr 1717 Capitations Schatzunge geben müßen", gehört der „Kramer vnd reidemeister" Anton Roland senior der ersten Besitzklasse (Steuerklasse) an, die insgesamt nur drei Steuerzahler umfasste (Abb. 7). [26] Dies waren der Bürgermeister Wilhelm Theiln (Reidemeister und Kaufmann) mit 13 Rt 19 Gr, der Stadtkämmerer Jacobus Pape (Reidemeister) mit 6 Rt 21 Gr und der Kramer und Reidemeister Anton Roland Senior mit 8 Rt 26 Gr, der damit also den zweithöchsten Kopfschatz der gesamten Stadt entrichtete. Nur diese drei Steuerzahler waren auch Reidemeister.

Zu Anton Rolands Haushalt gehörten neben ihm und seiner Frau noch ein Sohn, drei Töchter, ein Knecht (der 18 Rt Lohn im Jahr erhielt), ein weiterer Knecht sowie eine Magd, die nur Verpflegung bzw. Kostgeld („Zehr") erhielten. Roland verfügte also über mehrere Bedienstete, ebenso wie die beiden anderen Angehörigen der ersten Steuerklasse (Wilhelm Theiln: 3 Großknechte, 2 Mägde, 1 Eseltreiber; Jacobus Pape: 1 Knecht, 1 Junge, 2 Mägde). Zum Vergleich sollen nun aber auch die anderen Veranlagten der Kopfschatzliste von 1717 (Besitzklassen 1 bis 3) betrachtet werden. Insgesamt betrug die Summe der „Computierten" 294 Reichstaler 33 Groschen (vgl. Tabelle unten).[27]

Die großen Besitzunterschiede werden hier besonders deutlich – nicht nur in den Steuersummen, sondern auch bezüglich der Haushaltsmitglieder. Die Angehörigen der ersten Besitzklasse entrichteten nicht nur vier- bis achtmal so viel Kopfsteuer wie die der zweiten und dritten Klasse, sondern sie unterschieden sich auch dadurch, dass sie Hausgesinde hatten. Auch lebten in ihren Häusern fast nie Beiwohner (Einwohner mit geringerem Bürgerrecht)[28] zur Miete.

Tabelle: Steuerklassen in Obermarsberg nach der Kopfschatzliste von 1717

Steuerklasse	*Zahl der Steuerzahler*	*Veranlagung*	*Durchschnitt*	*Gesinde*	*Beiwohner*
prima classis	3 (Nr. 1-3)	1.038 Gr	346 Gr	2-6	–
2da classis	35 (Nr. 4-38)	3.432 Gr	98 Gr	vereinzelt (1 Knecht oder 1 Magd)	selten
3tia classis	154 (Nr. 39-192)	6.147 Gr	40 Gr	–	häufig

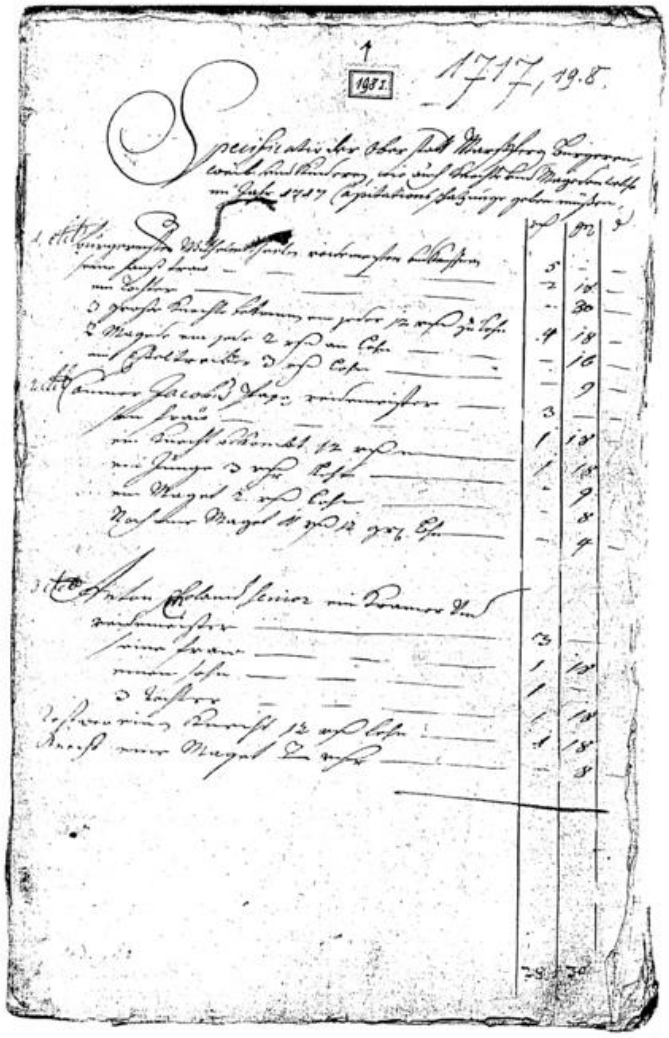


Abb. 7 Kopfschatzliste der Stadt Marsberg von 1717. An dritter Stelle wird „Anton Roland senior ein Kramer und reidemeister" genannt. Zu seinem Haushalt gehörten seine Frau, ein Sohn und drei Töchter sowie zwei Knechte und eine Magd. Stadtarchiv Marsberg, A 235

Laut Bürgerschillingsregister von 1718 entrichtete Anton Roland nunmehr Abgaben für die folgenden Häuser und Grundstücke in Obermarsberg:[29]

„Anthon rohlands bß (Bürgerschilling, M. H.)	9 Gr;		
Von 5 gahrten landeß bey der fohr kuhlen	1 Gr		
Von Peter grothen höfe am Umbstetter stiege	6 Gr		
Von zwey achten theilen schnormanß hofe			5 d
Von Jost mergenthals Hauß stette Zinße		3 Gr	
Von Kielßes (Korles?) Haußе Zinße		6 Gr	
Beysteuer		21 Gr	1 d
Vom Lande beym Kreggen-bohrne zur halbscheidt		2 Gr	2 d
Summe	*1 Rt*	*13 Gr*	*1 d*

Roland hatte also noch weiteren Besitz hinzugekauft (oder geerbt) und besaß auch Anteile an Immobilien (zwei Achtel von Schnormans Hof sowie die Hälfte des Landes beim Kreggenborne). Laut einem „Register vber verkaufte stadtgüthern 1718 pro receptore Todt (Stadtkämmerer, M. H.)" hatte Anton Roland Senior außerdem am 24. Juli des Jahres „die sogenante Schüttenwieße" für 25 Rt gekauft.[30] Der Erwerb der Schützenwiese aus städtischem Besitz für den stattlichen Betrag von 25 Reichstalern kann als ein weiteres Indiz für Rolands Reichtum und hohe soziale Stellung gewertet werden. Zwar erscheint er im Gegensatz zu den meisten anderen vermögenden Obermarsberger Bürgern nicht in den Ratslisten der Stadt,[31] doch muss er doch gewisse Verwaltungs- oder Beurkundungsbefugnisse innerhalb der städtischen Administration gehabt haben. In den Jahren von 1719 bis 1721 übersandte er als „Secretär" die Kornlieferungen von Stadtberge (älterer Name für Obermarsberg) an das Kloster Bredelar, von denen noch Rechnungen erhalten sind, die von ihm eigenhändig ausgefertigt und unterzeichnet wurden.[32]

Anton Rolands Witwe und Erben

Für das Jahr 1721 ist ein „städtisches Catasters" von Obermarsberg erhalten, in dem der umfängliche Besitz von „Anthon rohlandt senioris wittibe" (also der Witwe Anton Rolands) an Gebäuden und Grundstücken (Äckern und Wiesen) verzeichnet ist.[33] Es irritiert zunächst, dass in diesem Kataster bereits die Witwe genannt wird, da Anton Roland ja nachweislich erst im Jahre 1725 starb. Wahrscheinlich zog sich aber die Besitzaufnahme der einzelnen Bürger für das 1721 angelegte Kataster über mehrere Jahre hin, und die Eintragung für Anton Roland dürfte erst nach 1725 erfolgt sein. In den Obermarsberger Bürgerschillingsregistern

erscheint die Witwe Anton Rolands erst ab 1726.[34] Das Kataster von 1721 vermittelt sehr genaue Aufschlüsse über die Grundbesitzverhältnisse der ersten Besitzer unseres Bürgerhauses, welches hier als „hauß und hof auf dem marekede" an erster Stelle genannt und in der ersten von fünf Steuerklassen für die Grundsteuer taxiert wird. In den Erläuterungen heißt es, dass bei einer „revision der schetzunge" im April 1721 beschlossen worden sei, jeder Bürger müsse pro Jahr drei Groschen Kopfschatz geben. Ferner wurden „die häußern" (was aber wohl Haus- und Landbesitz meint) in fünf Klassen eingeteilt und für die Häuser der ersten Klasse wurden drei Groschen zusätzlich erhoben.[35] Rolands Wohnhaus am Markt gehörte als einziges Gebäude seines Gesamtbesitzes dieser Kategorie an, ansonsten waren nur Ländereien (Wiesen- und Ackerland) der Klasse 1 zugeordnet.[36] Die übrigen Häuser, die sich 1721 im Besitz Anton Rolands befanden und zum Teil als Höfe von anderen Obermarsberger Einwohnern bewohnt und bewirtschaftet wurden, gehörten den Steuerklassen 2 und 3 an.

Aufgrund fehlender Unterlagen lassen sich keine Angaben mehr über den Viehbesitz Anton Rolands machen. Lediglich in einem Mastschweinregister aus dem Jahre 1697 wird „Anthon Rohlandt" an erster Stelle genannt. Es finden sich in diesem „Register über die den 15ten Novembris 1697 abgangene mast schweine" jedoch keine Angaben über die Zahl der gehaltenen Tiere.[37]

In den Obermarsberger Bürgerschillingsregistern wird Anton Rolands Witwe erstmals im Jahr 1726 als Steuerzahlerin erwähnt – und zwar bis 1734.[38] Ab 1737 erscheint an ihrer Stelle wieder der Name „Anton Rolandt" oder „Anton Rolandt Erben".[39] Es ist zu vermuten, dass die Witwe Roland zwischen 1734 und 1737 verstorben ist.[40] Der in den Registern von 1737 bis 1741 genannte „Anton Rolandt" könnte der Sohn und evtl. der Haupterbe der Eheleute Roland sein; möglicherweise handelt es sich um den am 27. Mai 1699 geborenen Antonius Fridericus.[41] Bereits im Register des Jahres 1743 begegnen wir jedoch wieder „Anton Rolandt Erben" und zwar bis 1749, als die Überlieferung der Bürgerschillingsregister endet.[42] Die Beträge lagen in dem Zeitraum von 1737 bis 1749 lediglich zwischen fünf und 15 Groschen; auch der Grundbesitz war jetzt deutlich geringer als zu Lebzeiten von Anton Roland senior. Es lässt sich nicht nachweisen, auf welche Umstände dieser Besitzrückgang zurückzuführen ist, da die Aufsplitterung des Gesamtbesitzes nach Rolands Tod aufgrund fehlender Quellen nicht mehr nachvollziehbar ist. Tatsächlich bleiben dadurch die genauen Besitzverhältnisse am Haus im Unklaren und auch die Frage, welche Personen es nach dem Tod von Anton Rolands Witwe (1734-37) für einen verhältnismäßig langen Zeitraum (1749-1830) bewohnten, lässt sich nicht beantworten. Es ist aber davon auszugehen, dass das Gebäude noch für geraume Zeit im Besitz der Familie Roland blieb; im Jahre 1749 existierten laut Bürgerschillingsregister noch Erben.[43]

Hermann Steinhoff (vor 1830 bis circa 1848)

Aufgrund der schwierigen Quellenlage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bleibt unklar, zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Umständen das Haus in den Besitz der Obermarsberger Familie Steinhoff gelangte. Durch eine Analyse der älteren Kirchenbücher im Bischöflichen Generalvikariat Paderborn wurde versucht zu klären, ob dies eventuell durch verwandtschaftliche Beziehungen geschah oder durch eine Heirat zwischen den Familien Roland und Steinhoff zustande kam. Belegt ist jedoch nur die Heirat eines Andreas Steinhoff und einer Therasia Roland am 21. September 1723,[44] die sich aber beide nicht in die bekannte Familiengeschichte einordnen lassen.

Im Urkataster der Gemeinde Obermarsberg von 1832 ist im Güterverzeichnis ein Hermann Steinhoff „wohnhaft zu Obermarsberg" als Besitzer der Parzelle 315 (Flur I) „Haus und Stallung" mit einem Flächeninhalt von 93 (Quadrat-) Ruten und 55 (Quadrat-) Fuß bei einem steuerbaren Reinertrag von einem Reichstaler und 43 Pfennigen genannt. Der Gesamtbesitz Hermann Steinhoffs an Immobilien war recht ansehnlich; außer dem Haus auf der Parzelle 315 gehörte ihm jedoch nur noch Acker- und Weideland, was darauf schließen lässt, dass er das spätere

Haus Hauptstraße 31 mit seiner Familie auch selbst bewohnte.[45] Zur Familie von Hermann Steinhoff und zu seiner gesellschaftlichen Stellung lassen sich die folgenden Angaben machen: Am 9. September 1832 heiratete er in Obermarsberg Anna Maria Helena Zieren, die Tochter eines „Ackersmanns und Bürgers in Obermarsberg". Im Trauregister wird er als Sohn des „Oekonom und früheren Bürgermeisters und Schultheiß" zu Obermarsberg, Johann Heinrich Hermann Steinhoff genannt. Anhand der Kirchenbücher ließen sich jedoch keine eindeutigen Angaben über Kinder dieser Eheleute ermitteln.[46]

Der Gastwirt Heinrich Breker (ab circa 1848)

Auch der Besitzwechsel auf den Gastwirt Heinrich Breker lässt sich anhand der Quellen nicht nachvollziehen. Aus einer Grundbuchakte von 1862 geht hervor, dass Heinrich Breker im Jahre 1858 bereits Eigentümer der Parzelle 315 in der Flur I mit darauf stehendem Haus (dem späteren Haus Hauptstraße 31) war.[47]

Heinrich Breker wurde am 14. September 1790 als Sohn der Eheleute Franz Breker und Maria Margaretha Everdes geboren und als „Joannes Henricus Breker" ins Taufregister eingetragen.[48] Am 12. Mai 1818 heiratete er Gertrud Wösthoff aus Obermarsberg:

„Im Jahr Christi 1818 den 12 Mai, wurden nach in hiesiger Pfarrkirche geschehener ordnungsmäßiger Proclamation, mit Einwilligung des Vaters des Bräutigams und der Vormünder der Braut getraut und ehelich eingesegnet Heinrich Breker des Franz Breker Burger und Ashesor mit weiland Maria Margaretha geborene Everdes ehelich erzeugter lediger Sohn, ein angehender Bürger und Beker dahier, alt acht und zwanzig Jahr und Gertrud Wösthoff, des weiland Christ. Wösthoff Bürger und Ackermann dahier mit Anna Eva geborene Tewes ehelich erzeugte ledige Tochter alt ein und zwanzig Jahr."[49]

Heinrich Breker war also Bäcker; dass er in dem Gebäude Hauptstraße 31 außerdem eine Gaststätte betrieb, lässt sich ebenfalls anhand von Kirchenbuchdaten erschließen: Anlässlich der Taufe seines Sohnes Johann am 29. November 1830 wird Breker im Register als „Bürger, Becker und Wirth" bezeichnet.[50] Somit begann während des Besitzes von Heinrich Breker, der am 5. Mai 1859, wenige Tage vor der Hochzeit seines Sohns Johann mit Gertrud Müller, verstarb,[51] die Geschichte der Gastwirtschaft im Haus Hauptstraße 31.

Der Gastwirt Johann Breker (1858 bis 1879 bzw. 1884)

Heinrich Breker übereignete seinem Sohn, dem Gastwirt Johann (Franz) Breker, am 16. Februar 1858 das Grundstück mit der späteren Adresse Haupstraße 31 mit dem darauf stehenden Wohnhaus in Obermarsberg.[52] Aus dem Antrag von 1862 geht hervor, dass das Haus 1858 bereits seit über zehn Jahren im Besitz Heinrich Brekers gewesen war. Das Wohnhaus war zum Zeitpunkt der Übergabe bei der Westfälischen Provinzial-Feuerversicherung mit einer Summe von 1870 Reichstalern versichert.[53] Daneben besaß der Gastwirt Johann Franz Breker noch zahlreiche weitere Grundstücke in Obermarsberg. Dies geht aus den Katasterakten des Kreises Brilon von 1867 hervor; doch waren zu diesem Zeitpunkt sein Schwager Felix Becker und dessen Ehefrau Lisette (geb. Breker) als Miteigentümer in der Mutterrolle verzeichnet.[54] 1878 werden aber schließlich nur noch Johann Breker und seine Frau Gertrud, geb. Müller, genannt, die die Parzelle 315 „Hofraum mit Wohnhaus" mit einem Flächeninhalt von 13 ar 27 qm besaßen.[55] Die Eheleute betrieben seit der Übernahme des Gebäudes im Jahre 1858 weiterhin die Gaststätte im Haus Hauptstraße 31, die „jahrzehntelang geselliger Mittelpunkt Obermarsbergs" war.[56]

Die Gaststätte befand sich im hinteren Teil des Hauses, also dem Steinwerk mit dem großen Saal, das bereits vor 1698 gestanden hatte. Links war im Saal eine Bühne eingebaut, die für Theateraufführungen und ähnliche Gelegenheiten genutzt wurde.[57] Der letzte Raum rechts an der Diele des Fachwerk-Vorderhauses diente als Küche für die Gastwirtschaft und wahrscheinlich auch für die Familie Breker selbst. Gegenüber der Küchentür befand sich der Eingang zum Kellergewölbe unter dem Saal.[58] Zur Familie des Gastwirts Breker gehörten seine Ehefrau Gertrud (1835-1880, Tochter des Obermarsber-

ger Schuhmachermeisters Caspar Müller, Abb. 8), seine Tochter Wilhelmina (die später gemeinsam mit ihrem Ehemann Josef Kloke Besitzerin des Hauses war) sowie zwei Söhne, die jedoch beide nicht am Ort blieben.[59] Über mögliches Dienstpersonal des Gasthauses ließ sich nichts mehr ermitteln.

Etwa um 1875 wurde an der rechten Traufseite des Gebäudes (Südseite) ein etwa 76 qm (9,3m x 8,3m) großer zweigeschossiger Fachwerkanbau angefügt, der mit der Traufseite zur Hauptstraße stand. Im Erdgeschoss des Anbaus befanden sich ursprünglich Pferdeställe, während das Obergeschoss als großer Tanzsaal („Tanzboden") genutzt wurde.[60]

Die Zwangsversteigerung (1879)

Trotz der Bedeutung ihrer Gastwirtschaft als beliebter Treffpunkt scheint die finanzielle Situation der Wirtsleute Johann und Gertrud Breker am Ende der 1870er Jahre sehr angespannt gewesen zu sein, wobei die Gründe für die hohe Verschuldung unklar bleiben. 1879 kam es schließlich zur Zwangsversteigerung (Subhastation) „der Immobilien der Ehefrau Wirth Johann Breker zu Obermarsberg"; dabei kam auch das spätere Haus Hauptstraße 31 „unter den Hammer".[61] Zwar erscheint es nicht ganz plausibel, warum der Besitz im Rahmen des Verfahrens Gertrud Breker zugeschrieben wurde; dies könnte aber aufgrund der geltenden ehelichen Gütergemeinschaft und mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Reputation Johann Brekers durchaus im Rahmen des Üblichen gewesen sein.[62] Für das Meistgebot von 5.300 Goldmark wurde der Immobilienbesitz Gertrud Brekers dem Obermarsberger Schuhmachermeister Caspar Müller – also ihrem Vater – zugeschlagen.[63] Der Besitz, der so in der Familie blieb, umfasste Acker- und Wiesengrundstücke in mehreren Obermarsberger Flurbezirken (Fluren I, IV, VI, VII, IX) sowie das bebaute Grundstück Flur I Parzelle 315, „Hofraum mit Wohnhaus", nämlich unser Fachwerkhaus Hauptstraße Nr. 31 mit dazugehörigem Grundstück.[64]

Die Zwangsversteigerung war „auf Antrag eines Gläubigers zur Erzwingung seiner rechtskräftig erstrittenen Forderungen" am 6. Februar 1879 eingeleitet und am 16. Mai 1879 „zur Subhastation gezogen" worden.[65] Die Eheleute Breker waren bei insgesamt acht namentlich genannten Gläubigern mit zum Teil sehr hohen Summen verschuldet. Dazu gehörten neben der Obermarsberger Sparkasse und der Steuerbehörde auch einige ortsansässige Privatleute. Hier werden neben dem Ersteigerer Caspar Müller die Spirituosenhersteller und -händler Jacob Dalberg, Hermann Oppenheimer und Salomon Stern sowie der Gastwirt Josef Kloke-Pölmann(s) genannt.



Abb. 8 Gertrud Breker, geb. Müller (1835-vor 1889), Ehefrau des Gastwirts Johann Breker. Fotografie um 1880

Caspar Müller (1879-1882/83) und Heinrich Willeke (1882/83-1884)

Der Obermarsberger Schuhmachermeister Caspar Müller ersteigerte den Immobilienbesitz und konnte als Vater Gertrud Brekers[66] so den drohenden gänzlichen Verlust des Gasthauses und der Ländereien der Wirtsleute Breker auffangen; diese hielten den Schankbetrieb auch danach weiter aufrecht.[67] Caspar Müller und seine Ehefrau Lisette (geborene Willecke) waren bis 1882/83 Eigentümer der Parzelle 315 (Flur I), ohne selbst jedoch dort zu wohnen oder zu wirtschaften.[68] 1882/83 erfolgte eine katastermäßige Zuschreibung an den Niedermarsberger Schuhmacher Heinrich Willeke,[69] einen Bruder Lisette Müllers.[70] Die Gründe für diesen innerfamiliären Besitzwechsel lassen sich nicht mehr aufklären. Während dieser Zeit bewohnten unverändert die Wirtsleute Johann und Gertrud Breker mit ihrer Familie das Haus Hauptstraße 31 und betrieben dort ihre Gaststätte.



Abb. 9 Hölzernes Wirtshausschild der „Gastwirtschaft von Josef Kloke", 2. Hälfte 19. Jahrhundert, Privatbesitz. Auf dem mehrfach übermalten Schild sind Reste des älteren Namens „Breker" erkennbar



Abb. 10 Gastwirtschaft Kloke in Obermarsberg um 1915. An der rechten Auslucht ist das Wirtshausschild zu erkennen

Wilhelmina Breker (1884-1888)

Bereits 1884 erfolgte ein erneuter Besitzwechsel, bei dem das Grundstück mit dem Wohnhaus an die Eheleute Breker zurückfiel bzw. an deren damals noch minderjährige Tochter Wilhelmina (genannt Mina):[71] Laut einem vor dem Obermarsberger Rechtsanwalt und Notar Theodor Rath am 21. Mai 1884 geschlossenen Kaufvertrag zwischen dem Schuhmacher Heinrich Willecke und dem Gastwirt Johann Breker als gesetzlichem Vertreter seiner zwanzigjährigen Tochter Mina wurde das spätere Haus Hauptstraße 31 zum Preis von 2.100 Mark verkauft. Im Kaufpreis enthalten war noch ein weiteres Grundstück, circa fünf Morgen Weideland (Flur I, Nr. 18), an dem allgemeine Nutzungsrechte (Hude/Allmende) hingen. Letztlich übernahm Mina Breker mit diesem Kauf die im Grundbuch von Obermarsberg eingetragene restliche Hypothekenforderung der Sparkasse zu Marsberg. Sie ging die Verpflichtung ein, auch „die dafür mitverpfändeten Grundstücke binnen Frist von sechs Jahren (...) zu liberiren".[72] Die Gültigkeit des Vertrages sollte jedoch durch eine formale vormundschaftliche Genehmigung oder nach Erreichen der Volljährigkeit Mina Brekers nochmals bestätigt werden.

Damit war Wilhelmina Breker seit 1884 Eigentümerin des Hauses, wenngleich ihr Vater noch bis zu seinem Tod die Gaststätte mit betrieb. Am 17. Juni 1889 verstarb Johann Breker und hinterließ „3 majorenne Kinder: 1 Tochter im Hause (Wilhelmina, M. H.), 1 Sohn in Hagen, 1 Sohn in America". Gertrud Breker muss also schon vorher gestorben sein, was sich jedoch anhand von Kirchenbuchdaten nicht belegen lässt.[73]

Wilhemina Breker und Josef Kloke (1888-1900)

Am 3. Mai des Jahres 1888 hatte Wilhelmina Breker den Hüttenarbeiter (Maurer) Josef Kloke geheiratet,[74] der seitdem durch die in Obermarsberg übliche eheliche Gütergemeinschaft faktisch Mitbesitzer am Eigentum seiner Ehefrau war.[75] Aus dieser Ehe gingen zwischen 1889 und 1900 sechs Kinder hervor, von denen jedoch nur vier das Erwachsenenalter erreichten.[76] Als Wilhelmina Kloke, geb. Breker, am 16. Dezember 1900 im Alter von nur 36 Jahren einer „Lungenlähmung" erlag, hinterließ sie neben ihrem Ehemann, der im Begräbnisregister nun schon als „Wirth Josef Kloke" bezeichnet wurde, noch vier minderjährige Kinder.[77]

Der Gastwirt Josef Kloke (1900-1919)

Der „Maschinenwärter und Wirth" Josef Kloke war nach dem Tod seiner Ehefrau alleiniger Erbe ihres Besitzes und somit Eigentümer des Hauses Hauptstraße 31 geworden (Abb. 9, 10, 11).[78] Am 25. April 1903 ging er eine zweite Ehe mit Elisabeth Engelbracht ein, Tochter des Gastwirts Heinrich Engel-



Abb. 11 Hochzeitsgesellschaft vor der Gastwirtschaft Kloke in Obermarsberg, um 1900



Abb. 13 Aufführung des Theaterstücks „Ringende Mächte (Quo vadis)" am 10. April 1921 im Saal der früheren Gastwirtschaft Kloke in Obermarsberg



Abb. 12 Familienfoto im Garten hinter dem Haus in Obermarsberg, 1916: Gastwirt Josef Kloke mit seiner zweiten Ehefrau Elisabeth geb. Engelbracht (2. und 4. von links) mit zwei Kindern aus erster Ehe und drei gemeinsamen Kindern (von links): Elisabeth (geb. 1904), Joseph Caspar (geb. 1897), Franz (geb. 1911), Gertrud (geb. 1895) und Hermann (geb. 1907)



Abb. 14 Aufführung von „Wilhelm Tell" im Saal der früheren Gastwirtschaft Kloke, um 1920

bracht aus Borntosten.[79] Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, die gemeinsam mit denen aus der ersten Ehe aufgezogen wurden (Abb. 12).[80] Die Familie Kloke bewohnte einige Räume des Erdgeschosses sowie die erste Etage des Fachwerkhauses von 1698, während den Anbau von etwa 1875 eine Frau Fobbe bewohnte, die dort Mädchen aus Obermarsberg Nähunterricht erteilte. Diese Nähschule oder Nähstube lässt sich in die Zeit zwischen 1900 und 1920 datieren.[81]

Die Gastwirtschaft hatte nach wie vor eine große Bedeutung für Obermarsberg. So fanden im Saal Theateraufführungen statt, an die sich einige ältere Obermarsberger als ehemalige Darsteller noch heute gern erinnern (Abb. 13, 14).[82]

Eine Bauzeichnung aus der Konzessionsakte von 1900 zeigt den damaligen Zustand der Gastwirtschaft Kloke und gibt Auskunft über die Nutzung der Räume (Abb. 15):[83] Rechts von der Diele lag die große Gaststube, dahinter ein „Familienwohnzimmer" und die Küche mit dem Zugang zum Gewölbekeller

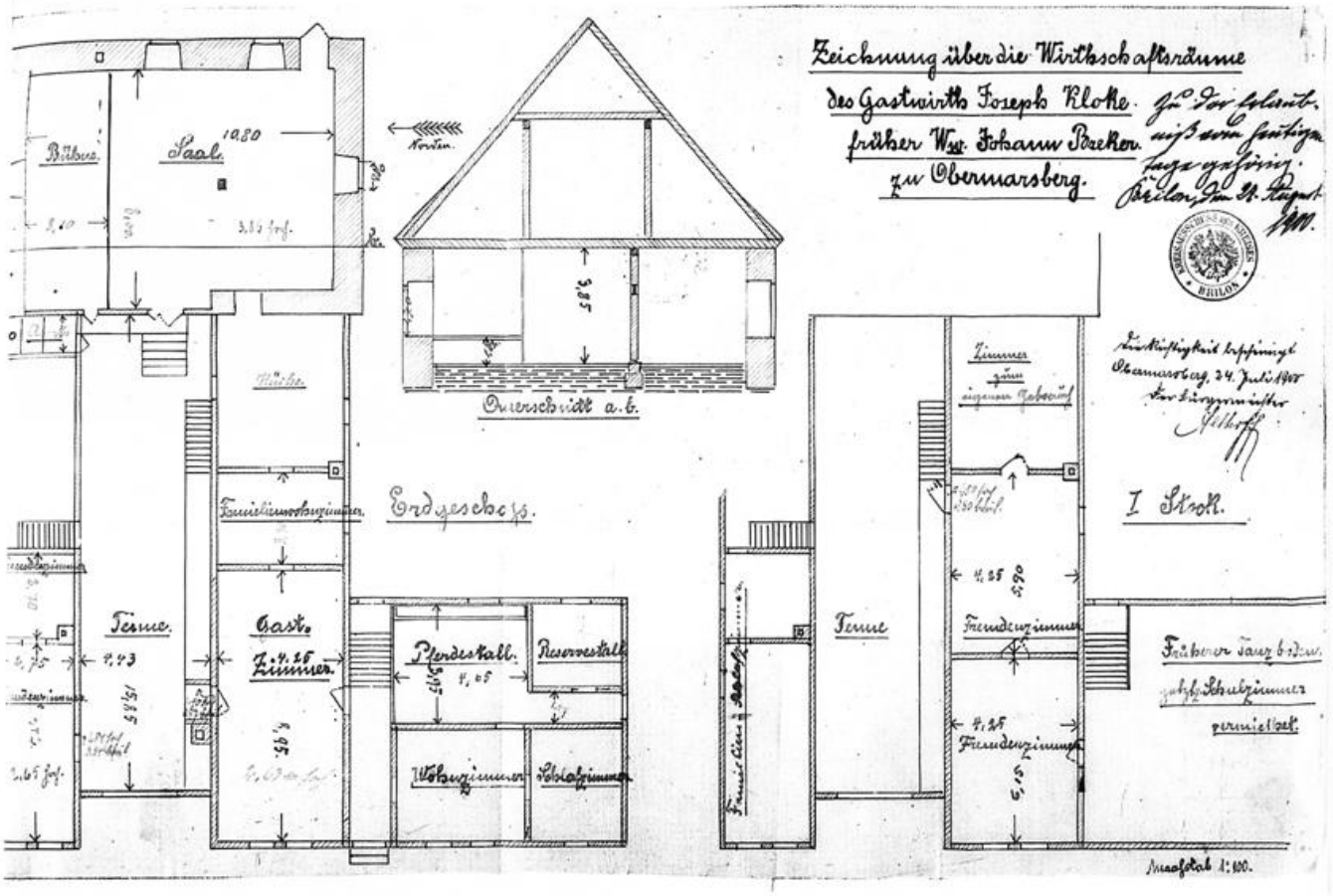


Abb. 15 Grundrisse und Querschnitt der Gastwirtschaft Kloke in Obermarsberg aus der Konzessionsakte von 1900. Im Erdgeschoss (links) ist das rückwärtige Steinwerk mit Saal und Bühne zu erkennen, das auch im Querschnitt dargestellt ist. Vorn rechts befindet sich die Gaststube; daran anschließend der Anbau aus der Zeit um 1875 mit Pferdeställen im Untergeschoss und dem früheren Tanzboden im Obergeschoss (rechts). Staatsarchiv Münster, Kreis Brilon, Kreisausschuss 162

unter dem Saal. Das ältere Steinwerk mit seinen dicken Bruchsteinmauern ist in dem Plan deutlich zu erkennen; an der linken Seite des 3,85 m hohen Saales befand sich die Bühne mit einem 1,05 m hohen Unterbau. Im schmaleren linken Seitenschiff der Diele lagen zwei Fremdenzimmer vorn im Erdgeschoss und darüber zwei „Familienschlafzimmer". Am Ende des linken Seitenschiffes befand sich der einzige Abort im Haus, der über die Treppe zum Saal und eine schmale Galerie zugänglich war. Zwei weitere Fremdenzimmer sowie ein „Zimmer zum eigenen Gebrauch" lagen im Obergeschoss des breiteren rechten Seitenschiffes; sie wurden über die Treppe mit Galerie von der Diele aus erschlossen. Der Anbau von ca. 1875 besaß einen separaten Zugang mit einem schmalen Flur; vorn lag eine kleine (Miet-?) Wohnung mit Wohn- und Schlafzimmer, dahinter befand sich ein Pferdestall mit „Reservestall". Das Obergeschoss des Anbaus diente ursprünglich als großer „Tanzboden", der laut Beschriftung um 1900 schon nicht mehr als solcher genutzt wurde, sondern als „Schulzimmer" vermietet war – vermutlich handelte es sich um die oben genannte Nähschule der Frau Fobbe.

Auch in der Zeit des Ersten Weltkriegs wurde der Schankbetrieb aufrechterhalten,[84] doch verschlechterte sich die finanzielle Situation von Josef Kloke so sehr, dass er das Gebäude 1919 an die Stadt Obermarsberg verkaufen musste.



Abb. 16 Haus Hauptstr. 31 in Obermarsberg, 1928. Zu dieser Zeit befand sich das Haus im Besitz der Stadt und wurde weiterhin als Gaststätte verpachtet, die jetzt „Zum Ratskeller" hieß

Das Haus in städtischem Besitz (1919-1966)

Verkauf an die Stadt Obermarsberg (1919)

Am 17. Juni 1919 verkaufte der „Gastwirt und Maurer" Josef Kloke das Haus Hauptstraße 31 an die Stadt Obermarsberg.[85] In einer Zusatzvereinbarung vom 22. Dezember 1919 wurde der ursprünglich ausgehandelte Kaufpreis von 25.000 Reichsmark auf 23.500 RM reduziert und dem Gastwirt „der Bühnenanbau am Saale" belassen.[86] Wie lange dieser Anbau sich danach noch in Klokes Besitz befand, lässt sich anhand der Unterlagen nicht ermitteln.

Das Haus muss bereits zum Zeitpunkt des Verkaufs an die Stadt in einem baulichen Zustand gewesen sein, der hohe Kosten für Instandsetzungs- und Erhaltungsarbeiten befürchten ließ. Verbürgt ist, dass Kloke diese Instandsetzungskosten für das alte Fachwerkhaus scheute und das Gebäude veräußerte, um von der Verkaufssumme ein anderes Haus an der Straße Am Kohlbett in Obermarsberg zu erwerben.[87] Bei der Stadt bestanden Überlegungen, das direkt neben der städtischen Verwaltung gelegene Haus Hauptstraße 31 „evtl. bei einem notwendig werdenden Rathausbau mit zu verwenden".[88] Diese Pläne gelangten jedoch nie zur Ausführung. Stattdessen verlegte man sich darauf, das Gebäude insgesamt oder auch in Teilen für unterschiedlichste Nutzungszwecke (Gastwirtschaft, Gewerbe, Wohnungen) zu vermieten oder zu verpachten (Abb. 16).

Verpachtung an das Gastwirtsehepaar Lahme (circa 1920 bis 1931)

Um 1920 wurde von der Stadt Obermarsberg der erste Pachtvertrag mit dem Gastwirt Heinrich Lahme abgeschlossen. Dieser bezog mit seiner Frau und drei Töchtern die Wohnung in dem Gebäude und führte die Gastwirtschaft noch bis 1931 weiter. Am 7.

Dezember 1926 war ihr Pachtvertrag mit der Stadt Obermarsberg „um weitere 4 Jahre" verlängert worden – der jährliche Pachtzins betrug 500 RM.[89] Noch immer war die Gastwirtschaft in diesen Jahren der gesellige Mittelpunkt des Ortes.

Obwohl die Stadtverordnetenversammlung noch am 6. Februar 1931 „endgültig die Verpachtung des städt. Hauses Hauptstr. Nr. 31 an die Eheleute Lahme" für einen Pachtzins von 650 RM beschlossen hatte,[90] erging am 16. März 1931 ein Beschluss auf anderweitige Vermietung „nach Kenntnisnahme von dem Verzicht der Ehefrau Heinrich Lahme auf Weitervermietung des Hauses Hauptstr. 31".[91] Wenn auch die Aufgabe der Gaststätte durch das Ehepaar Lahme für die Stadtverwaltung überraschend gekommen sein mag, so zeigte sich hier doch abermals die Unentschlossenheit des Rates, eine kommunale Nutzung und damit eine Instandhaltung auf städtische Kosten ins Auge zu fassen. Bezeichnend für den mangelnden Investitionswillen der Stadt war die Tatsache, dass der Vorschlag des Verordneten Altroggen, die Kassenräume der städtischen Sparkasse in dem Haus unterzubringen, mit dem Argument verworfen wurde, dass „das Haus zur Unterbringung der Kassenräume nicht bezw. nur unter Aufwendung unverhältnismäßig hoher Kosten geeignet" sei.[92] Man entschloss sich daher, die Wohnung einstweilen dem Ehepaar Lahme unter Gewährung eines jährlichen Kündigungsvorbehalts im Mietverhältnis weiter zu überlassen.[93] Und auch als der Rat schon wenige Wochen später, am 19. Mai 1931, erfuhr, dass die „Mieterin Frau Lahme" zum 1.6.1931 nach Hagen verziehe,[94] wurde lediglich der recht unkonkrete Entschluss gefasst, „die gemieteten Räume ggf. als Gast- und Schankwirtschaft auszuschreiben bezw. neu zu vermieten".[95]

Vorschläge für eine in Frage kommende weitere Nutzung des Gebäudes sollten mithin aus der Gemeinde erfolgen. Nach Kenntnisnahme der eingegangenen Offerten wurde am 16. Juni 1931 eine Kommission aus den Stadtverordneten Kreft, Menne und Theile gebildet, die konkrete Entscheidungen in der Angelegenheit treffen sollte.[96] Am 21. August 1931 wurde daraufhin vom Rat beschlossen, „das städtische Gebäude Hauptstraße 31 soweit es bisher von den Eheleuten Lahme bewohnt wurde, zum Preis von monatlich 40 RM an den Friseur Wagner zu vermieten".[97]

Vermietung an den Friseurmeister Wagner (seit 1931)

Der Friseurmeister Heinrich Wagner bewohnte das Haus mit seiner Familie ab September 1931 und betrieb dort sein Geschäft in einem von der Diele über eine Stufe erreichbaren Raum. Die Familie nutzte zwei hintereinander liegende Wohnräume sowie eine Küche rechts von der Diele. Möglicherweise vermietete Wagner (zumindest anfänglich) auch einzelne Räume des Hauses weiter, denn für den 15. Dezember 1932 findet sich in den Obermarsberger Ratsprotokollen der Hinweis auf einen „Mietvertrag Josef Hanbland", wonach es dem Friseur Wagner anheim gestellt wurde, „Hanbland auf Widerruf weiter wohnen zu lassen".[98]

Wagner war verheiratet und hatte auch Kinder.[99] Offenbar waren fast alle älteren männlichen Obermarsberger in jungen Jahren Kunden des Friseurmeisters. Dennoch ließ sich nicht mehr ermitteln, wie lange Wagner das Haus Hauptstraße 31 bewohnte und sein Geschäft dort betrieb.

Verkaufspläne (1933/34)

Der Besitz des großen alten Fachwerkhauses war unterdessen auch für die Stadt Obermarsberg immer deutlicher zu einem Problem geworden. Das Gebäude bzw. sein Schmuckgiebel stand bereits seit Ende der 1920er Jahre unter Denkmalschutz, und damit ergab sich neben der Frage einer sinnvollen und kostendeckenden Nutzung auch noch die Schwierigkeit der Erhaltung der Bausubstanz sowie der denkmalpflegerischen Beschränkungen für Umbauten.[100] Dies wird in einem Briefwechsel zwischen der Stadtverwaltung und dem Provinzialkonservator Dr. Rave in Münster von November 1933 bis April 1934 deutlich.[101]

Vom baulichen Zustand her galt das Fachwerkhaus bereits 1933 als ein „Schmerzenskind der Gemeinde" und daher gab es schon zu dieser Zeit konkrete Verkaufspläne, die auch durchaus die Möglichkeit eines Abrisses durch einen potenziellen Käufer ein-

schlossen.[102] Die Ratsmitglieder erklärten sich am 8. Dezember 1933 mit dem „Verkauf des früher Kloke'schen Hauses" an den Duisburger Baumeister A. Wösthoff einverstanden. Lediglich der von dem Interessenten angebotene Preis von 50 RM pro Quadratmeter erschien dem Rat als „zu niedrig".[103] Dennoch scheiterte dieser Verkauf wohl eher am Veto des Provinzialkonservators Rave als an den Kaufpreisverhandlungen der Stadt. Rave war am 13. November 1933 nicht nur von den durch „wirtschaftliche Notlage der Stadt" bedingten Verkaufsabsichten informiert worden, sondern auch von der Tatsache, dass der Interessent Wösthoff beabsichtige, das Fachwerkhaus abzureißen und ein „schönes massives Gebäude" an dessen Stelle zu setzen.[104]

Rave wies die Stadtverwaltung nachdrücklich auf den Denkmalwert des Fachwerkhauses hin und betonte, dass ein Verkauf grundsätzlich seiner Genehmigung bedürfe, einem Abbruch in keinem Falle zugestimmt würde und Umbauarbeiten nur im Einklang mit den Vorstellungen der Denkmalpflege erfolgen könnten. In der Begründung hieß es unter anderem: „Besonders aber sind es städtebauliche Erwägungen, welche mir einen ablehnenden Standpunkt zur Pflicht machen. An dem fast unberührten Marktplatz von Obermarsberg geben die alten Fachwerkhäuser die bestimmende Note. Wenn nun in dieser Reihe das schönste Haus herausgerissen wird, um es durch einen städtischen Steinkasten zu ersetzen, so wäre das eine Sünde gegen die Regeln der Stadtbaukunst."[105] Und weiter führte Rave mit deutlichen sprachlichen Zugeständnissen an die damaligen politischen Verhältnisse aus: „Es wäre aber auch eine Verfehlung gegen die heute mehr als je geforderte Pflege heimatlicher Tradition und Volksbrauchtums. Gerade auf dieser historischen Stätte der alten Eresburg müssen wir heute mehr als irgendwo anders uns zutiefst verpflichtet fühlen, die prächtigen Bauwerke unserer Altvorderen mit allen Mitteln zu erhalten suchen, um sie unversehrt unseren Nachkommen überantworten zu können. Hierin muß eine Gemeindeverwaltung den Privatbesitzern trotz ihrer augenblicklichen Notlage mit beispielhafter Zähigkeit und Entschlossenheit vorangehen."[106]



Abb. 17 1938 wurde das Dachwerk des Hauses Hindenburgstr. 31 (ehem. Hauptstr. 31) erneuert. Dieser Umbau erfolgte im Zusammenhang mit einer geplanten Nutzung als Jugendherberge, die aber nicht zu Stande kam

Mit dieser eindeutigen Stellungnahme wurde der Abbruch zunächst verhindert. Zwar gab es bis zum Frühjahr 1934 noch Verhandlungen mit dem Denkmalamt um mögliche Umbauten und ihre Bezuschussung, aber nachdem die „Sicherstellung der Belange der Denkmalpflege für das städtische Fachwerkhaus in Obermarsberg (früher Haus Klocke)" auf Anweisung des Provinzialkonservators auch in den Kaufvertrag zu integrieren war, verlor Wösthoff offenbar das Interesse am Erwerb. Der von Dr. Rave vorgeschriebene Passus, der auch ins Grundbuch eingetragen werden musste, lautete: „Der Käufer verpflichtet sich, auf dem Grundstück alles zu unterlassen, was den Denkmalwert des Gebäudes beeinträchtigt. Die Erhaltung und Pflege des Gebäudes, Instandsetzungen, An- und Umbauten, Veränderungen besonders im Äußeren sowie alle Maßnahmen, die den Charakter des Gebäudes beeinflussen können bedürfen der Genehmigung der für die Belange der Denkmalpflege und des Heimatschutzes zuständigen Organe (Regierungspräsident in Arnsberg und Provinzialkonservator). Eine rechtliche Unterhaltungs- und Unterstützungspflicht ist durch die Sicherstellung der Denkmalpflege seitens keiner Behörde gegeben."[107]

Bemerkenswert ist hier, dass die Denkmalpflege von jedem Besitzer oder Käufer

des Hauses seine Erhaltung und Pflege verlangte, gleichzeitig aber jegliches Anrecht des Eigentümers auf finanzielle Unterstützung konservatorischer Aktivitäten ablehnte. Letztendlich dokumentiert sich hier eine mangelnde Bereitschaft der Denkmalbehörde, am Erhalt des Gebäudes aktiv mitzuwirken.

Pläne zum Umbau in eine Jugendherberge (1936-1939)

Bis 1936 verschlechterte sich der bauliche Zustand des Fachwerkhauses folglich auch so gravierend, dass der Obermarsberger Bürgermeister Kleppner gegenüber dem Provinzialkonservator (Dr. Rave) abermals auf Abbruch plädierte, da „die Erhaltung nur unter größten finanziellen Schwierigkeiten möglich" sei. „Die Beschaffenheit des Hauses" sei im Augenblick so, „daß es nicht länger verantwortet werden kann, das Haus bewohnen zu lassen. Der Bau ist so schlecht, daß eine Abbruchgenehmigung erstrebt werden muß. Das gesamte Gebälk des Hauses ist verfault oder gebrochen. Der Dachboden ist durch Einwirkung des Regens gänzlich verfault". Den grundsätzlichen denkmalpflegerischen Einwänden Raves hielt man mit beachtenswerter sprachlicher Eindringlichkeit entgegen: „Wenn es auch im Sinne unseres Staates ist, alte Musterbauten zu erhalten, so läßt sich dieses bei der finanziellen Niederlage des Obermarsberger Stadtsäckels leider nicht ermöglichen."[108] Man fügte einen Kostenanschlag für die Instandsetzung des Gebäudes bei, der leider nicht erhalten ist, wies abermals auf absolute Zahlungsunfähigkeit der Stadt hin und beharrte auf einer persönlichen Besichtigung durch den Provinzialkonservator; diese fand am 14. September 1936 statt.[109]

Danach kamen Überlegungen auf, das alte Fachwerkhaus dem deutschen Jugendherbergsverband (DJH) zu verkaufen, um es zu einer Jugendherberge umzubauen. In einem Schreiben Dr. Raves an den „Gauführer Grimmelt im Reichsverband für deutsche Jugendherbergen" vom 16. September 1936 wurde dem DJH-Funktionär der Gedanke an ein solches Projekt nahe gebracht: „In Obermarsberg befindet sich auf der Hauptstraße ein prächtiges altes Fachwerkhaus, das der Stadt gehört. Wie mir der Bürgermeister sagte, würde er es begrüßen, wenn das Haus zu einer Jugendherberge eingerichtet würde. Dieses läge auch durchaus im Sinne der Denkmalpflege und ich glaube Ihnen auch für nächstes Jahr eine Provinzialbeihilfe zusichern zu können. Auch die Stadt würde ihr möglichstes tun, das Projekt zu verwirklichen. Soweit ich unterrichtet bin, läge die Jugendherberge auch durchaus günstig und würde viel besucht werden. Darum bitte ich diesen Vorschlag einmal wohlwollend überprüfen zu wollen."[110]

Grimmelt erklärte sich am 1. Oktober 1936 prinzipiell einverstanden mit einer „Übernahme" und kündigte eine Besichtigung des Hauses an.[111] Nun wurden von Seiten der Stadt Dachreparaturen vorgenommen, für die eine Provinzialbeihilfe von 1.500 RM gewährt wurde (Eigenbeteiligung der Stadt: 2.500 RM).[112] Im Rahmen der Ratsverhandlungen im April 1937 „über den Ausbau bzw. die Neueinrichtung des Daches am Hause Hindenburgstraße 31"[113] war nochmals auf den aktuellen Zustand des Gebäudes hingewiesen worden. Die Beschreibung lässt darauf schließen, dass das Dach zu diesem Zeitpunkt völlig undicht war: „Die Zustände sind im Augenblick derart, daß das Wasser bis in die Zimmer des Erdgeschosses dringt. Mit der Verzögerung erhöhen sich die Kosten immer mehr und dürften daher später entweder nicht zu erschwingen sein, oder aber der Bau muß den Weg alles irdischen gehen".[114]

Im Juni 1937 genehmigte die Stadtverordnetenversammlung den Umbau des Hauses zu einer Jugendherberge; noch im gleichen Jahr wurde das alte Dachwerk des Hauses hinter dem alten Giebel abgebrochen und vollständig erneuert.[115] Dennoch scheiterte am Ende die geplante Nutzung als Jugendherberge.[116] Am 22. März 1939 wurde den Stadtverordneten durch den DJH-Verband Westfalen mitgeteilt, dass es „dem Jugendherbergsverband kaum möglich sein" würde, „das Haus Nr. 31 als Jugendherberge zu erwerben, da sich die Kosten des Ausbaus nach Ansicht des Jugendherbergsverbandes auf ca. 70.000 RM belaufen" würden.[117]



Abb. 18 Im Zweiten Weltkrieg waren zunächst Kriegsgefangene und später Ausgebombte im städtischen Haus Hindenburgstr. 31 untergebracht. Das Foto von 1940 zeigt am Dielentor ein Schild „Kriegsgefangenenlager Obermarsberg"



Abb. 19 Haus Hauptstr. 31 nach der Erneuerung des Daches mit Falzziegeldeckung und einer Gaube. Links ist die angebaute Viehwaage zu sehen. Foto um 1950

Kriegsgefangenenlager (1939/40)

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges fällt auch ein Schatten auf die Geschichte des alten Fachwerkhauses. Welche offizielle Funktion das Gebäude in den Kriegsjahren für die Obermarsberger Stadtverwaltung hatte, lässt sich nur ungenau ermitteln, da hierüber keine Aufzeichnungen, etwa in Ratsprotokollen, erhalten sind. Nach Aussagen älterer Obermarsberger wurde es in den Jahren 1939/40 als Lager für polnische und französische Kriegsgefangene genutzt (Abb. 18).[118]

Zwei Räume im vorderen Teil des Hauses dienten als Wachstuben für deutsche Soldaten. Nach Aussagen von Zeitzeugen waren die Häftlinge im rückwärtigen Saal untergebracht und mussten tagsüber bei ortsansässigen Bauern Zwangsarbeit verrichten.[119] Vermutungen der befragten Obermarsberger, die Kriegsgefangenen seien auch im örtlichen Kupfer- und Eisenerzbergbau eingesetzt worden, ließen sich nicht bestätigen. Die Gefangenen waren offenbar durchweg in der Landwirtschaft beschäftigt, als Ersatz für die durch den Krieg ausgefallenen heimischen Arbeitskräfte.

Unterbringung von Evakuierten und Flüchtlingen (späte Kriegs- und Nachkriegsjahre)

In den späten Kriegsjahren 1944/45 wurden so genannte Ausgebombte, also Evakuierte aus kriegszerstörten Großstädten sowie die ersten Flüchtlingsfamilien aus den deutschen Ostgebieten im Haus Hauptstraße 31 untergebracht.[120] Außerdem war die städtische Viehwaage in einem Schuppenanbau an der linken Seite des Hauses eingerichtet worden (Abb. 19).[121]

Nach dem Ende des Krieges wurden die Probleme der Unterbringung von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Obermarsberger Stadtverordnetenversammlung seit 1946 intensiver diskutiert. Der Kreis Brilon war nach ihrer Auffassung von der britischen Militärverwaltung „übermäßig stark" mit der Unterbringung belastet worden. Obwohl man die Hoffnung hegte, „vor weiterer Belegung mit Flüchtlingen verschont" zu bleiben, hielt man doch (neben der Einquartierung in das städtische Haus Hauptstraße 31, in die Schützenhalle sowie in Privathäusern) den Bau von zwei weiteren Behelfsheimen für je zwei größere Familien für notwendig.[122] Dafür wurde 1947 zunächst ein Teil des Gartengrundstücks des städtischen Hauses Hauptstraße 31 als Baugelände vorgesehen.[123] Kurz darauf stellte die Stadtverordnetenversammlung jedoch diesen Plan zurück und beschloss stattdessen „den Hausboden des städtischen Hauses Nr. 31 auszubauen". Sobald das Material zur Verfügung stehe, solle dort „zunächst 1 Wohnung" erstellt werden.[124]

In den städtischen Planungen zur Bewältigung der Wohnungsnot der Nachkriegsjahre spielte das Fachwerkhaus eine zentrale Rolle. Offenbar ging man davon aus, dass der Ausbau des Dachstuhls die kostengünstigste Lösung des Problems darstellte. Und obwohl auch dieser Ausbau noch längere Zeit (bis 1948) auf sich warten ließ,[125] war das Haus seit Kriegsende schlechthin das städtische Flüchtlingsquartier, da es, gemessen am örtlichen Standard, relativ viele Räume besaß.[126]

Die Firma Wilhelm Vorneweg (WiVo) Kunststofferzeugnisse (1945-1965)

Gleichzeitig wurde das Haus seit Ende des Krieges von der Firma Wilhelm Vorneweg (WiVo) genutzt, einem Unternehmen für Kunststoffproduktion und Zulieferbetrieb von Isolierkabeln für die Autoindustrie. Am 15. November 1945 hatte der städtische Ausschuss[127] einen „Mietpreis von 500,- RM für den früheren Saal im städtischen Hause Nr. 31" genehmigt.[128] Dieser Mietzins wurde 1947 auf Antrag der Firma Vorneweg um 20 Prozent gesenkt.[129] Wilhelm Vorneweg selbst bewohnte das Haus Hauptstraße 40 in der Nachbarschaft seines Betriebsgebäudes.[130]

Dass das Fachwerkhaus nun 20 Jahre lang als Produktionsstätte für Kunststoffteile diente, mag zwar die Abrisspläne der städtischen Verwaltung aufgeschoben haben, trug aber auch maßgeblich zum weiteren Verfall bei. Nach einem Gutachten des Briloner Ingenieurs Hausbuer von 1962 war der massive Schädlingsbefall der tragenden Hölzer maßgeblich durch die bei der Kunststoffproduktion auftretende hohe Raumfeuchtigkeit hervorgerufen worden.[131]

Die Nachkriegsjahre

Für die Nachkriegsjahre lassen sich in der Marsberger Einwohnerkartei mehrere Namen von Familien und Einzelpersonen ermitteln, die das Haus Hauptstraße 31 bewohnten (ohne Anspruch auf Vollständigkeit).[132] Da das Gebäude von der Stadt intensiv für die Unterbringung von Flüchtlingen genutzt wurde, war der Personenkreis, der es in dieser Phase bewohnte, relativ groß und wechselte zudem oft. Eine vollständige Erfassung ist daher unmöglich. Im Einzelnen lassen sich für den Zeitraum von 1945 bis 1965 die folgenden Familien oder Einzelpersonen als zeitweilige Bewohner ermitteln:

- Elektriker Wladislaus Owezarczak, geb. 1894 in Pannwitz/Kr. Posen mit Ehefrau Elisabeth Frieda, geb. Schmeling, und Tochter Inge. Sie kamen 1948 als Vertriebene nach Obermarsberg und wohnten bis zum 1.6.1950 in der Hauptstraße 31.
- Bauarbeiter Wilhelm Krause, geb. 1912 in Freiburg/Schweidnitz (Schlesien) mit Ehefrau Maria, geb. Hampel, mit drei Kindern: Erwin, Johannes Joachim und Maria Ursula (geb. 1952 in Niedermarsberg). Die Flüchtlingsfamilie kam 1946 nach Obermarsberg und bewohnte seit 1947 den südlichen Anbau des Hauses.
- Fleischermeister/Rentner Wilhelm Karl Hoffmann, geb. 1891 in Rückers, Kr. Glatz (Schlesien) mit Ehefrau Anna, geb. Fleischhauer, mit vier Kindern: Annemaria, Willi, Katharina und Gerda. Sie kamen 1950 nach Obermarsberg und lebten dort bis 1960/61.
- Alois Olmer mit Ehefrau und Kindern bewohnten von circa 1950 bis 1955 zwei Zimmer mit Küche im rechten Teil des Erdgeschosses im Haupthaus. 1955 zog die Familie in eine Wohnbaracke am Rennufer.
- Glasbläser und Krankenpfleger Heinrich Seepold aus Niedermarsberg mit Ehefrau Erna Margarethe und Sohn Ralf Edgar Dietmar; sie zogen in den 1960er Jahren in die Rennufer-Siedlung um.
- Familie Schwering (Wegzug Juli 1955).
- Familie Blau (am 27.10.1953 bezog Josef Olmer eine „früher Blau'sche Wohnung" in der Hauptstraße 31).
- Familie Schiffmann (sollte 1954 ausziehen).
- Stadtsparkassenleiter Erich Trachternach mit Ehefrau Christel Maria Theresia, geb. Mühlenbein, mit zwei Kindern: Ralf und Markus.
- Familie Patzina (zahlte keine Miete, um 1960).
- Josef Olmer (1950 ohne Genehmigung eingezogen, bekommt 1953 die ehemalige Wohnung Blau).

- Frau Wunderlich (Räumung 25.5.1950, anschließend ohne Genehmigung bezogen von Josef Olmer).
- Frau Küppers wohnte circa 1945 bis 1947 im Haus. Sie forderte 1947 von der Stadt Obermarsberg Schadenersatz für einen Unfall, den sie durch einen Sturz von einer Treppe im Haus Hauptstraße 31 erlitt.
- Wilhelm Mallcus, mit Ehefrau Berta und Sohn Friedrich Günter aus Emilowka (Ukraine), wohnten circa 1949 im Haus.

Pläne zum Ausbau des Dachstuhls (1948/49)

Zur Unterbringung der Flüchtlingsfamilien beschloss der Rat am 14. September 1948, „den bereits früher ins Auge gefaßten Ausbau des Bodens [...] sofort in Angriff zu nehmen".[133] Dazu sollten, soweit möglich, städtische Arbeiter (vorwiegend Maurer) eingesetzt werden. Diese Arbeiten wurden auch begonnen, doch im Januar 1949 wurde eine deutlich erweiterte Ausbauplanung diskutiert. Für die nun veranschlagten Gesamtbaukosten von rund 10.500 DM sollten vier Wohneinheiten (zwei mit je 2 Räumen und zwei mit je 3 Räumen) entstehen, wobei die Realisierung des Bauvorhabens von einer Bewilligung der beantragten öffentlichen Zuschüsse (6.000 DM) abhängig gemacht wurde.[134] Für diesen Ausbau wurde von dem Niedermarsberger Architekten Hans-Walter Möhring eine umfassende Planung erstellt, die Maurer-, Zimmer-, Tischler-, Klempner-, Dachdecker- und Malerarbeiten vorsah sowie eine Installation von Beleuchtungs- und Sanitäranlagen.[135]

Dennoch blieben die von den Flüchtlingsfamilien bewohnten Räume im Haus schlecht ausgestattet. Noch 1960 beklagte sich der Mieter Wilhelm Krause in einem Brief an die Stadtverwaltung unter anderem darüber, dass „eine Wasserzapfstelle nur in einem Raum hinter dem Flur" vorhanden sei.[136]

Für die Ausführung des 1949 geplanten Ausbaus im Dachstuhl waren knapp 10.500 DM veranschlagt, wofür ein Beihilfeantrag an den Landeskonservator gestellt wurde.[137] Es geht aus den Unterlagen nicht klar hervor, welche Arbeiten wirklich ausgeführt wurden. Fest steht lediglich, dass in diesem Zeitraum bauliche Veränderungen im Dachgeschoss



Abb. 20 Haus Hauptstr. 31 nach dem Auszug der letzten Bewohner, 1966. Links sind die Balken der Abstützungsmaßnahme von 1949 zu erkennen

vorgenommen wurden, unter anderem auch der Einbau von drei neuen Fenstern mit Sprossenteilung in die Giebelfront. Diese Ausbauarbeiten scheinen die Ursache für gravierende statische Probleme gewesen zu sein, die seit etwa 1949 akut wurden und die schließlich Abstützungsmaßnahmen notwendig machten.

Die statische Abstützung (1949) und Instandsetzungspläne (1951/52)

Erst für 1951 lassen sich wieder Aktivitäten der Obermarsberger Stadtverwaltung in Bezug auf Instandsetzungsarbeiten an dem Gebäude feststellen.[138] Deutlich wird hier vor allem, dass der allgemeine bauliche Zustand 1951 bedenklich gewesen sein muss. Der drohende gänzliche Verfall war mittlerweile sichtbar geworden durch die Abstützung der äußeren Nordwand und einer Innenwand durch dicke Balken – eine Maßnahme, die bereits 1949 wegen Einsturzgefahr nötig geworden war (Abb. 20). Der erste Hinweis darauf findet sich in einem Brief des Obermarsberger Bürgermeisters an den Landeskonservator vom 19. Mai 1951, in dem deutlich wird, dass die Stadtväter dies aber in erster Linie als ein fremdenverkehrspolitisches Problem betrachteten: „Außerdem erregt schon heute die notwendig gewordene Abstützung, die recht unschön wirkt, das Mißfallen jedes Fremden."[139]

Laut Ratsprotokoll vom 10. April 1951 sollte der 1949 begonnene „Um- und Ausbau des städtischen Hauses Hauptstraße 31, der nur teilweise erfolgt" sei und bei dem nicht genügend Wohnraum geschaffen worden sei, nun vollständig durchgeführt werden.[140] In einem Schreiben an den Landeskonservator vom 19. Mai 1951 bekundete die Stadt die Absicht, das Haus als „eines der ältesten, schönsten und bedeutendsten Fachwerkbauten der Gegend" und mit Blick auf die historische Bedeutung Obermarsbergs als „Sachsenfeste Eresburg" auch unter Aspekten des Fremdenverkehrs zu erhalten. Die Stadt sei bereit, „die mit erheblichen Kosten verbundene Reparatur des Gebäudes vorzunehmen, wenn auch aus öffentlichen Mitteln ein nennenswerter Zuschuß für die Unterhaltung des unter Denkmalschutz stehenden Hauses bewilligt" würde.[141] Laut Kostenanschlag beliefen sich die geplanten Reparatur- und Umbauarbeiten nun auf 15.673 DM, die jedoch die Stadt allein nicht aufbringen konnte oder wollte. Auch sprach man am 21.5.1951 in der Angelegenheit persönlich beim Landeskonservator Dr. Rave in Münster vor und informierte diesen „über den jetzigen Zustand des Gebäudes sowie über die beabsichtigte Bauausführung".[142]

Bereits am 29. Mai erfolgte die öffentliche Ausschreibung der Maurerarbeiten unter vier örtlichen Bauunternehmen.[143] Am 5. Juni erteilte der Rat den Zuschlag an die Firma Willi Kost (Obermarsberg).[144] Dennoch wurde der Ausbau wiederum bis zum Frühjahr 1952 zurückgestellt und es erfolgte zunächst lediglich ein Neuanstrich der Fenster. Man wollte Prämien für instandsetzungswillige Hausbesitzer ausnutzen, die der Landeskonservator bei seiner Besichtigung am 8.6.1951 in Aussicht gestellt hatte.[145]

Der erklärte Wille der Obermarsberger Stadtverwaltung zum Erhalt des Hauses zu diesem Zeitpunkt wird insbesondere in dem Schreiben des Stadtdirektors Kloke (das Haus Hauptstraße 31 war sein Elternhaus)[146] deutlich, der den Landeskonservator an die in Aussicht gestellten Zuschüsse erinnerte und darauf beharrte, dass die Reparatur nun „nicht länger hinausgeschoben werden" könne. Man wolle „dieses schöne alte Fachwerkhaus [...] unter allen Umständen" erhalten.

Die Gesamtkosten für eine Reparatur schätzte man nun bereits auf mindestens 20.000 DM.[147] Der Landeskonservator leitete den Beihilfeantrag an die Bezirksregierung Arnsberg und die Kreisverwaltung Brilon weiter und erteilte in der Hoffnung, „daß so mit vereinten Kräften die Instandsetzung des Hauses in diesem Jahr möglich wird", auch erstmals konkrete denkmalpflegerische Auflagen: „Entsprechend der Besichtigung am 8.6.51 bitte ich, den kleinen späteren Anbau vor der Südfront wieder in Eichenfachwerk zu erstellen. Die vorgesehene Erneuerung der Haustür und der Fenster hat genau in den alten Formen zu erfolgen. Der Putz ist als reiner Kalkputz mit der Kelle aufzutragen und zu den Konstruktionshölzern hin bündig zu putzen."[148]

Diese Anweisung des Landeskonservators erscheint vor dem Hintergrund der realen Vorgänge in Obermarsberg aber dennoch als blanke Theorie. Tatsächlich kam es im Sommer 1952 nur zu einer Dachreparatur am südlichen Anbau des Hauses (ca. 50-60 qm), die aus Kostengründen mit Dachpappe vorgenommen wurde.[149] Hier tritt deutlich der Bruch hervor zwischen denkmalpflegerischer Idealvorstellung und dem Handlungsdruck vor Ort. Dass man sich bei der Neueindeckung des Anbaus für die billigste und sicher auch unansehnlichste Lösung entschied, war aber auch durch die Unsicherheiten in Bezug auf die Grundrenovierung und ihre Finanzierung bedingt.

Angesichts der Vorgeschichte ist es kein Wunder, dass dieses Renovierungsprojekt erneut scheiterte. In einer internen Aktennotiz der Denkmalbehörde in Münster hieß es Ende 1952, dass „angesichts des hohen Zuschußbedarfs von 5.000 DM zu den auf 15.673 DM veranschlagten Kosten bisher noch keine Denkmalpflege-Beihilfe gegeben werden konnte". Der neue Landeskonservator Dr. Rensing riet den Obermarsbergern daher, das ohnehin bereits größtenteils geräumte Haus, „das sich nur unzulänglich für Wohnzwecke" eigne, „für öffentliche Aufgaben vorzusehen" und schlug Nutzungen als Sitzungssaal, Jugendheim oder Kindergarten vor. Hierfür könne das Instandsetzungsprojekt auch auf eine breitere Finanzierungsbasis gestellt werden. Für die Schaffung eines städtischen Kin-

dergartens etwa stellte Rensing eine Beihilfe von 1.500 DM in Aussicht.[150]

Diese Lösung scheint in Obermarsberg jedoch keine Anhänger gefunden zu haben, was angesichts der vorherigen Entwicklung auch einleuchtet. Ein Zuschuss von 1.500 DM hätte nicht einmal für die Kostendeckung des ursprünglichen Renovierungsplans ausgereicht. Nach Ansicht der Obermarsberger hätte die vorgesehene Beihilfe jedenfalls „nur einige auf Dauer vergebliche Notmaßnahmen" finanziert und selbst „für die eigentlich denkmalpflegerischen Aufgaben am Haus [...] keinesfalls" ausgereicht. In diesem Sinne argumentierte man nochmals 1954, als vom Landeskonservator erneut das „Kindergartenmodell" mit gleicher Bezuschussung vorgeschlagen wurde.[151]

Umbau- und Instandsetzungspläne (1953)

Im Sommer 1953 wurden dem Rat neue Planungen zu „Umbau- und Instandsetzungsarbeiten am alten Stadthaus in Obermarsberg" vorgelegt, die der Niedermarsberger Architekt Grosse entwickelt hatte. Die Firma Vorneweg sollte in diesem Konzept einen separaten Eingang erhalten, was die Vermutung bestätigt, dass mittlerweile das gesamte Erdgeschoss des Hauses von dem Kunststoff verarbeitenden Betrieb eingenommen wurde.[152] Die Baubeschreibung Grosses schildert den Bauzustand des Hauses und benennt die geplanten Maßnahmen:[153]

„Die Hofwand des alten Fachwerkhauses ist baufällig und muß erneuert werden. Gleichzeitig sind im Inneren des Gebäudes kleine Änderungen vorgesehen, um ein Bewohnen des Hauses noch zu ermöglichen. Die alten Fachwerkverbindungen und Kopfbänder in der Tenne sind noch fest verbunden. Obwohl die Längswand ziemlich aus dem Lot steht, ist die Standsicherheit des Gebäudes noch gegeben. Die neue Wand soll als 38 cm strk. Ziegelsteinwand hergestellt werden. Das Fundament wird besonders stark auf festen Baugrund gesetzt. Für eine gute Verankerung der Balkenlage wird gesorgt. Die Kopfbänder an den beiden Längswänden der Tenne sollen durch lange Eisenbolzen gesichert werden. Das angebaute unbenutzte Wiegehaus (ehem. städt. Viehwaage, M. H.) wird abgebrochen. Die Arbeitsräume der Firma Vorneweg erhalten einen besonderen Eingang und werden von den übrigen Räumen abgetrennt. Gleichzeitig sollen 2 W.C. mit Klärgrube angelegt werden." Außerdem sollte für die Wohnung des Mieters Aloys Olmer (rechts im Parterre des Haupthauses von 1698) ein Zugang durch die kleine Haustür (an der südlichen Traufseite unmittelbar hinter dem Anbau) geschaffen werden.

Maurer- und Tischlerarbeiten wurden ausgeschrieben und am 11. August 1953 an den Maurermeister Willy Kost (Obermarsberg) und den Tischlermeister Franz Runte (Niedermarsberg), der zugleich Ratsmitglied war, vergeben.[154]

Es ist müßig zu erwähnen, dass auch dieses Modernisierungsvorhaben niemals in Angriff genommen wurde. Dies ist umso bedauerlicher, als die skizzierten Umbauten die Substanz des Gebäudes grundlegend verbessert hätten und auch eine weniger verschleißorientierte Nutzung herbeigeführt worden wäre (separater Eingang Firma Vorneweg). Das Haus wäre wieder eher als Wohnhaus genutzt worden.

Im Herbst 1953 gab es nur noch kleinere Renovierungsarbeiten (Malerarbeiten) „in der früheren Wohnung Blau", die laut Ausschreibung „in einfacher Weise ... ausgeführt werden" sollten.[155] Die Wohnung sollte von Josef Olmer bezogen werden.[156]

Verkaufs- und Abbruchpläne (1954)

1954 kamen erneut Verkaufs- und Abbruchpläne auf, die wahrscheinlich mit einem Kaufangebot der Firma Vorneweg in Zusammenhang stehen.[157] Mit Hinweis auf die Baufälligkeit hob man gegenüber dem Denkmalamt hervor, dass „das Haus in diesem Zustande keine Zierde, sondern eher eine Verunstaltung der Gemeinde" sei und „diesem Umstande abgeholfen werden" müsse.[158] Der Landeskonservator wies jedoch erneut darauf hin, dass ohne seine Genehmigung keine Veräußerung und kein Abbruch stattfinden dürfe[159] und veranlasste unmittelbar darauf die Anweisung der 1952 gewährten Denkmalpflegebeihilfe von 1.500 DM.[160] Dennoch befürchtete die Denkmalbehörde, dass nach Ausführung der wichtigsten Instandsetzungs- und Umbauarbeiten (Neuerrich-

Landesbibliothek Detmold

tung der baufälligen nördlichen Seitenwand und Einbau zweier „neuzeitlicher Wohnungen" unter Wahrung des äußeren Bildes) keine tilgungskräftige Miete mehr zu erzielen sei. Zur Möglichkeit einer „denkmalpflegerischen Instandsetzung" der Fassade und einer Seitenwand wollte man sich erst nach genauer Klärung der tatsächlichen weiteren Nutzungsmöglichkeiten äußern.[161]

Über die Nutzung wiederum wollte der Stadtrat von Obermarsberg zunächst mit dem Kunststoffunternehmer Vorneweg verhandeln, „unter welchen Bedingungen und in welchem Ausmaß er den Innenausbau übernehmen" wolle.[162] In einer Ratssitzung vom 23. November 1954, bei der Wilhelm Vorneweg persönlich anwesend war, wurde die „Neuordnung der Verhältnisse im städtischen Haus, Hauptstraße 31" besprochen und damit in erster Linie der Wunsch Vornewegs, dass „das Haus von den Mietern Olmer und Schiffmann befreit würde". Der Kunststoffproduzent „wies auf die Bedeutung seines Betriebes, sowohl für die Arbeitnehmer wie auch für die Stadt hin" und betonte, dass sein Unternehmen noch „erheblich vergrößert" werden könne, „wenn ihm im Hause die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt würden". Er sei dann auch bereit, über eine gänzliche Übernahme des Hauses mit der Stadt zu verhandeln.[163]

Dieses Angebot muss für die Obermarsberger Stadtverwaltung so attraktiv gewesen sein, dass sie sofort in Verhandlungen über eine anderweitige Unterbringung der genannten Mieter eintrat. Der Familie Aloys Olmer wurde ein Darlehen in Höhe von 2.000 DM zum Erwerb und zum Aufbau einer Wohnbaracke gewährt sowie ein Grundstück am Rennufer (dem Obermarsberger Neuansiedlungsgebiet, zunächst vor allem für Flüchtlingsfamilien) zugewiesen.[164] Im Juli 1955 zog die Familie in diese Wohnbaracke um.[165] Für eine anderweitige Unterbringung der Familie Schiffmann wusste man zunächst keine Lösung.[166]

Es mussten aber nicht alle Mieter ausziehen: So wohnte nach wie vor die Familie Wilhelm Krause in dem südlichen Anbau von etwa 1875, in deren Wohnung noch Ende November 1954 Ausbesserungsarbeiten vorgenommen wurden. Eine auf Wilhelm Krauses Antrag erfolgte Besichtigung der Wohnung hatte ergeben, dass die Nordwand des Hauses vollständig nass war. Außerdem erhielt die Familie im Juli 1955 nach dem Wegzug der Familie Schwering ein weiteres Zimmer, und Wilhelm Krause schickte noch im November 1960 eine Mängelliste an die Stadtverwaltung: unter anderem sei die Decke im Schlafzimmer feucht, die Küchentür sei undicht und schließe nicht, der Fußboden in der Küche sei schlecht, eine Wasserzapfstelle nur in einem Raum hinter dem Flur vorhanden und es gebe weder einen Wäscheboden noch einen Keller (zur Kartoffellagerung).[167]

In nichtöffentlicher Ratssitzung fand am 18. November 1955 eine Besprechung in Anwesenheit Wilhelm Vornewegs über die Regelung eines „Pachtverhältnisses im städtischen Haus Hauptstraße 31" statt. In deren Verlauf erklärte sich der Unternehmer bereit, „seinen Gewerbebetrieb in dem Gebäude aufrecht zu erhalten und ggfl. zu erweitern, wenn die Stadt einen auf längere Sicht laufenden Mietvertrag mit ihm abschließe, ihm auf das Gebäude ein Vorkaufsrecht einräume und ihm gestattet werde, das Gebäude nach seinem Ermessen, der Lage seines Betriebes entsprechend umzubauen." Auch für den Fall eines Verkaufs an Vorneweg setzte man auf dessen Vorschlag als „heutigen Verkaufswert" für das Gebäude mit Grundstück den sehr günstigen Betrag von 8.000 DM fest.[168] Daraufhin wurde im Dezember 1955 ein auf fünf Jahre bemessener Mietvertrag zwischen Wilhelm Vorneweg und der Stadt Obermarsberg abgeschlossen, der jedoch nicht die zunächst vorgesehenen 900 DM, sondern lediglich 400 DM an Jahresmiete festsetzte.[169] Die Vermietung betraf das Hauptgebäude (von 1698) mit dem dazu gehörenden Hofraum, ausgeschlossen blieben der Anbau und das dahinter befindliche Grundstück (Bleiche). Volle Gültigkeit erhielt dieser Vertrag jedoch erst am 23. Juli 1956.[170]

Ende 1959 ging das Mietverhältnis mit der Stadt Obermarsberg an Paul Zernicke über, der die Firma Vorneweg (WiVo) unter Beibehaltung des Firmennamens gekauft hatte.[171] Der allein stehende Zernicke leitete das Unternehmen seit Ende 1959 und bewohnte im Dachgeschoss des Hauses Hauptstraße

31 einige Zimmer. Außerdem wohnte dort Zernickes Stellvertreter, der Geschäftsführer.[172]

Auf Betreiben Zernickes wurde die Kündigung der Mietverhältnisse mit den Familien Krause (für den Anbau) und Hoffmann beschlossen; damit entfiel für die Stadt auch die Verpflichtung zur Reparatur der von Krause bemängelten Schäden. Vor diesem Hintergrund kam der Wunsch Zernickes, die Wohnungen Krause und Hoffmann als zusätzliche Lager- und Büroräume anzumieten, der Stadtverwaltung sicher auch gelegen. Ersatzwohnungen wollte man diesen Mietern in dem so genannten „SBZ-Haus" in der Rennufersiedlung zur Verfügung stellen.[173] Gleichzeitig wurde auch der Familie Patzina gekündigt. „Da keine Mietzahlungen eingingen", sollte sie in eine Baracke am Rennufer umziehen.[174] Zumindest Wilhelm Krause räumte seine Wohnung am 15.5.1961. Laut Ratsbeschluss vom 20. Mai 1961 wurden die Räume „zum Mietpreis von 25,30 DM an die Firma Wilhelm Vorneweg, Inhaber Faul Zernicke, ab 16. Mai 1961" weitervermietet.[175]

Gutachten des Ingenieurs Hausbuer zum Schädlingsbefall (1962)

Paul Zernicke wies die Stadtverwaltung bereits im Sommer 1960 darauf hin, „daß der erste Raum rechts im Betriebsgebäude Schwamm habe" und bat um eine Überprüfung „ob durchgreifende Unterhaltungsarbeiten zur Aufrechterhaltung der Betriebssicherheit erforderlich" seien.[176] Eine daraufhin vorgesehene Betriebsbesichtigung seitens der Stadt wurde aber immer wieder verschoben.[177]

Eine Untersuchung des Hauses „auf Schwammbildung und Standfestigkeit" wurde schließlich am 21.11.1961 von dem Briloner Diplomingenieur Hausbuer durchgeführt, dessen Gutachten jedoch erst am 9.9.1962 vorlag und ein sehr negatives Urteil über den Zustand des Hauses lieferte. Für Hausbuer war das alte Fachwerkhaus nur noch ein „baufälliger, eine Gefahr für Leib und Leben der Bürger darstellender Baukörper", der als „abbruchreif" einzuschätzen sei, „auch wenn bei diesem Bauwerk der Denkmalschutz einmal eine wichtige Rolle" gespielt habe.[178]

Es lohnt sich, auf das Gutachten Hausbuers etwas näher einzugehen, da es zum einen den Verfall des Gebäudes sehr drastisch beschreibt, zum anderen aber auch die weit verbreitete zeitgenössische Einstellung gegenüber historischer Bausubstanz eindrucksvoll dokumentiert. Hausbuer stellte drei Arten von Pilz- bzw. Schädlingsbefall der Holzbauteile fest:

1. Trockenfäule (daraus resultierende statische Deformation),
2. Hausschwamm in Fußböden und Riegeln (begünstigt durch die Kunststofffabrikation in den Räumen) sowie
3. tierische Schädlinge (Borkenkäfer).

Nach Auffassung des Gutachters sei „selbst eine Impfung der Holzteile sinnlos, [...] da der Befall nur für kurze Zeit eingedämmt, aber nicht gestoppt werden" könne. Auch eine Auswechslung der Hölzer werde sich aufgrund des starken Befalls (über drei Viertel des Holzes sei betroffen) nicht lohnen. Aber auch die Außenfassade sei stark verwittert und ausgefault, die Hölzer an Giebel- und Traufseite so stark deformiert, dass auch ein denkmalpflegerisches Interesse nicht mehr vermutet werden könne:

„Ein Wiederaufbau des alten Bauwerks in unserer Zeit ist nicht ratsam, da die alten handwerklichen Verbindungen einerseits nicht handwerksgerecht, andererseits wegen der künstlerischen Ausbildung von Köpfen auskragender Balken nur in allgemeinen, nicht aber zeitgebundenen Formen erstellt werden könnten."

Hausbuer trat nachdrücklich für einen Abriss des alten Fachwerkhauses ein, welches seiner Auffassung nach ohnehin nicht mehr zu retten war: „Der Zahn der Zeit nagt weiter, und auch hier kann der Tod nicht mehr aufgehalten werden" – so lautete sein pastoral anmutender Schlusssatz.

Befreiung vom Denkmalschutz (1962)

Mit Hinweis auf dieses Gutachten beantragte der Obermarsberger Stadtdirektor Grumpe am 18. April 1962 beim Landeskonservator die Befreiung der Vorderfront des Fachwerkhauses Hauptstraße 31 vom Denkmalschutz, damit es abgerissen werden könne. Diese Befreiung wurde am 15. August gewährt, wobei ausdrücklich Verständnis für die be-



Abb. 21 Abbau des Hauses Hauptstr. 31 in Obermarsberg durch das Freilichtmuseum, Juli 1966



Abb. 22 Alter Standort des Hauses Hauptstr. 31, 1989 (vgl. Abb. 1). Um 1970 wurde hier ein Sparkassenneubau errichtet

trieblichen Belange des im Haus ansässigen Unternehmens eingeräumt wurde.[179] Einem Verkauf an die Firma Vorneweg (Inhaber Paul Zernicke) wurde zugestimmt, allerdings nur unter der Bedingung, dass durch Eintragung ins Grundbuch „sichergestellt" werde, „daß der Neubau sich in den Proportionen, der Gestaltung und dem Baumaterial einwandfrei in die Platzwand" einfüge. Auch wurde eine „Übernahme der vorhandenen straßenseitigen Giebelfront" empfohlen, was jedoch auch beim Neubau der städtischen Sparkasse, der 1970 an der Stelle des abgetragenen Fachwerkhauses begonnen wurde, nicht erfolgte (Abb. 22). Mit der Befreiung vom Denkmalschutz wurde der Weg frei gemacht zum Abriss des Fachwerkhauses Hauptstraße 31 in Obermarsberg.

Diese Konditionen waren aber offenbar für den Firmeninhaber Paul Zernicke nicht attraktiv genug, um den Abriss des alten Hauses zu betreiben und an dessen Stelle ein neues Betriebsgebäude zu errichten. Bereits seit 1961 hatte er sich um eine Zuweisung von Baugelände am Rennufer bemüht,[180] wo bis 1965 ein neues Firmengebäude errichtet wurde. Mit Ablauf des Jahres, so kündigte Zernicke schließlich an, werde er das Haus Hauptstraße 31 an die Stadt Obermarsberg zurückgeben.[181] Dadurch wurde das Fachwerkhaus für die Stadt Obermarsberg endgültig zu einer finanziellen Belastung, und es ging nun lediglich noch um die kostengünstigste Lösung für einen Abriss.

Überlassung des Hauses an das Westfälische Freilichtmuseum Detmold (1965) und Abbau (1966)

Seit dem Sommer 1965 interessierte sich das Westfälische Freilichtmuseum Detmold für eine Übernahme des „abbruchbestimmten" Obermarsberger Bürgerhauses zum Zwecke eines musealen Wiederaufbaus.[182] Museumsdirektor Dr. Schepers hielt einen „Wiederaufbau trotz Schwierigkeiten" für lohnend, „da insbesondere der Giebel mit seinen beiden Utluchten und seinen reichen Schnitzereien, ebenso mit dem gefälligen Strebewerk, ein besonders ansprechendes Beispiel der Bauweise dieser Landschaft" darstelle.[183] Man wurde sich schnell einig über eine Übernahme des Gebäudes durch das Freilichtmuseum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe; der Kaufvertrag wurde am 13.12.1965 unterzeichnet.[184] Er sah vor, dass „das Fachwerkhaus in Obermarsberg, Hauptstraße Nr. 31, erbaut 1698, mit seinem steinernen Hinterhaus und dem Fachwerkanbau zum Abbruch und späteren Wiederaufbau" überlassen werde (§ 1). Der Abbruch der für den musealen Wiederaufbau bestimmten Teile der Baugruppe sollte ganz zu Lasten des Museums gehen, während die Stadt Obermarsberg berechtigt war, die Dachpfannen an Dritte zu verkaufen (§ 3). Der Abbau sollte im Frühjahr 1966 erfolgen. Die Dachziegel und (1937 erneuerten) Dachsparren wurden dem Obermarsberger Ernst Dickmann für 1.668 DM verkauft, der den Abbau selber vorneh-

men musste.[185] Dachstuhl und Balkenlage gingen an Ernst Pape (Obermarsberg) gegen ein Entgelt von 100 DM.[186] Außerdem wurde der „hintere Teil des städtischen Hauses" dem Obermarsberger Johannes Willerscheidt kostenlos „zum Abbruch überlassen".[187] Schließlich erhielt im Juni 1966 Alois Olmer, ein ehemaliger Bewohner des Hauses,[188] „den seitlichen Anbau des städtischen Hauses Hauptstraße 31 zum Abbruch" zugesprochen, bei dem es sich wohl um den Fachwerkanbau aus der Zeit um 1875 handelte. Der Abbau des Gebäudes durch das Freilichtmuseum erfolgte im Juli 1966 (Abb. 21, 22).[189]

Anmerkungen

1 Vgl. die Beurteilung im Besichtigungsprotokoll von Dr. Schepers, Westfälisches Freilichtmuseum Detmold, vom 7.9.1965, Gebäudeakte A 40 im WFM. Weitere Informationen zum Denkmalwert des Gebäudes in der Akte des damaligen Landesdenkmalamtes Westfalen (heute: Westfälisches Amt für Denkmalpflege), Archiv des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Münster (im Folgenden: LWL-Archiv) sowie Untere Denkmalbehörde der Stadt Marsberg (im Folgenden: UDB Marsberg), Akte 334-00, betr. Haus Hauptstraße 31 in Obermarsberg (1952-1973). Zum Fachwerkbau siehe auch: Wilhelm Hansen: Fachwerk im Weserraum. Hameln 1982; Friedhelm Ackermann: Hausinschriften. Bilddokumentation des Sauerländer Heimatbundes. In: Sauerland. Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes (1983), S. 21.

2 Paul Michels und Nikolaus Rodenkirchen (Bearb.): Kreis Brilon (Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 45). Münster 1952, S. 389 (dort noch unter Hindenburgstr. 31); Rupert Stadelmaier: Führer durch Obermarsberg. 2. Aufl. Niedermarsberg 1965, S. 66-69; ders.: Beiträge zur Geschichte Marsbergs. Marsberg o. J., Fotografie letzte Seite (nicht paginiert): „Brekers Haus", Hauptstraße 31. Zahlreiche Fotos enthält außerdem: Stadt Marsberg (Hg.) unter Mitarbeit von Felix Bieker: Alte Fotos aus Obermarsberg (Fotoarchiv der Stadt Marsberg). Marsberg 1982.

3 Stadtarchiv Marsberg (im Folgenden: StadtA M), N-D13, Aufstellung der katholischen Einwohner in Marsberg ab 1624 (alphabetisch geordnet, mit Ahnentafeln). Die Bezeichnung „Reidemeister" für einen Berg- oder Hüttenwerksbetreiber scheint ein Spezifikum des Sauerlandes zu sein; vgl. Hans Ludwig Knau: Die Reidemeister des märkischen Sauerlandes. Ihre Funktion und soziale Stellung. Die Bedeutung des Begriffes „reiden". In: Der Märker (1971), S. 41-47. Zu den frühen Bergbau- und Hüttenunternehmern des Sauerlandes, die auch als Gewerken bezeichnet werden, vgl. Stefan Baumeier/Katharina Schlimmgen-Ehmke (Hg.): Goldene Zeiten. Sauerländer Wirtschaftsbürger vom 17. bis 19. Jahrhundert (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold 20). Essen 2001 sowie den Beitrag von Annette Hennigs in diesem Band.

4 Zu den sog. „Neidköpfen" siehe: Herbert Kreft und Jürgen Soenke: Die Weserrenaissance. Hameln 1964, S. 246 und Abb. 91-92. Wilhelm Hansen und Herbert Kreft: Fachwerkbau im Weserraum. Hameln 1980, S. 129.

5 Besichtigungsprotokoll von Josef Schepers vom 7.9.1965 in der Gebäudeakte des WFM.

6 StadtA M, A 489. Militaria, 30-jähriger Krieg in Marsberg: Berichte über die Zerstörung der Stadt. Korrespondenz und Abrechnungen betr. den Wiederaufbau, gerichtliche Aufzeichnungen 1636-1690. Die Akte enthält keine Angaben zu einzelnen Häusern, sondern nur allgemeine Hinweise zu Zerstörungen und städtischen Rechnungen.

7 StadtA M, A 155. Bürgerschillingsregister Alte-Stadt, Erlinghausem, ca. 1673, 1655-1697. In dem Bürgerschillingsregister des Jahres 1691 taucht Anthon Rolandt als Bürger der Stadt Obermarsberg auf: „Anthon Rolandt, borger schilling 9gr, beysteuer 3gr, summa 12gr".

8 Die Obermarsberger Bürgerschillingsregister geben zwar Aufschluss über den versteuerten Grundbesitz der Steuerpflichtigen, sind jedoch nicht in Stadtquartiere oder Straßen eingeteilt, sondern werden gewöhnlich alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben der Vornamen geführt. Auch in den einzelnen Eintragungen befinden sich keine Angaben zum genauen Wohnsitz innerhalb der Stadt: StadtA M, A 145-267 (1698-1749).

9 Bischöfliches Generalvikariat Paderborn (im Folgenden: GV Pb.). Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg. Sterberegister 1668-1813. Beisetzung Anton Rolands in nicht geweihter Erde am 13.8.1725.

10 Ansonsten käme nur eine Hinrichtung in Frage, für die es aber keine Hinweise in den Quellen gibt. Vgl. Fritz Verdenhalven: Die Straffälligkeit in Lippe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 43 (1974), S. 62-144. Zu Formen der Bestattung bei schweren Verbrechen siehe S. 104 ff. Mary Lindemann: Armen- und Eselbegräbnis in der europäischen Frühneuzeit, eine Methode sozialer Kontrolle. In: Wolfenbütteler Forschungen 22 (1983), S. 125-139, insbes. S. 129 und 131. Jürgen Diestelhorst: Die Bestrafung der Selbstmörder im Territorium der Reichsstadt Nürnberg. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Nürnbergs 44 (1953), S. 58-230.

11 StadtA M, N-D 13. In der Akte ist der Geburtsort Udorf mit einem Fragezeichen versehen (Kopie im Ordner Nr. 2e).

12 Staatsarchiv Münster (im Folgenden: StA MS). Kloster Bredelar. Akten Nr. 41, 18 (1671, Feb. 26).

13 wie Anm. 3.

14 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 3. Heiratsregister 1668-1814. Zur Ratsmitgliedschaft Johann Pielstickers siehe StadtA M, A 17. Ratswahlangelegenheiten (1698-1782).

15 Kinder aus der Ehe von Anton Roland und Maria Christina Pielsticker laut Kirchenbucheinträgen im Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 1. Taufregister 1664-1740: 29 April 1691, Tochter Anna Elisabeth, S. 88; 30 Okt. 1692, Maria Catharina, S. 94; 29 May 1695, Johann Adam, S. 103; 23 Sept. 1696, Anna Angela, S. 107; 27 May 1699, Antonius Fridericus, S. 119; 17 März 1702, Johannes Christophorus.

16 Antonius Fridericus deshalb, weil nach dem Tod der Witwe Anton Roland Seniors wiederum für kurze Zeit „Anton Roland" als Steuerzahler in den Bürgerschillingsregistern auftaucht. Siehe hierzu die detaillierten Angaben in Anm. 83-88.

17 StadtA M, A 235. Kopfschatzliste von 1717 (enthält Angaben über die Anzahl der Familienmitglieder, der Knechte und Mägde sowie deren Einkommen), S. 1.

18 Wie Anm. 3.

19 Wie Anm. 3.

20 Wie Anm. 3. Eintragung zu Johann Pielsticker.

21 StadtA M, A 145-267 (1698-1749).

22 Als Beisteuer wird „eine von denen Land- und Untersassen auf Vorstellung des Landes-Fürstes verwilligte Beyhtllffe, welche sich zuträgt, wenn die fürstlichen revenues nach Gelegenheit derer Zeiten und Läufften nicht zureichen wollen, zu welchem Ende der Landes-Fürst seine Stände, an Praelaten, Grafen, Herrn, Ritterschaft und Städten, so viel deren seiner! Landes-Fürstlichen Herrschaft unterworffen, auf einen Land-Tag beruffen, und dieselbe mit einer gemeinen Beysteuer etwa wegen besorgender Kriegs- oder ereigneten Gefahr, Schuldes- Last, Verringerung derer Kammer-Intenden, Legationen, Reyrath, Reisen, und dergleichen vortragen lassen, und deren unterthänigste Deliberation darüber erwartet" bezeichnet. Siehe Johann Heinrich Zedler: Großes Vollständiges Universal- Lexikon Bd. 3. Graz 1961 (Leipzig und Halle 1733), S. 1646. Auch kann im Falle Obermarsbergs jene Beisteuer gemeint sein, die in Bergbaustädten zur Unterstützung armer Zechen erhoben wurde: „Bey-Steuer, so nennen die Berg-Leute ein gewisses Geld, welches denen armen Zechen von dem Gnaden-Groschen gegeben wird". Zedler, wie vor, S. 1646.

23 StadtA M, A 205. Schatzungsregister Oberstadt 1698. Währungseinheiten: 1 Reichstaler (Rt) = 36 Groschen (Gr), 1 Groschen = 6 Pfennige (denarii, d). Vgl. Peter Ilisch: Münzfunde und Geldumlauf in Westfalen in Mittelalter und Neuzeit. Münster 1980. Hier: S. 58-71 und 73 ff.

24 StadtA M, A 208. Kämmereiregister 1700-1710 und 1712. Bürgerschillingsregister von 1700.

25 StadtA M, A 208.

26 StadtA M, A 235. Bei der Erhebung der Kopfsteuer 1717 wurden die Bürger in drei (Steuer-)Klassen eingeteilt: prima classis (S. 1), secunda classis (S. 2-38), tertia classis (S. 38 ff).

27 Die Summe ist auf der letzten Seite der Kopfsteuerliste von 1717 genannt: StadtA M, Best. A 235.

28 Beiwohner, Schutzverwandter: bis ins 19. Jahrhundert Einwohner einer Gemeinde (bes. einer Stadt), der ein geringeres Bürgerrecht genoss. Beiwohner oder Schutzverwandte hatten keinen Grundbesitz und wohnten bei Vollbürgern zur Miete oder in Mietshäusern auf deren Grund und Boden. Siehe Stichwort „Schutzverwandte" in: Eugen Haberkern und Josef Friedrich Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit. Teil 2. 6. Aufl. München 1980, S. 561.

29 StadtA M, Best. A 213. Kämmereiregister (Bürgerschilling Obermarsberg, Niedermarsberg, Erlinghausen 1703-1746). Bürgerschillingsregister Obermarsberg von 1718.

30 StadtA M, Best. N-D-9. „Register vber verkaufte stadtgüthern 1718 pro receptore todt".

31 StadtA M, A 17. Ratswahlangelegenheiten (1698-1814). Listen der gewählten Bürgermeister, Kämmerer und Ratsherren sind für den Zeitraum 1698-1782 erhalten.

32 StA MS, Kloster Bredelar. Akten Nr. 129 (Kornrechnungen).

33 StadtA M, A 273. Kataster 1721 (Flur-Grundbuch), S. 23-26: Grundbesitz von „Anthon rohlandt senioris wittibe".

34 StadtA M, A 238. Kämmereiregister (1720-1730). Bürgerschillingsregister 1726: „Anton Roland Ww.".

35 Der genaue Wortlaut der Vorbemerkungen zu dem Kataster von 1721: „Anno 1721 im Aprili bey revision der schetzunge wurde conchediret daß ein Jeder burger pro Jare edvico oder sein heubt geben Bölle 3 Groschen. 2. wurden die häußern in 5 classes zertheilet undt eingewilliget daß von denen, so im ersten classi, 3 groschen von denen". StadtA M, A 273. Bl. 1.

36 StadtA M, A 273, S. 23-26.

37 StadtA M, A 367. Mastschweinregister 1697. Bl. 1. Außerdem existiert noch ein Mastschweinregister für das Jahr 1691, in welchem Anton Roland jedoch noch nicht genannt ist: StadtA M, A 366.

38 StadtA M, A 238. Bürgerschillingsregister 1726, 1729, 1730. A 240: Bürgerschillingsregister 1728. A 246: Bürgerschillingsregister 1734.

39 StadtA M, A 213. Bürgerschillingsregister 1737, 1738, 1740, 1745. A 251: Bürgerschillingsregister 1741, 1743, 1744, 1748. A 252: Bürgerschillingsregister 1749.

40 Ein Sterbedatum bzw. Begräbniseintrag von Maria Christina Roland, geb. Pielsticker, ließ sich in den Obermarsberger Kirchenbüchern nicht ermitteln (Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt). Auch in der Kirchenbuchakte des Stadtarchivs Marsberg (siehe Anm. 3) ist kein Todesdatum vermerkt.

41 Siehe Anm. 15.

42 Siehe Anm. 39.

43 StadtA M, A 252. Bürgerschillingsregister von 1749: „Anton Rolandt Erben".

44 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 3. 1668-1814: Eheregister, S. 37a: „21 Septembris 1732, copul Andreas Steinhoff und Theresia Roland".

45 StA MS, Katasterbücher Arnsberg Nr. 1378. Gemeinde Obermarsberg. Güterverzeichnis r-z, Nr. 432.

46 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 8: Heiratsregister 1826-1882. Heiratseintrag vom 9. Sept. 1832, Nr. 90 im Register. Bei der Ermittlung der Kinder gab es erhebliche Probleme mit Namensgleichheiten zu anderen Familien. Siehe Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 7: Taufregister 1826-1857. Bd. 10: Taufregister 1858-1888.

47 Grundbuchamt Amtsgericht Marsberg, Überlassungsvertrag vom 16.2.1858. Grundakten Johann Breker fol. 2. Weiterer Hinweis darauf im Grundbuch Obermarsberg Bd. 14. Bl. 37 vom 12.3.1862.

48 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 2: Taufregister 1741-1814. In diesem Eintrag wurde später auch sein Todesdatum vermerkt: 5.5.1859 in Obermarsberg.

49 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 6: Heiratsregister 1808-1826. 12.5.1818.

50 Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Obermarsberg Bd. 7: Taufregister 1826-1857, S. 37. Nr. 254. Taufe des Sohns Johann Franz am 29.11.1830.

51 Siehe unten, Anm. 66.

52 Grundbuchamt Amtsgericht Marsberg. Obermarsberg Bd. 14. Bl. 37. Antrag Johann Brekers auf Eintragung seines Namens im Hypothekenbuch von Obermarsberg vom 12.3.1862.

53 Siehe Anm. 52.

54 Katasteramt (im Folgenden: KA) Brilon. Artikelverzeichnis. Flurbuch vom Oktober 1867, S. 9.

55 KA Brilon. Anteilsverzeichnis. Flurbuch (Nr. 211). Art. Nr. 689 (1878).

56 Rupert Stadelmaier: Beiträge zur Geschichte Marsbergs. Niedermarsberg o. J. unpaginiert.

57 Auskunft älterer Obermarsberger Bürger, insbes. von Johann Wiegelmann (1990: 83 Jahre alt), der noch selbst bei Theateraufführungen mitgewirkt hat.

58 Befragung älterer Obermarsberger Bürger mithilfe einer Grundrissskizze: Nachbar Hubert Bickmann, ehemaliger Hausbewohner Olmer sowie die älteste Obermarsbergerin Katarina Vorneweg (1990: 87 Jahre alt).

59 Laut Eintrag in das Obermarsberger Begräbnisregister beim Tode Johann Brekers am 17. Juni 1889 hinterließ er „3 majorenne Kinder: 1 Tochter im Hause, 1 Sohn in Hagen, 1 Sohn in Amerika". Kath. Pfarramt Obermarsberg (im Folgenden: PA OM). Kirchenbücher. Begräbnisregister S. 115. Nr. 2. 17.6.1889.

60 Vgl. Bauplan von 1900, StA Münster, Kreis Brilon, Kreisausschuss 162 (s. unten, Anm. 83).

61 Subhastationsprotokoll vom 11.8.1879. Grundbuchamt Amtsgericht Marsberg. Obermarsberg Bd. 19. Bl. 2, S. 2-9.

62 In Marsberg galt die allgemeine statuarische Gütergemeinschaft (ehe- und erbrechtlich) Niedermarsberg, Obermarsberg, Erlinghausen: „mit allen ihren Wirkungen und Folgen während der Ehe und nach Auflösung der Ehe durch den Tod des einen von uns beiden, insbesondere mit der Wirkung, daß
1. während des Bestehens der Ehe der Ehemann allein über unser beiderseitiges gütergemeinschaftliches Vermögen disponiren und nur wenn er über den gesammten Vermögensbegriff verfügt, gehalten sein soll, die Ehefrau zuzuziehen;
2. daß, wenn einer von uns beiden verstirbt – lediglich abgesehen von dem Falle der gesetzlich nothwendigen Schichtung – der Überlebende von uns beiden wohl befugt sein soll, über unser gesammtes gütergemeinschaftlich besessenes Vermögen unter Lebenden und von Todeswegen auch dann unbeschränkt und rechtsgültig zu verfügen, wenn Kinder aus unserer Ehe vorhanden sind;
3. daß aber, wenn bei dem Tode des von uns zuerst Verstorbenen keine Kinder und auch keine Kindeskinder aus dieser unserer Ehe am Leben sind, dem Überlebenden von uns beiden unser gesammtes gütergemeinschaftlich besessenes Vermögen zum alleinigen und unwiderruflichen Eigenthum zufallen soll und zwar mit vollständiger Ausschließung aller Erb- und sonstigen Rechte der Angehörigen und Verwandten des zuerst von uns Versterbenden an dem Nachlasse des Letzteren, dem von uns beiden und auch dem von ihm sodann allein gütergemeinschaftlich besessenen Vermögen." Dies stellt erbrechtlich gesehen einen Gegensatz zu dem in der Region ansonsten geltenden Totalrecht, wonach beim Tode eines Ehepartners der überlebende Partner nur ein Viertel des Besitzes erbt und die Kinder drei Viertel.

63 Subhastationsprotokoll vom 11.8.1879 (wie Anm. 61), S. 2 verso.

64 Ebenda, S. 2 recto.

65 Ebenda, S. 2 verso.

66 Gertrud Breker (geb. Müller) wurde laut Kirchenbucheintrag im Jahre 1835 als eheliche Tochter des Schuhmachers Caspar Müller und seiner Ehefrau Elisabeth Willecke in Obermarsberg geboren, was aus der Kirchenbucheintragung der Hochzeit von Johann Breker und Gertrud Müller hervor-

geht (4.6.1859). Bischöfl. GV Pb. Kirchenbuchamt. Kirchenbücher Bd. 8. Aufgebotene und Getraute 1826-1882, S. 74. Nr. 6.

67 Dass Gertrud Breker und Johann Breker auch nach der Zwangsversteigerung 1879 den Schankbetrieb aufrechterhielten, ist durch Erzählungen älterer Obermarsberger verbürgt (Katharina Vorneweg), aber auch aufgrund der Tatsache nachvollziehbar, dass Gertrud Brekers Vater der Ersteigerer war.

68 KA Brilon. Anteilsverzeichnis Obermarsberg ab 1867. Flur I Parz. 315.

69 KA Brilon. Anteilsverzeichnis Obermarsberg ab 1867. Flur I Parz. 315.

70 Persönliche Auskünfte von Mitarbeitern des Grundbuchamtes Obermarsberg, die die Familienverhältnisse aufgrund entfernter Verwandtschaft näher beschreiben konnten.

71 Grundbuchamt Amtsgericht Marsberg. Obermarsberg Bd. 19. Kaufvertrag vom 21.5.1884.

72 Wie Anm. 71.

73 Die Tatsache, dass Gertrud Breker beim Tod ihres Mannes am 17.6.1889 nicht mehr als „hinterlassen" auftaucht, lässt darauf schließen, dass sie bereits vorher verstarb. Kath. PA OM. Kirchenbücher. Begräbnisregister S. 115. Nr. 2. 17.6.1889.

74 Kath. PA OM. Kirchenbücher. Trauregister 1888, S. 12. Nr. 7: Josef Kloke und Wilhelmine Kloke, geb. Breker, Hochzeit am 3.5.1888.

75 Siehe Anm. 62.

76 Kath. PA OM. Kirchenbücher. Taufregister 1889-1900: Gertrud, geb. 24.3.1889, verst. 14.12.1889, Taufreg. 1889, S. 2, Nr. 16. Franz Caspar, geb. 12.9.1890, verst. 21.9.1890, Taufreg. 1890, S. 12, Nr. 48. Anton, geb. 11.5.1893, Taufreg. 1893, S. 28, Nr. 18. Gertrud, geb. 26.6.1895, Taufreg. 1895, S. 42, Nr. 27. Joseph Caspar, geb. 21.11.1897, Taufreg. 1897, S. 57, Nr. 45. Franz Joseph, geb. 2.7.1900, Taufreg. 1900, S. 73, Nr. 28.

77 Kath. PA OM. Kirchenbücher. Begräbnisregister 1900, S. 179, Nr. 30.

78 KA Brilon. Anteilsverzeichnis ab 1867. Flur I Parz. 315. Eintrag von 1904: „Kloke, Josef, Maschinenwärther und Wirth".

79 Kath. PA OM. Kirchenbücher. Trauregister 1903, S. 42, Nr. 3. Elisabeth Kloke, geb Engelbracht, war die Tochter des Wirths Heinrich Engelbracht aus Borntosten und seiner Ehefrau Elisabeth (geb. Kleinschnitker).

80 Kath. PA OM. Kirchenbücher. Taufregister: Elisabeth, geb. 7.4.1904, Taufreg. 1904, S. 97, Nr. 14. Hermann, geb. 6.9.1907, Taufreg. 1907, S. 118, Nr. 44. Franz, geb. 24.10.1911, Taufreg. 1911, S. 148, Nr. 58. Dieser empfing seine Subdiakonatsweihe am 18.5.1940.

81 Nach Auskunft der ältesten Obermarsberger Bürgerin Katharina Vorneweg (1990: 87 Jahre) war es zur Zeit ihrer eigenen Kindheit üblich, dass die Mädchen des Ortes nach der Schule bei Frau Fobbe das Nähen lernten. Siehe auch Stadelmaier: Beiträge (Anm. 2).

82 Alte Fotografien dieser Aufführungen befinden sich im Besitz von Frau Martha Kloke, Enkelin des Wirts Josef Kloke (Tochter des Sohns Joseph Caspar), die noch 1990 in Obermarsberg wohnte; vgl. Abb. 13 und 14.

83 StA Münster, Kreis Brilon, Kreisausschuss 162; dort auch eine weitere Skizze (ohne Saal) von 1922. Freundlicher Hinweis von Carsten Vorwig, Bad Münstereifel; vgl. Carsten Vorwig: Gast- und Schankwirtschaften im Sauerland. Eine Untersuchung für die Zeit von 1870-1830. Diss. Münster 1999.

84 Nach Auskünften von Herrn Johann Wiegelmann, Obermarsberg.

85 Grundbuchamt Amtsgericht Marsberg. Obermarsberg Bd. 24. Bl. 15: Kaufvertrag vom 17.6.1919 mit Zusatzvereinbarung vom 22.12.1919.

86 Ebenda.

87 Seine zweite Ehefrau, Elisabeth Kloke (geb. Engelbracht) verstarb am 20. 12.1957 in diesem Haus (Kohlbett 158). Kath. PA OM. Kirchenbücher. Begräbnisregister 1957, S. 50, Nr. 14. Die Gründe für den Verkauf des alten Fachwerkhauses sind belegt in einer Akte des LWL. Schreiben vom 13.11.1933. LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018.

88 LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben vom 13.11.1933.

89 Ratsprotokolle Obermarsberg (Ratsprot. OM) 1919-48. 7.12.1926 (Vermerk bzgl. Pachtvertrag mit dem Ehepaar Lahrne „um weitere 4 Jahre").

90 Ratsprot. OM 1919-48. 6.2.1931.

91 Ratsprot. OM 1919-48. 16.3.1931.

92 Ebenda.

93 Ebenda.

94 Der Hinweis, dass das Ehepaar Lahme nach Hagen verzog, stammt aus einem Ratsprotokoll vom 29.10.1931 (Ratsprot. OM 1919/18), als ein Antrag von Frau Lahme auf Mieterlass für Juli 1931 abgelehnt wurde.

95 Ratsprot. OM 1919-48. 31.5.1931.

96 Ratsprot. OM 1919-1948. 16.6.1931.

97 Ratsprot. OM 1919-48. Mietvertrag vom 21.8.1931.

98 Ratsprot. OM 1919-48. 15.12.1931.

99 Nach Gesprächen mit älteren Obermarsbergern: Wiegelmann, Zieren, Katharina Vorneweg.

100 Bezüglich der denkmalpflegerischen Bestimmungen für das Haus ließ sich nur ermitteln, dass etwa seit den späten 1920er Jahren entsprechende Akten vorhanden sind: LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018.

101 LWL-Archiv, C 76 Nr.1018. Briefwechsel zwischen Stadt Obermarsberg und Provinzialkonservator Dr. Rave vom 13.11.1933 bis 23.4.1934.

102 LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018. Brief des Bürgermeisters Kleppner an den Provinzialkonservator vom 13.11.1933.

103 Ratsprot. OM 1919-48. 8.12.1933.

104 wie Anm. 100.

105 LWL-Archiv, Antwortschreiben des Provinzialkonservators an Obermarsberg vom 16.11.1933, LWL, C 76 Nr.1018.

106 Ebenda.

107 LWL Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben des Provinzialkonservators an Obermarsberg vom 23.4. 1934.

108 LWL Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben vom 30.6.1936.

109 In dem zitierten Schreiben wies die Stadt darauf hin, dass darüber hinaus wahrscheinlich noch zusätzliche unvorhergesehene Kosten von 500 RM entstehen würden: LWL Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben der Stadt Obermarsberg vom 31.6.1936. Schreiben der Denkmalbehörde vom 9.9.1936 an den Bürgermeister von Obermarsberg, Kleppner, sowie den Vorsitzenden des Obermarsberger Verkehrsvereins, Sparkassenrendant a. D. Trilling.

110 LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben vom 16.9. 1936.

111 LWL Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben vom 1.10. 1936.

112 LWL Archiv, C 76 Nr. 1018. Bewilligung der Provinzialbeihilfe bezeugt am 16.4.1936, ausgezahlt am 31.8.1937. Durchführung der Arbeiten 1936/37 (Kopien).

113 Die Umbenennung der Hauptstraße in Hindenburgstraße erfolgte in der Zeit des Nationalsozialismus.

114 LWL-Archiv, C 76 Nr. 1018. Schreiben des Bürgermeisters an den Provinzialkonservator vom 16.4.1937.

115 Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 10. oder 18.7.1937 (genaues Datum unleserlich). Vgl. die knappe Notiz über die durchgeführten „Erneuerungsarbeiten" bei W[ilhelm] Rave: Bericht des Provinzialkonservators über das Jahr 1937. In: Westfalen 22 (1937), S. 265-284, hier S. 277.

116 Ein längeres Zögern des Jugendherbergsverbands bei den Verhandlungen zur Übernahme (Kauf) des Gebäudes wird deutlich in dem Schreiben des Bürgermeisters von Obermarsberg an den Landeskonservator/Münster vom 22.7.1938: LWL Archiv, C 76 Nr. 1018.

117 Ratsprot. OM 1919-48, Protokoll vom 22.3.1939 (mit Bezug auf ein Schreiben des Jugendherbergsverbandes vom 20.3.1939).

118 Auskünfte des Obermarsberger Ortsvorstehers J. Plemper und von Katharina Vorneweg.

119 Wie Anm. 117.

120 Wie Anm. 117.

121 Auskunft von Herrn Zieren, Grundbuchamt Marsberg. Zur städtischen Viehwaage siehe auch: KA Brilon. Maßskizze im Feldbuch Obermarsberg 1929. Geschäftsbuch C, Nr. 109/27.

122 Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 10.9.1947.

123 Ratsprot. OM 1919-48. Besichtigung des Geländes am 10.9.1947.

124 Ratsprot. OM 1919-48. 5. oder 7.10.1947 (Datum schwer leserlich).

125 Ratsprot. OM 1919-48. Erwähnt im Protokoll vom 5.10.1948, wo über die „im Städt. Hause Hauptstr. 31 in Angriff genommenen Ausbauarbeiten" berichtet wird.

126 Die Ausweisung von Dauerwohnungen in Privathäusern für größere Familien (Flüchtlingsfamilien) wurde seitens des Wohnungsamtes für unmöglich gehalten (aufgrund der Bauweise der Häuser: Größe, Raumaufteilung) siehe Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 10.9.1947.

127 Städtischer Ausschuss = Nachkriegsgremium unter britischer Militärverwaltung.

128 Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 15.11. 1945.

129 Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 10.9.1947.

130 Nach Auskünften von Obermarsberger Bürgern (insbes. Ortsvorsteher J. Plemper).

131 UDB Marsberg, Akte 334-00 (Haus Hauptstr. 31). Gutachten Hausbuer, Brilon, vom 9.4.1962.

132 Einwohnermeldeamt Marsberg, Einwohnerkartei ab 1930. Diese alphabetische Kartei erfasst die gemeldeten Einwohner von Ober- und Niedermarsberg ab 1930 und nennt Haushaltsvorstände und Familienmitglieder sowie allein stehende Personen. Diese Kartei wurde durchgesehen auf Bewohner des Hauses Hauptstraße 31, Obermarsberg, wobei aber nur zum Teil ihre Verweildauer im Haus ermittelt werden konnte. Ergänzend wurden Kirchenbücher und Ratsprotokolle herangezogen.

133 Ratsprot. OM 1919-48. Protokoll vom 14.9. und 5.10.1948.

134 Ratsprot. OM 1948-51. Protokoll vom 14.1.1949.

135 Kostenanschlag des Architekten Möhring vom 5.2.1949, siehe UDB Marsberg, Akte 334-00.

136 Ratsprot. OM 1958-61. Protokoll vom 11.11. 1960. Punkt 13.

137 Wie Anm. 134.

138 Denkm. Marsberg, Akte 334-00. Brief des Bürgermeisters von Obermarsberg an den Landeskonservator vom 19.5.1951 (Kopie). Ratsprot. OM 1951-53. Protokolle vom 10.4.1951 und vom 11.5.1951 (Kopien).

139 UDB Marsberg, Akte 334-00. Brief vom 19.5.1951.

140 Ratsprot. OM 1951-53. Protokoll vom 10.4.1951.

141 UDB Marsberg, Akte 334-00. Schreiben vom 19.5.1951.

142 Besuch von Stadtdirektor Grumpe, Obermarsberg, und Architekt Möhring, Niedermarsberg, beim Landeskonservator am 21.5.1951, siehe UDB Marsberg, Akte 334-00.

143 Angeschrieben wurden Bauunternehmer Willi Kost (Obermarsberg), August Brenker, Hans Drewes und Anton Drewes (alle Niedermarsberg),

siehe UDB Marsberg, Akte 334-00. Ausschreibung vom 29.5.1951.

144 Ratsprot. OM 1951-53. Protokoll vom 5.6.1951.

145 UDB Marsberg, Akte 334-00. Aktenvermerk über Zurückstellung bis 1952. Schreiben vom 11.2. und 31.3.1952. Zum Anstrich der Fenster siehe Ratsprot. OM 1951-53. Protokoll vom 14.8.1951.

146 Josef Kloke, Sohn des Gastwirts und ehemaligen Besitzers des Hauses Hauptstr.31, war in den 50er und 60er Jahren Stadtdirektor von Obermarsberg. Dass es sich bei dem Gebäude um sein Elternhaus handelte, teilte er dem WFM Detmold 1973 mit, als er sich nach dem Fortgang des Wiederaufbaus im Museum erkundigte, siehe UDB Marsberg., Akte 334-00. Schreiben vom 5.5.1973.

147 UDB Marsberg, Akte 334-00. Schreiben vom 11.2.1952.

148 UDB Marsberg, Akte 334-00. Schreiben vom 31.3.1952.

149 Ratsprot. OM 1951-53. 8.9.1952.

150 UDB Marsberg, Akte 334-00. Aktennotiz vom 8.12.1952.

151 UDB Marsberg, wie vorige.

152 UDB Marsberg, Akte 334-00. Baubeschreibung vom 27.7.1953 mit Grundriss und Querschnitt.

153 Diese Vereinbarung vom Jahre 1953 geht aus einem Ratsprotokoll vom 21.7.1957 hervor, Ratsprot. OM 1953-57. 21.7.57.

154 UDB Marsberg, Akte 334-00. Submissionsergebnisse vom 7.8.1953. Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 11.8.1953.

155 UDB Marsberg, Akte 334-00. Ausschreibung vom 28.9.1953.

156 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 27.10. 1953. UDB Marsberg, Akte 334-00. Angebote der Malermeister Willi Fobbe vom 30.9.1953 und Hermann Fiege vom 30.9. und 3.10.1953.

157 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 11.5.1954.

158 UDB Marsberg, Akte 334-00. Schreiben vom 3.2.1954.

159 UDB Marsberg, Schreiben vom 6.2.1954.

160 UDB Marsberg, Akte 334-00. Aktennotiz vom 18.2.1954.

161 UDB Marsberg, Akte 334-00. Aktennotiz vom 3.5.1954 nach Besichtigung des Fachwerkhauses am 26.2.1954.

162 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 11.5.1954.

163 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 23.11. 1954.

164 Ratsprot. OM 1953-57. In den Protokollen vom 23.11.54, 30.11.54, 11.12.54, 21.12.54, betr. Zuweisung Grundstück 4.4.55, 7.6.55, Schwierigkeiten/Verzögerungen beim Auszug Olmers 19.7.55.

165 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 19.7.1955.

166 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vorn 23.11. 1954. Der Verbleib dieser Familie konnte nicht ermittelt werden.

167 Ratsprot. OM 1953-57. Protokolle vom 23.11. 1954 und 11.11.1960, Punkt 13.

168 Ratsprot. OM 1953-57. Protokoll vom 18.11. 1955.

169 Denkm. Marsberg, Akte 344-00. Mietvertrag vom 20.12.1955, bestätigt am 25.7.1956.

170 Ebenda.

171 Ratsprot. OM 1958-61. Protokoll vom 11.12. 1959, Punkt 13.

172 Der Name war nicht mehr zu ermitteln. Auskunft des Nachbarn Hubert Bickmann.

173 Ratsprot. OM 1958-61. Protokoll vom 11.11. 1960.

174 Ebenda.

175 Ratsprot. OM 1961-64. Protokoll vom 20.5.1961.

176 UDB Marsberg, Akte 344-00, Antrag 28.7.1960.

177 UDB Marsberg, Akte 344-00. Aktennotizen vom 29.8.60, 31.8.60, 15.11.60, 17.11.60, 17.1.61, 29.3.61.

178 UDB Marsberg, Akte 334-00. Gutachten vom 9.9.1962.

179 UDB Marsberg, Akte 334-00. Antrag vom 18.4.1962 und Bescheid vom 15.8.1962.

180 UDB Marsberg, Akte 334-00. Aktennotiz vom 5.5.1961 zum Bebauungsplan Rennufer-Siedlung.

181 UDB Marsberg, Akte 334-00. 28.10.1965.

182 UDB Marsberg, Akte 334-00. Schreiben Dr. Schepers vom 9.7.1965.

183 Besichtigungsprotokoll von Dr. Schepers vom 7.9. 1965. Gebäudeakte A 40 des WFM.

184 UDB Marsberg, Akte 334-00. Brief Stadtdirektor Grumpe an Freilichtmuseum vom 16.8.1965. Schreiben vom 7.9.1965. Der Kaufvertrag zwischen der Stadt Obermarsberg und dem Freilichtmuseum wurde am 13.12.1965 unterzeichnet (UDB Marsberg, wie vor, sowie Gebäudeakte A 40 im WFM).

185 Ratsprot. OM 1964-69. Protokolle vom 16.6., 27.6. und 1.7.1966.

186 UDB Marsberg, Akte 334-00. Bedingung war, dass alles spätestens am 31.7.66 abgetragen war.

187 Ratsprot. OM 1964-1969. Protokoll vom 11.3.66. Dabei handelte es sich um das rückwärtige Steinwerk mit dem Saal, von dem tatsächlich nur wenige Werksteinteile ins Freilichtmuseum gelangten.

188 UDB Marsberg, Akte 334-00. Erlaubnis vom 27.6.1966.

189 Der Abbau durch das Freilichtmuseum erfolgte vom 7. bis 27. Juli 1966; s. WFM Detmold, Gebäudeakte A 40. Am 30.9.1966 stellte die Deutsche Straßenbau-Gesellschaft 1.269 DM für die Bereitstellung eines Schaufelladers und eines Nutzlasters für die „Beseitigung des Hauses in der Hauptstraße Nr. 31" in Rechnung; s. UDB Marsberg, Akte 334-00.

Friedrich Stockey

Musterbücher, Preislisten und Firmenkataloge westfälischer Spatenhersteller

Von Kierspe bis Witten 1845–1950

Vorbemerkung

Die Wahl eines engen Sektors der westfälischen Eisenindustrie kommt nicht von ungefähr. Seit den 1920er Jahren wird die Erfassung landwirtschaftlich-gärtnerischer Handgeräte für verschiedene Zwecke betrieben, woran sich einschlägige wissenschaftliche Institute, die Fachberatung, die Hersteller und die Verwender beteiligen. Die untersuchten Unterlagen stammen großenteils aus dem Archiv H. Steinmetz, jetzt im Agrarhistorischen Museum Emmelshausen/Hunsrück und aus dem Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster. Weitere Quellen werden im Text genannt. Ohne die freundliche Überlassung von Firmenmaterial durch die Herren Dr. Klaus Hesse, Emmelshausen, Prof. Dr. Hinrich Siuts, Münster und Dr. Rolf Dieter Kohl, Altena wäre es nicht möglich gewesen, die Basis für die folgende Abhandlung zu schaffen. Ihnen sei deshalb an dieser Stelle besonders gedankt.

Einführung

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das südliche Westfalen zu einem industriellen Zentrum für Breitewaren, darunter Schaufeln, Spaten und Hacken (Abb. 1). Die Voraussetzungen für den Betrieb von Hammerwerken waren hier aufgrund der gefällereichen Wasserläufe recht günstig,[1] dazu kam die Nähe von Kohle-, Erz- und Holzvorräten.[2] Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine relativ dichte Ansiedlung von Eisen verarbeitenden Produktionsstätten. Zahlenmäßig erscheint der Märkische Kreis als Mittelpunkt des Ballungsgebietes der Spatenhersteller.

Waren es zuerst die Hammerschmieden, die Roheisen zu Schmiedeeisen verarbeiteten, so stellten sich bald viele von ihnen auf die Herstellung von Fertigwaren um, als diese einen höheren Gewinn versprachen.[3] Eine große Palette von Handelswaren aus Eisen erforderte einen gut organisierten Absatz, der in den Händen von zum Teil betriebseigenen Kommissionären lag. Sie unterbreiteten ihr Angebot anfangs mit Hilfe von Musterbüchern,[4] wobei die Modalitäten des Handels, wie beispielsweise die Qualität, die Menge und der Preis, Gegenstand des Verkaufsgespräches waren. Dies änderte sich mit der Herausgabe von Katalogen, die neben den Abbildungen der Artikel ausführliche Informationen über das Angebot der Hersteller enthielten und die Kommissionäre schließlich überflüssig machten. Für uns sind heute Musterbücher, Preislisten und Kataloge mit ihren detaillierten Angaben unerschöpfliche regional- und industriegeschichtliche Quellen, die Auskunft über die Entwicklung der Eisenindustrie geben.[5] Deren zunehmende Spezialisierung erfasste spätestens um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Herstellung von Spaten, Geräten, die vor der allgemein einsetzenden Mechanisierung und Motorisierung der Landwirtschaft und des Gartenbaus in großen Mengen benötigt wurden.

Wie noch zu schildern sein wird, bieten insbesondere Spezialkataloge einen ausgezeichneten Einblick in die Produktion und die Absatzbreite dieses auf den ersten Blick unscheinbaren Artikels. Da nicht alle Hersteller von Spaten Musterbücher und Kataloge herausgaben bzw. hinterlassen haben und auch die überlieferten Exemplare Lücken aufweisen, kann hier nur eine Auswahl derjenigen Firmen vorgestellt werden, von denen hinreichend aussagefähige Unterlagen

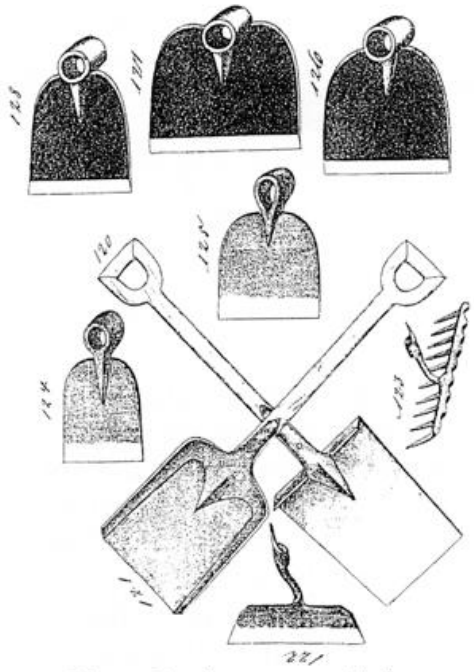


Abb. 1 Breitewaren: Schaufel, Spaten und Hacken; mit auf dem Bild eine Harke (rechts). Friedrich Harkort, Hagen-Harkorten, 1845



Abb. 2 Musterbuch der Firma Gebr. Voswinkel, Volme, Ende 19. Jh., Titelblatt



Abb. 3 Preisliste der Firma Wilh. Kattwinkel, Brügge, 1933, inneres Titelblatt



Abb. 4 Katalog der Firma Joh. Pet. Brune, Schalksmühle, 1927, Titelblatt



Abb. 5 Katalog der Firma Ludw. Schröder, Schalksmühle, 1950, Titelblatt (Ausschnitte)

verfügbar waren. Auf sie stützen sich im Wesentlichen die folgenden Ausführungen.

Titelblätter

Auf den ersten Blick wirken die Titelblätter der Musterbücher, Preislisten und Kataloge der Spatenproduzenten sachlich-nüchtern und bieten keine besonderen optischen Reize (Abb. 2–4) – bis auf eine Ausnahme (Abb. 5). Die Herausgeber legten offensichtlich vor allem Wert auf die Information der Kunden, die nach Artikeln, Preisen oder der Adresse der Lieferanten fragten. Diese Informationen sind in der Regel bereits im Firmenkopf enthalten,[6] der auch die Branche, die hergestellten Artikel und vereinzelt sogar deren Ausstattung anführt. Geschäftliche Angaben werden meist aufgeführt, das Gründungsjahr der Firma hingegen nicht immer. Manche Besonderheit kommt erst beim Lesen des Kataloges zum Vorschein.

Die folgende Übersicht enthält die wesentlichen Angaben zu den ausgewählten 16 westfälischen Spatenherstellern.

Standorte

Die Spatenhersteller haben sich hauptsächlich in und um Kierspe, Halver und in Schalksmühle, also im Märkischen Kreis angesiedelt. Vor allem im Volmetal lagen sie nur wenige Kilometer voneinander entfernt (Abb. 6). Außerhalb dieses „Ballungsgebietes" waren einige Betriebe in Hagen, Herdecke, Witten, Gevelsberg, Kreuztal und in Lippstadt ansässig.

Für die Ansiedlung der Schmieden, die anfangs von der Wasserkraft abhingen, waren die natürlichen Bedingungen entscheidend. Die verkehrstechnische Anbindung des Wirtschaftsraumes „Südliches Sauerland" an die Bezugs- und Absatzgebiete verbesserte sich mit dem Bau der Eisenbahn – auf Bahnanschlüsse wird in den Katalogen ausdrücklich hingewiesen.

Firmenbezeichnungen

Der Firmenname gibt in der Regel Auskunft über die bestehende Gesellschaftsform des Unternehmens: Bei den Spatenherstellern handelt es sich überwiegend um Personen-

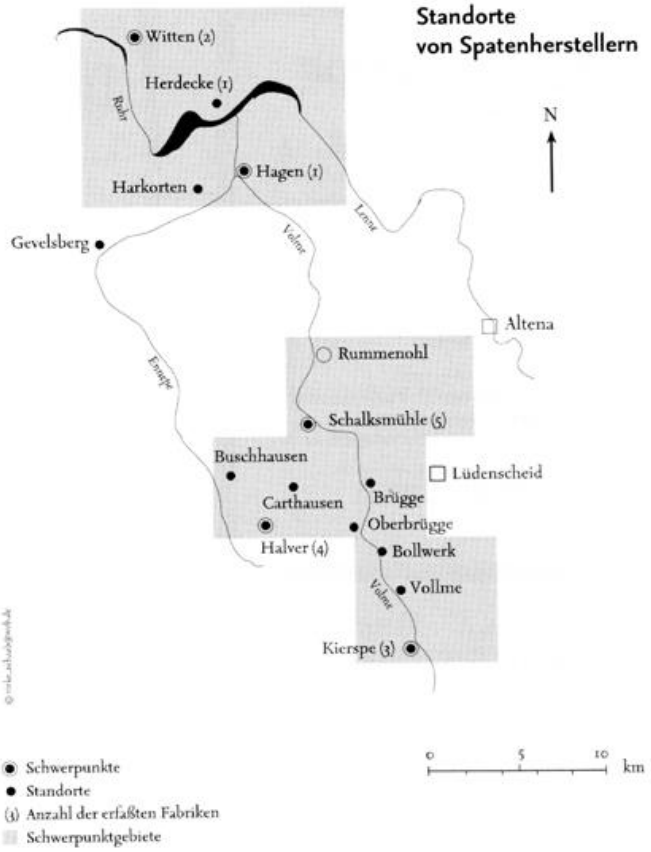


Abb. 6 Karte: Spatenhersteller in Westfalen

gesellschaften. Die Angabe der Firmenbranche gibt zudem Auskunft über die Fertigungsart und die vertriebenen Produkte: Insgesamt scheint während des Berichtszeitraumes die Herstellung von Eisen zugunsten der Produktion von Fertigware in den Hintergrund getreten zu sein. L. Schröder, Schalksmühle, gibt 1927 beispielsweise den Eisenwarengroßhandel als zusätzliche Branche an. Fertigungstechnisch waren die Betriebseinrichtungen zum Teil auf verschiedene Verfahren und Bearbeitungsstufen eingerichtet. Die Firma Aug. Krampe, Schalksmühle, erwähnt in ihrem Katalog von 1926 neben den Hammerwerken Schmieden und Stanzwerke (Abb.7). Damit war sie in der Lage, Schmiede- und Pressspaten herzustellen, während die Firma Lohmann & Soeding, Witten, 1927 (Abb. 8) auch gewalzte Spaten und solche aus Gussstahl anbot, zu deren Herstellung entsprechende Betriebseinrichtungen bestanden. Die Firma Aug. Krampe schildert – am Beispiel des „Normal"-Federspatens – sogar den Ablauf der Spatenanfertigung: „Herstellung aus feinstem Stahl vom Stabe aus dem Ganzen geschmiedet, für die Federn oben


Ausgabe 1926

AUG. KRAMPE

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Schalksmühle i. W.

Fernsprecher: 20

Hammerwerke, Schmiedereien, Stanz- u. Schleifwerke

Fabrikation geschmiedeter und gepreßter Eisen- und Stahlwaren

für landwirtschaftliche, gewerbliche u. häusliche Zwecke.

EXPORT.

Spezialitäten:

Krampe's „Normal"-Federspaten

Krampe's „Normal"-Düllspaten

Krampe's „Normal"-Schaufeln

Echt verstählte und beste gußstählerne

Spaten, Schaufeln und Hacken

in allen Ausführungen.


Kommanditgesellschaft

Lohmann & Soeding, G. m. b. H. & Co., Witten-Ruhr

Gußstahl-Fabrik, Hammer- und Walzwerk.

Geschäftsgründung 1868.

Fabrikzeichen.

Fabrikzeichen.

Erzeugnisse:

Schaufeln, Spaten
Kehrichtschaufeln
Kohlenlöffel
aus Stahlblech gepreßt

Pflugscharbleche
aus Ia. Gußstahlblech
Pflugschare
gewalzt und geschmiedet

Auszeichnungen:

Philadelphia	Düsseldorf	Porto Alegre	Amsterdam	Madrid	Adelaide	Melbourne	Düsseldorf
1876	1880	1881	1883	1883	1887	1888	1902

Konische Spaten sind ungefähr 150 gr schwerer als gleichstarke. Kleine Abweichungen in den Maßen und Gewichten müssen vorbehalten werden.

Abb. 7 und 8 Kataloge der Firma Aug. Krampe GmbH, Schalksmühle, 1926, und der Firma Lohmann & Soeding GmbH & Co, Witten/Ruhr, 1927. Titelblätter mit Angaben zur Betriebsausstattung

Übersicht 1: Daten der erfassten Spatenhersteller, nach Standorten gegliedert

Nr.	Schwerpunkt; Firma, Ort Branche/Arktikel	Gründungs-jahr	Ausgewertete Kataloge u.a., Jahr
1	Kierspe		
1.1	Gebr. Voswinkel, Vollme i. Westf. Hammerwerke und Fabrik für geschmiedete Eisen- und Stahlwaren (Ende 19. Jh.)	vor 1750	ca. 1850 E. 19. Jh.
1.2	Engstfeld & Co GmbH, Bollwerk Schaufel- und Spatenfabrik (1940)	1856	1940 (?) 1948
1.3	Friedrich Hefendehl, Kierspe-Bhf. i. Westf. Fabrik in Eisen- und Stahlwaren – Spezialität: Plantagengeräte, Exporthacken u.a. Exportspaten (afrik. Spaten)	1890	1913
2	Halver		
2.1	Casp. Arn. Winkhaus, Carthausen Fabrik in Eisen- und Stahlwaren – Besonderheit: Geschmiedete Schaufeln, Spaten, Hacken usw.	1785	1926
2.2	Wilhelm Herberg, Buschhausen Fabrik in Schaufeln, Spaten, Kohlenlöffel, Rüben- und Kartoffelhacken, Kindergeräte etc.	1842	1917
2.3	Gebr. Winter, Oberbrügge Schaufel-, Spaten- und Gerätefabrik – Handgeschmiedete Schaufeln und Spaten	vor 1900	1949
2.4	Wilh. Kattwinkel, Brügge i. Westf. Hammerwerk, Schmiede und Schleiferei – Spezialität: Schaufeln, Spaten und Hacken	1875	1933
3	Schalksmühle		
3.1	Joh. Peter Brune Hammerwerke, Schmiede- und Schleifereiwerkstätten Fabrikation von geschmiedeten Schaufeln und Spaten aller Art, Rübenhacken, Kuchenpfannen, Plantagengeräten und sonstigen land- und forstwirtschaftlichen Handgeräten für Inland und Export (1927)	vor 1847	1927 1950

3.2	Aug. Krampe GmbH Hammerwerke, Schmiedereien, Stanz- und Schleifwerke – Fabrikation geschmiedeter und gepreßter Eisen- und Stahlwaren für landwirtschaftliche, gewerbliche und häusliche Zwecke – Export – Spaten, Schaufeln und Hacken	1857	1926
3.3	Ludwig Schröder Eisenwarenfabrik Hammerwerk – Schmiede, Stanz- und Schleiferei, Eisenwaren- großhandlung, Vernickelungsanstalt – Fabrikation: Sahtlblech gepreßte und geschmiedete Schaufeln, Spaten, Kuchenpfannen, Kohlenlöffel u.a. (1927)	1867 1950	1927
3.4	Hugo Schnöring KG Spezialfabrik landwirtschaflticher Bodenbearbeitungs-Geräte (1927)	1904	1927 1952
3.5	Karl Krampe Wwe. Rummenohl Schaufel-, Spaten- und Hackenfabrik	1820	1951
4	Hagen		
4.1	Johann Caspar Harkort, Harkorten in der Grafschaft Mark Eisenwaren, Waffen – Spaten u. Schaufeln	vor 1845	1845
5	Herdecke		
5.1	Eckardt & Co GmbH (heute: IDEALSPATEN-BREDT GmbH & Co KG) IDEAL-Spaten- und Schaufelwalzwerk (1930)	1900	1908 1930
6	Witten/Ruhr		
6.1	Lohmann & Soeding GmbH & Co Gußstahl-Fabrik, Hammer- und Walzwerk; Erzeugnisse: Schaufeln, Spaten, Kerichtschaufeln, Kohlenlöffel aus Stahlblech gepreßt – Pflugscharbleche aus Ia Gußstahlblech, Pflugschare gewalzt und geschmiedet (1927)	1868	1927 1951
6.2	A. Bredt & Co (seit 1971 in ehem. Eckardt & Co GmbH, s. Nr. 5.1, aufgegangen) Stahlblechwalzwerk und Fabrik für Schaufeln, Spaten, Kohlenlöffel etc. (1899)	1874	1899 1910

Anmerkungen:
Die Wahl der Schwerpunkte erfolgte nach der geographischen Verteilung der Fabriken von Süden nach Norden (s. Abb. 6). Unvollständige Kataloge, Prospekte, Werbeanzeigen u.a. liegen außerdem von den Firmen Otto Lynker, Carthausen, Gebr. Vollmann, Kierspe-Vollme (bis 1968), Herm. Dahlmann, Gevelsberg, Albert Klaas, Kreuztal (früher Hagen) und Anton Balzer, Lippstadt vor. Aus dem Bergischen Land ist die Sortiments-Firma J.D. Schmidt u. Lohmann, Remscheid bekannt. Bis auf zwei Ausnahmen sind evtl. Betriebsschließungen bzw. -fusionen nicht erfasst.

mit der Kreissäge gespalten, ausgestanzt und beschnitten, gehämmert, gerichtet, gehärtet, geschliffen, fein poliert, angestielt und gegen Rost gefirnisst". Als dazu nötige Betriebseinrichtungen nennt die Firma Aug. Krampe – ebenso wie die Firma J.P. Brune, Schalksmühle, in ihrem Katalog von 1927 – die Kombination von Hammerwerk, Schmiede und Schleiferei.

Firmendarstellung

Zur Selbstdarstellung der Firmen auf der Titelseite ihrer Kataloge gehören auch informative Details, die im Geschäftsleben nicht von zentraler Bedeutung sind. Manche Kataloge verzeichnen beispielsweise das Gründungsjahr der jeweiligen Firma, bisweilen aber nur klein gedruckt. Dabei könnte die Angabe des Alters einer Fabrik die Gewähr für Erfahrung, Zuverlässigkeit und Solidität geben. Von den erfassten 16 Firmen ist die 1674 gegründete Firma Johann Caspar Harkort, Hagen-Harkorten, die älteste, die jüngsten Gründungen gehen auf die Jahre 1900 (Firma Eckardt, Herdecke) und 1904 (Firma Hugo Schnöring, Schalksmühle) zurück. (vgl. Übersicht 1). Die Firma Aug. Krampe notiert zusätzlich auf der ersten Innenseite ihres


Fernsprech-Anschluss: Nr. 45, Amt Witten. Reichsbank-Giroconto. Telegramm-Adresse: „Schaufelfabrik".

A. BREDT & Co.

Stahlblechwalzwerk

und Fabrik für

Schaufeln, Spaten, Kohlenlöffel etc.

aus vorzüglichstem, neuem, härtbarem Gufsstahl.

Dampf- und Turbinenbetrieb: ca. 300 Pferdestärken.
Jahresproduction: 2 Millionen Schaufeln etc.

Fabrikzeichen:

AB&C

Special-Katalog

für

Garantie-Spaten.

1899

Abb. 9 Katalog der Firma A. Bredt & Co, Witten/Ruhr, 1899. Titelblatt, Ausschnitt mit Angaben zur technischen Ausstattung

Kataloges: „Familienbesitz seit dem 17. Jahrhundert", womit angedeutet ist, dass die Firma bereits lange vor ihrem Gründungsjahr 1857 – vielleicht in anderer Art – existierte. Die meisten Betriebsgründungen allerdings erfolgten erst im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Aus den Katalogen ist nur vereinzelt etwas über die Ausrüstung und die Produktionsleistung der Fabriken zu erfahren. Als technische Ausstattung gibt die Firma Bredt 1899 an: „Dampf- und Turbinenbetrieb ca. 300 Pferdestärken" (Abb.9) – von Wasserkraft ist am Standort Witten/Ruhr keine Rede. Nur wenige Firmen geben ihre Produktionszahlen in den Katalogen an – zum Teil sind sie nur unvollständig verzeichnet. Die Firma Bredt nennt in ihrem oben angegebenen Katalog zwar eine Jahresproduktion von „2 Mio. Schaufeln etc.", die Anzahl der hergestellten Spaten ist jedoch nicht zu ersehen. Laut dem Katalog der Firma Aug. Krampe, Rummenohl, von 1926 betrug deren Ausstoß an „Normal-Spaten" innerhalb weniger Jahre „über 500 000 Stück". Die Firma Eckardt u. Co. GmbH, Herdecke (seit 1971: IDEAL-BREDT), gibt an, sie habe seit ihrer Gründung 1900 bis 1992 insgesamt 100 Millionen (!) Spaten verkauft.

Auf den Titelblättern der Kataloge der Spatenhersteller finden sich zudem Fabrik-, Schutz- und Warenzeichen (Abb. 10). Sie sind meist deutlich sichtbar platziert (s. Abb. 2 u. 9). Als Vorlage diente entweder ein Monogramm des Firmennamens – so beispielsweise bei den Firmen Fr. Hefendehl (1913), L.Schröder (1927) und H. Schnöring (1927) – oder ein stilisierter Spaten, wie beispielsweise bei den Firmen Eckardt (1930) und Aug. Krampe (1926). Diese Zeichen waren zum Teil geschützt bzw. als Warenzeichen eingetragen. Sie kehrten auf den Spatenblättern und auf den Stielen wieder. Exemplarisch ist in der Abbildung 11 das Etikett der Firma A. Bredt & Co, Witten, aus dem Jahr 1910 wiedergegeben. Neben den oben genannten Details werden auf den Titelblättern der Kataloge meist die allgemeinen Geschäftsbedingungen, Angaben zur Preisgestaltung sowie Telefon-, Bahn- und Bankverbindungen der jeweiligen Firma genannt.

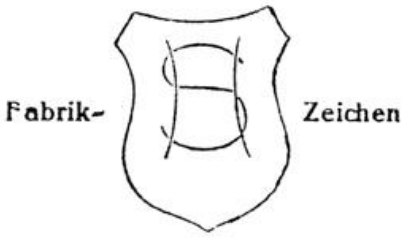
Spatenangebot

Die Anordnung der Produkte in den Katalogen und Musterbüchern folgt keinem einheitlichen Schema. Generell ist eine Gruppierung nach der Art der Spaten anzutreffen, aber auch nach den Landschafts- und Ortsbezeichnungen der Geräte. Die Firma Brune, Schalksmühle, schickt ihrem vielfältigen Programm auf der ersten Innenseite des Kataloges von 1927 ein Inhaltsverzeichnis voraus. Ebenso verfährt die hier nicht weiter berücksichtigte Firma J.D. Schmidt und Lohmann in Remscheid, die insbesondere wegen des großen Umfanges ihres Angebotes aus dem Jahr 1903 nicht auf ein solches verzichten kann. Wer in den übrigen Katalogen einen

Abb. 10 Firmenzeichen von Spatenherstellern: 1. Monogramme



Friedr. Hefendehl,
Kierspe, 1913



Hugo Schnöring KG,
Schalksmühle, 1927



Karl Krampe Wwe.,
Rummenohl, 1951



Gebr. Winter,
Oberbrügge, 1949

2. Monogramm mit Ort und Wappen



Gebr. Voswinkel, Vollme,
Ende 19. Jh. (?)

4. Monogramme und Branchenzeichen



Aug. Krampe GmbH,
Schalksmühle, 1926



Ludwig Schröder,
Schalksmühle, 1950

3. Monogramme mit Schaufel bzw. Spaten



Zeichenrolle Nr. 8945.

A. Bredt & Co,
Witten/Ruhr, 1910



Fabrikzeichen.

Lohmann & Soeding,
Witten/Ruhr, 1927.
Zeichen des Betriebszweiges „Spaten u. Schaufeln"
(vgl. Abb. 8)



Eckardt & Co GmbH,
Herdecke, 1930.
Warenzeichen
mit „Spatenmann"



Eingetragene
Schutzmarke



Eingetragene
Schutzmarke

Wilh. Kattwinkel, Brügge i. Westf., 1933.
Zwei Schutzmarken
(s. Abb. 3 und 8)

5. Sonstige Zeichen

Fabrik-Zeichen



Johanniterkreuz

Engstfeld & Co GmbH,
Bollwerk, 1948

Gesetzlich geschütztes Etiquett
der Firma
A. Bredt & Co., Witten:



Zeichenrolle Nr. 116329.

Abb. 11 Etikett der Firma A. Bredt & Co, Witten/Ruhr, 1910

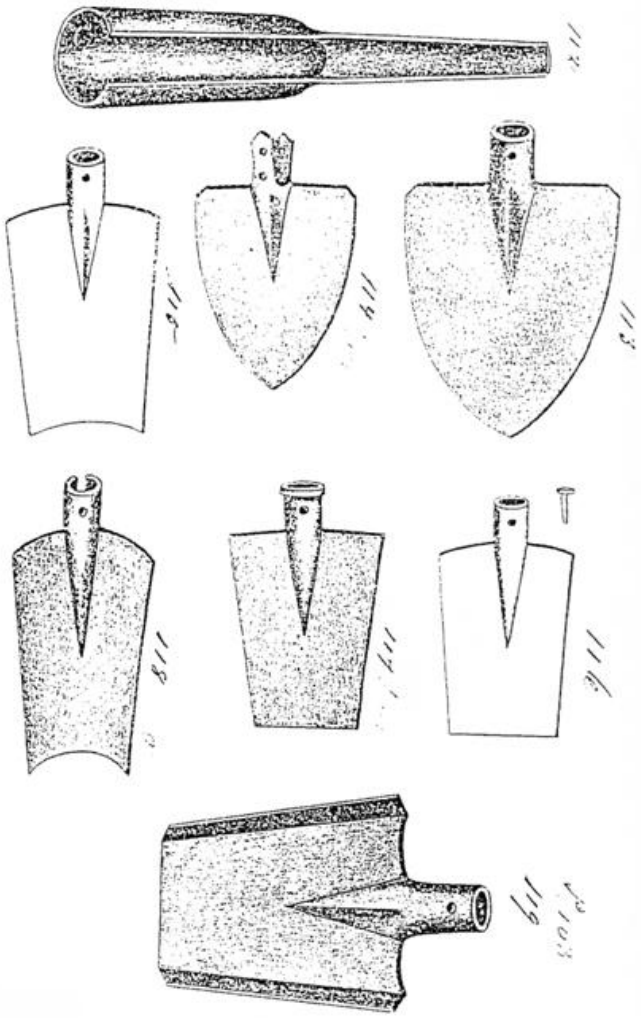


Abb. 12 Musterbuch der Firma Friedr. Harkort, Hagen-Harkorten, 1845. Abbildung mit sechs nummerierten Spatenformen, oben eine Runddülle zur Stielbefestigung (112), unten eine Schaufel (119)

bestimmten Spaten suchte, wird sich vermutlich an den Abbildungen orientiert haben. Das gesamte Sortiment der westfälischen Spatenhersteller kann im Folgenden nur im Überblick behandelt werden.[7]

Musterbücher und Preislisten

Von den bebilderten Musterbüchern für Spaten existieren nur noch wenige Exemplare, die zum Teil nicht mehr vollständig sind. Dies trifft ebenso auf die ersten Preislisten zu. Häufig fehlt das Titelblatt mit dem Erscheinungsjahr oder die Seiten sind nicht mehr vollständig vorhanden. Im Westfälischen Wirtschaftsarchiv Dortmund werden zwei Blätter nebst Titelblatt eines Musterbuches der Firma Harkort, Hagen-Harkorten, aus dem Jahr 1845 aufbewahrt. Sie enthalten unter Anderem sechs unterschiedlich geformte Spatenblätter, die lediglich mit Ziffern versehen sind (Abb. 12). Chronologisch schließen sich zwei Musterbücher der Firma Gebr. Voswinkel, Vollme, an. Auf einer Seite aus dem älteren Exemplar, das vermutlich um 1850 erschien, sind einige Spatenblätter im Maßstab 1:6 abgebildet (Abb. 13). Das jüngere Exemplar wurde vermutlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der Lithographischen Anstalt Vassnack in Remscheid gedruckt. Es enthält nicht weniger als 40 Spatenformen.[8] Beide Bücher befinden sich im Kreisarchiv des Märkischen Kreises Altena.

Unter den Musterbüchern, eigentlich Musterkarten, des Museums der Grafschaft Mark

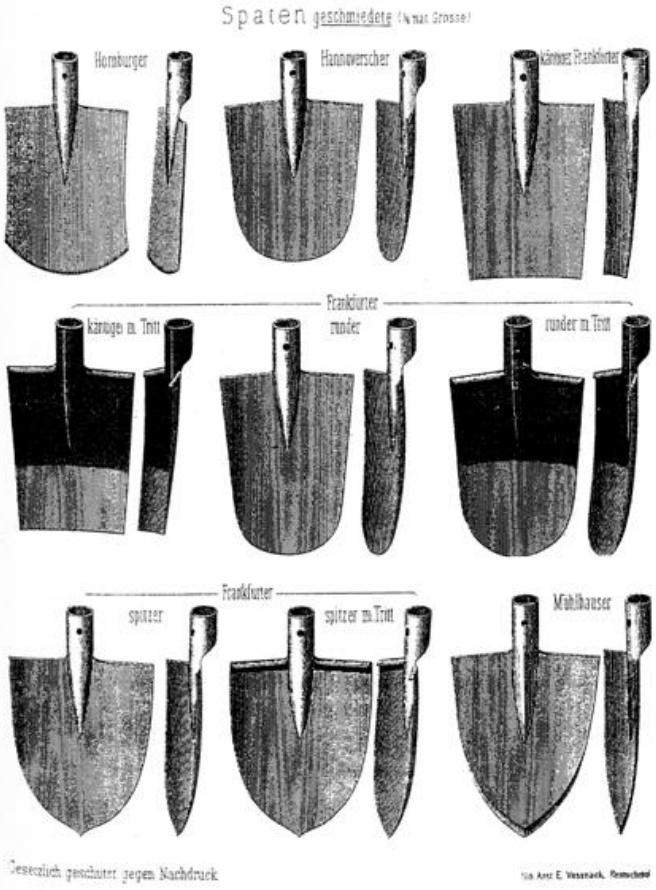
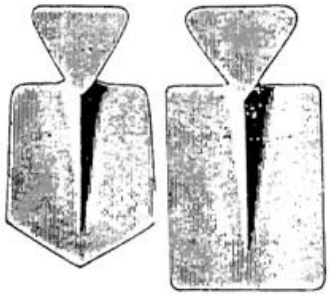


Abb. 13 Seite aus dem Musterbuch der Firma Gebr. Voswinkel, Vollme, um 1850



Schüppenblätter Nr. 141, 142

für alle Sorten Schaufeln und Spaten

	unbeschnitten	beschnitten
Gußstahl-Qualität die 100 kg	67.—	77.—
Verstählte Qualität die 100 kg	93.—	107.—

Abb. 14 Halbfertigware für Schaufeln und Spaten im Katalog der Firma Joh. Pet. Brune, Schalksmühle, 1927

in Altena fallen Spatenabbildungen im Maßstab 1:1 auf. Sie wurden vermutlich ebenfalls Ende des 19. Jahrhunderts angefertigt und dienten zweifellos als Werkzeichnungen, nach denen jeder geübte Schmied die abgebildeten Spaten aus der mitgelieferten Halbfertigware herstellen konnte (Abb. 14). Die Skizzen sind mit Ziffern versehen – die Spatenbezeichnungen „Casseler", „Danziger" und „Leipziger" wurden vermutlich später nachgetragen. Mit den exakten Geräteabbildungen in den Musterbüchern konnte der Verkäufer den Kunden eine Vorlage für das Verkaufsgespräch präsentieren, die das Original anschaulich wiedergab. Ungewöhnlich ist in diesem Zusammenhang eine Aufstellung der Firma Gebr. Voswinkel, Vollme, aus der die Arbeitskosten für die Anfertigung von Schaufeln und Spaten hervorgehen, die normalerweise zu den Betriebsgeheimnissen gehören (Abb. 15).

Neben den bebilderten Musterbüchern, die über mehrere Jahre hinweg verwendet werden konnten, erschienen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein separate Preislisten, um Kosten zu sparen (Abb. 16). Sie geben einen guten Überblick über das angebotene Sortiment an Spaten, deren Namen zusammen mit den dazugehörigen Preisen und Lieferbedingungen gerafft, teils in Tabellenform, aufgeführt werden. Preislisten sind keine speziellen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts; sie folgten auch später noch manchen Katalogen bis zu deren Neuauflage.

Vielfalt

Schon die ältesten vorliegenden Musterbücher zeigen, dass sich die Spatenindustrie bereits um 1850 nicht auf lokale Absatzmärkte beschränkte. Das bereits wiederholt zitierte Musterbuch der Firma Gebr. Voswinkel, Kierspe, aus dieser Zeit nennt neben dem Hellweger und dem Bielefelder auch den Dollendorfer, Frankfurter, Leipziger, Berliner und Danziger Spaten. Auf Exporte verweisen Bezeichnungen wie Elsässer oder Luxemburger Spaten; der norwegische Torfspaten wirkt daneben wie ein Exot. Das Musterbuch führt insgesamt 22 Namens- und sechs Funktionsformen (ohne Nebenformen) auf. Im Laufe der 2. Hälfte des 19.Jahrhunderts nahm das Sortiment der Firma Gebr. Voswinkel leicht zu. Gegen Ende des Jahrhunderts führte die Firma 29 Namensorten und drei Funktionsformen, unter anderem Drainagespaten. Ein großer Anstieg der Spa-

Osnabrücker und Münsterländer Schaufeln und Spaten

scharfgeschliffen und mit abgesetzten Kanten

	1¾	2	2¼	2½	2¾	3	3¼	3½ Z.-Pfd.
fertig pr. 100 Stück ca. . . .	87	100	112	125	137	150	162	175 Kilo
gebreitet pr. 100 Stück	100	115	130	145	159	173	187	203 „
Gebreite pr. 1000 Kilo M. 237 . M.	23,70	27,25	31,80	34,37	37,68	41,00	44,32	48,11
Arbeitslohn pr. 100 Stück . . „	12,00	12,00	13,00	14,00	15,00	16,00	17,00	18,00
Schleiflohn „ . . „	15,00	15,00	15,00	15,00	15,00	15,00	15,00	15,00
Kanten absetzen „ . . „	2,00	2,00	2,00	2,00	2,00	2,00	2,00	2,00
Verpackung und Fracht . . „	0,50	0,50	0,55	0,60	0,65	0,70	0,75	0,80
Firnissen . . . . . „	0,50	0,50	0,50	0,50	0,60	0,60	0,60	0,60
selbstkostend pr. 100 Stück . . „	53,70	57,25	62,86	66,47	70,93	75,30	79,67	84,51
15% Avance . . . . . „	62,00	66,00	70,00	75,00	80,00	85,00	90,00	95,00

bunt geschliffen weniger pr. 100 Stück M. 5,00
beste stählerne mehr „ „ „ „ 10,00
verstählte „ „ „ „ „ 20,00
polirte „ „ „ „ „ 20,00
mit Federdülle „ „ „ „ „ 5,00

Abb. 15 Kostenaufstellung für die Herstellung von Schaufeln und Spaten der Firma Gebr. Voswinkel, Vollme, Ende 19. Jh. (?)

Spaten.

Bergische, Hellweger, Soester, Bielefelder, Bündener, Mindener, Detmolder, Warburger, Altenaer Arnsberger, Paderborner, Lippstädter, Meller, Neustädter und Bückeburger Stechschüppen, Rheinische Rübenspaten, blank und scharf geschliffen.

Nr.	00	0	1	2	3	4	5	6	7
per 100 Stück ca.	60	70	81	93	105	116	128	140	152 kg
mit Zeichen „Stahl", per 100 Stück Mk.	55.—	59.—	63.—	68.—	74.—	80.—	88.—	96.—	104.—
beste stählerne, mit Zeichen „Gußstahl", per 100 Stück Mk.	70.—	74.—	78.—	83.—	89.—	95.—	103.—	111.—	119.—
verstählte, mit Zeichen „Verstählt", per 100 Stück Mk.	85.—	89.—	93.—	98.—	104.—	110.—	118.—	126.—	134.—

mit Vollgrat, eine Nummer schwerer, per 100 Stück Mk. 10.— mehr.
Normalspaten, eine Nummer schwerer, per 100 Stück Mk. 15.— mehr.
Hohlgrat poliert per 100 Stück Mk. 12.— mehr.
Normal und Vollgrat poliert, per 100 Stück Mk. 15.— mehr.
bunt geschliffen per 100 Stück Mk. 5.— weniger.
mit Seitenschur per 100 Stück Mk. 4.— mehr.

mit Tritt nach	vorne	hinten
per 100 Stück Mk.	4.—	6.— mehr.

Dollendorfer, Gladbacher, Neußer, Düsseldorfer, Krefelder und Hammer Spaten, per 100 Stück Mk. 5.— mehr.

Mörser, Gocher, Kempener, Heinsberger, Aachener, Kohlscheider und Riolschüppen, Venloer, Kaldenkirchener, Münsterländer, Osnabrücker, Dorstener, Clever und Planier-Schaufeln, Kleispaten, Düllgraben, Ahlener, Gütersloher, Wiedenbrücker, Geldener, Beckumer wie überhaupt alle münsterländer Fassons mit Vollgrat, blank und scharf geschliffen.

Nr.	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
per 100 Stück ca.	75	88	100	112	125	137	150	162	175	188	200 kg
mit Zeichen „Stahl" „ „ Mk.	82.—	88.—	94.—	100.—	106.—	112.—	120.—	128.—	137.—	148.—	158.—
beste stählerne, mit Zeichen „Gußstahl" per 100 Stück Mk.	97.—	103.—	109.—	115.—	121.—	127.—	135.—	143.—	152.—	163.—	173.—
verstählte mit Zeichen „Verstählt" per 100 Stück Mk.	112.—	118.—	124.—	130.—	136.—	142.—	150.—	158.—	167.—	178.—	188.—

poliert per 100 Stück Mk. 15.— mehr.
rundum scharf per 100 Stück Mk. 5.— mehr.
mit Feder per 100 Stück Mk. 5.— mehr.
bunt geschliffen per 100 Stück Mk. 5.— weniger.
Harsewinkeler kosten Mk. 10.— mehr.

Dengeln von Schaufeln und Spaten per 100 Stück Mk. 8.— mehr.

Abb. 16 Preisliste mit Handelskriterien und Preisgruppen der Firma Friedr. Hefendehl, Kierspe-Bahnhof, 1913 (Ausschnitt)

tenformen trat erst nach der Jahrhundertwende ein. So führte beispielsweise die Firma J.P. Brune, Schalksmühle, in ihrem Katalog von 1927 insgesamt 45 Spaten-Hauptformen. Über die Gesamtzahl der in Deutschland verbreiteten Spatenformen gibt es nur Schätzungen, die ein Vielfaches der in den Katalogen aufgeführten Formen erreichen. Selbst regional lassen sie sich nicht einmal annähernd komplett erfassen.

Sortimentsbewältigung

Was waren die Gründe dieser allgemein zunehmenden Vielfalt? Die Endabnehmer, also Landwirte, Berufs- und Freizeitgärtner verlangten nach wie vor ihre traditionellen, gewohnten Spatenformen, die sie bis dahin von ihren örtlichen Schmieden erhalten hatten. Als die Industrialisierung der Schmieden einsetzte, erwarteten die Abnehmer von den Fabriken, dass diese die Traditionsformen in ihre Programme aufnahmen.[9] Die Spatenfabriken begannen damit, sich auf die unterschiedlichsten Wünsche ihrer Kunden im In- und Ausland einzustellen. J.P. Brune, Schalksmühle, drückte dies 1927 so aus: „Durch die langjährigen Erfahrungen in der Fabrikation und eingehende Kenntnis aller gebräuchlichen Sorten, bin ich in der Lage, erprobte, zweckentsprechende und den verschiedenen Bodenarten angepasste Geräte zu liefern." Dabei produzierten die Firmen keineswegs alle Formen auf Vorrat, wie die Anmerkungen in den Katalogen zeigen. Bei J.P. Brune heißt es, die Lieferung erfolge „nach Muster oder Vorschrift", also nach dem Wunsch des Kunden, allerdings war hierzu eine rechtzeitige Bestellung erforderlich. Die Firma Aug. Krampe, Schalksmühle, führt zur Anfertigung und Lieferung bestimmter Modelle in ihrem Katalog von 1926 ähnliches an: „Alle anderen Sorten werden nach Vorschrift, Skizze, Muster oder Schablone angefertigt." Genauer heißt es schließlich 1927 bei Ludwig Schröder, Schalksmühle: „Außer den hier aufgeführten geschmiedeten Schaufeln und Spaten fertige ich alle Formen nach Originalmuster oder Papierausschnitt an."

Handelsware

Anhand der Vielfalt des Sortiments ist bereits deutlich geworden, dass sich der „einfache" Artikel Spaten kaum ohne Klassifizierung vertreiben ließ. Als inoffizielle Handelsklasse war die Einteilung der Spaten nach Landschafts- und Lokalformen üblich, aber nicht ausreichend. Es mussten andere Kriterien mit hinzukommen, die in den Katalogen berücksichtigt werden konnten, um dem Fachhandel eine möglichst genaue Vorstellung von den angebotenen Produkten zu vermitteln.

Gebrauchsmerkmale

Am auffälligsten ist die Unterscheidung zwischen Blattware und Stielspaten. Dazu kam die Art der Stielbefestigung als Unterscheidungsmerkmal. In den Katalogen ist von Düllen-, Runddüllen-, Feder- und Doppelfederspaten die Rede, vereinzelt wird auch der Stiftspaten angeboten. Allmählich setzte sich die gesonderte Deklarierung nach Funktionsbezeichnungen durch – bei Gebr. Voswinkel (um 1850) beispielsweise in Form von Kinder-, Militär-, Torf- und Wiesenspaten. Eine Differenzierung zwischen Freizeit- und Berufsspaten spiegelt sich in den Bezeichnungen Strand-, Damen- und Gärtnerspaten wider. Auf den Zweck der Geräte weisen Benennungen wie Drainage- und Rigolspaten hin, sie sind ebenfalls schon bei Gebr. Voswinkel anzutreffen. Die Schneidenform der Spatenblätter scheint keine große Bedeutung für die Klassenbildung gehabt zu haben, obwohl sie den Gebrauch entscheidend beeinflussten. Größe und Gewicht sind in den Katalogen dagegen häufiger als Handelskriterien anzutreffen (Abb. 16).

Auch bei Spaten kaufte das Auge mit und so verwundert es nicht, dass die Hersteller sich bemühten, das Erscheinungsbild ihrer Geräte zu verbessern. Sie versuchten dies vor allem durch Schleifen und Polieren der Spatenblätter zu erreichen, wodurch zusätzlich das Gleiten in den Boden gefördert und damit die Arbeit mit dem Spaten erleichtert werden sollte. Darauf wurde ebenfalls in den Katalogen hingewiesen.

Qualitäten

In der Preisliste der Firma Friedr. Hefendehl, Kierspe, aus dem Jahre 1913 sind einige Kriterien aufgeführt, die in dieser Fülle überraschen (Abb. 16). Zusammen mit Angaben anderer Firmen ergibt sich daraus eine stattliche Anzahl von Klassifizierungsmöglichkeiten, die in der Übersicht 2 zusammengestellt sind.

Übersicht 2:
Handelsmerkmale für Spatenblätter aus Katalogen von vier Herstellern (zusammengestellt nach Katalogen von Friedr. Hefendehl 1913, J.P. Brune 1927, Aug. Krampe GmbH 1926, Lohmann & Soeding GmbH & Co 1927)

1. Fasson (Form)
2. Blatt-Technik
   - Vollgrat
   - Hohlgrat
   - Teilgrat
   - Normalblatt
   - mit Feder, Doppelfeder
   - mit Dülle, geschlossen/offen
   - mit Stift
   - mit Tritt, vorne/hinten
   - ohne Tritt
3. Größe
4. Gewicht
5. Material
   - Schmiedestahl
   - Gussstahl
   - Stahlblech
6. Verarbeitung
   - geschmiedet/handgeschmiedet
   - einfach/konisch geschmiedet
   - gewalzt
   - gepresst
   - verstählt
7. Oberflächenbearbeitung
   - scharf geschliffen
   - Seitenschur
   - rundum geschliffen
   - bunt geschliffen
   - blank geschliffen
   - poliert/blank poliert

Kunden, Hersteller und Händler legten größten Wert auf die Haltbarkeit der angebotenen Spaten, die vor allem durch das verwendete Material und seine Verarbeitung bestimmt wurde. Wie die Aufstellung zeigt, wurde hier zwischen Schmiede-, Walz- und Gussverfahren unterschieden. Eine große Rolle spielte die Härtung der Spatenblätter, insbesondere der Schneiden, weshalb die Firmen hierüber in ihren Katalogen gerne Auskunft gaben.

Die oben aufgeführten rund 30 Merkmale sind nicht in jeder Spatengruppe in ihrer Gesamtheit anzutreffen. Die Anbieter stellen meist lediglich einige zum jeweiligen Fertigungsverfahren passende Kriterien heraus, weshalb keine einheitliche Handelsklassen-Systematik für Spaten entstand. Ein Beispiel hierfür liefert die Firma Ludwig Schröder, Schalksmühle, 1927 mit der Beschreibung ihres „Kronenspatens": „Hochwertiger Federstahl, fein poliert, mit polierten Federn und Messingnieten".

Handelsnamen

Mit dem „Kronenspaten" dokumentiert sich eine firmeneigene Klasse, die zugleich mit einem Werbezweck verbunden ist. Ebenso verhält es sich mit dem Namen „Herkules", den die Firma Lohmann & Soeding, Witten, 1927 für einen ihrer Spaten verwendet (Abb. 17) und dem „Garantie-Spaten" der Firma A. Bredt & Co, der auf die Stabilität des Produktes hinweisen sollte und bereits 1899 unter der Nummer 67 442 als D.R.G.M. (Deutsches Reichs-Gebrauchsmuster) patentrechtlich geschützt wurde (Abb. 9). Durch die Namensgebung sollten den Geräten offenbar Eigenschaften zugesprochen werden, die sich mit dem Namensinhalt verbanden. Auch andere auf die Qualität bezogene Namen – wie beispielsweise der „IDEAL-Spaten" der Firma Eckardt u. Co, Herdecke (1930) – bürgerten sich im Verlauf der Zeit ein und wurden im Handel bald zu feststehenden Begriffen.

Ab den 1920er Jahren wurde es geradezu Mode, Spatengruppen auf diese Weise zu benennen. Es entstanden die so genannten „Wortmarken", von denen die Firma Engstfeld, Bollwerk, 1948 unter dem Emblem „Johanniterspaten" den „Felsen-", den „Basalt-" und den „Granit-Spaten" aufführt. Unter den Wortmarken erscheinen die bekannten Landschafts- und Lokalformen, von denen die Firma Bredt 1910 allein 43 als „Trumpf-

Herkules-Spaten.

Art. 145. Flensburger Spaten.

Nr.	Länge mm	Breite mm	Gewicht Kilogr.
1	280	140/170	1,600
2	285	145/175	1,700
3	290	150/180	1,800

Art. 147. Bremer Spaten.

Nr.	Länge mm	Breite mm	Gewicht Kilogr.
0	250	160/190	1,750
1	260	170/200	1,850
2	270	180/210	1,950
3	280	190/220	2,050
4	290	200/230	2,150

Art. 148. Geestemünd. Spaten.

Nr.	Länge mm	Breite mm	Gewicht Kilogr.
1	275	165/185	1,850
2	285	175/195	1,950
3	295	185/205	2,050

Art. 160. Frankf. Spaten, kl.

Nr.	Länge mm	Breite mm	Gewicht Kilogr
1	250	170/135	1,700
2	260	180/145	1,850
3	270	190/155	1,950
4	280	200/165	2,050
5	290	210/175	2,150
6	300	220/185	2,250



Abb. 17 Angebot von „Herkules"-Spaten, komplett mit Stiel und zwei Griff-Formen. Katalog der Firma Lohmann & Soeding, Witten/Ruhr, 1927



Neuheit!

Kultur - Gärtnerspaten

mit geschlossener Dülle D.R.G.M.

aus **Ia. Federstahl geschmiedet** und Ia. **gehärtet, blank** und **scharf geschliffen** und fein **poliert.**

Größe . . . . . Nr.	3	4	5	6	7
alte . . . . . Nr.	0	1	2	3	4
Gewicht ohne Stiel . . . . . ca. gr.	1125	1250	1375	1500	1625
Blattbreite oben . . . . . ca. mm	170	180	190	200	210
Blattbreite unten . . . . . ca. mm	165	175	185	195	205
Blattlänge . . . . . ca. mm	265	275	285	295	305
mit eschen Krückstiel, 87 cm lang . . RM.	4.05	4.15	4.25	4.35	4.45
mit eschen D - Stiel, 82 cm lang . . . „	4.65	4.75	4.85	4.95	5.05
mit eschen Knopfstiel, 102 cm lang . . „	4.20	4.30	4.40	4.50	4.60

Vorstehende Stiellängen sind die passendsten und gangbarsten.

Längere Stiele kosten für je 5 cm . . . . . RM. 0.05 mehr.

Buchen Stiele kosten . . . . . „ 0.30 weniger.

Nicht poliert, also nur blank und scharf geschliffen, kosten die Kulturspaten . . . . . „ 0.30 weniger.

Mit aufgenietetem Tritt . . . . . „ 0.25 mehr.

Baumschulen- oder Rodespaten, extra stark, kosten . . . . . „ 0.50 mehr.

Rabatt auf Anfrage unter Angabe der benötigten Mengen.

Abb. 18 Eine Neuheit der Firma Joh. Pet. Brune, Schalksmühle: der „Kultur-Gärtnerspaten" mit detaillierten Angaben u.a. zu den Stielen. Beiblatt zum Katalog, 1927

Spaten" anbietet. Eine vergleichbare Gruppierung wählt die Firma J.P. Brune, Schalksmühle, 1927 mit ihrem „Reform-Spaten" sowie mit dem „Kultur-Gärtnerspaten" (D.R.G.M. 74 984 , Abb.18). Die Firma Aug. Krampe, Schalksmühle, brachte den „Normal-Federspaten" auf den Markt, von dem sie 1926 allein 58 Formen herstellte. Diese Namensgebung hatte aber noch nichts mit einer Normung der Spaten zu tun, die erst in den 1930er Jahren begann.[10]

Die Verwendung von Wortmarken oder Spaten-Namen setzt sich bis in die Gegenwart fort. Die Firma Carl Krampe (Nachfolger von Aug. Krampe) führt in ihrem Katalog von 1951 beispielsweise den Namen „Sauerland-Spaten", die Firma Bredt verwendet den Namen „Ruhrspaten", um dessen geogra-

phische Herkunft zu verdeutlichen, nachzulesen in ihrem Katalog von 1958. Mit neuem Namen erscheint der Frauen- oder Damenspaten der Firma Eckardt in deren Katalog von 1958: Er heißt nun „Britta".

Konkurrenzlage

Angesichts der relativ großen Anzahl von Spatenherstellern auf geographisch begrenztem Raum stellt sich die berechtigte Frage nach deren Konkurrenzverhältnis, das gleiche Produktionsprogramme und hohe Stückzahlen voraussetzt.

Überschneidungen

Wie anhand der Kataloge leicht zu ermitteln ist, vertrieben fünf Fabriken – Gebr. Voswinkel (um 1850), Schmidt und Lohmann (1903), Aug. Krampe (1926), Kattwinkel (1933) und Gebr. Winter (1949) – über einen Zeitraum von 100 Jahren hinweg ein Grundsortiment von rund 70 Spatenformen, ohne Nebenformen, Spezial- und Exportspaten, das sich in seiner Art kaum veränderte. Daraus allein ergeben sich jedoch noch keine zuverlässigen Anhaltspunkte für eine ausgeprägte Konkurrenzlage, zumal keine Angaben zu den Produktionszahlen vorliegen. Die Analyse eines kürzeren Zeitraums gibt einen präziseren Einblick in mögliche Angebots-Überschneidungen: 1926/27 führten die Firmen Winkhaus, Carthausen, Klaas, Kreuztal, Lohmann & Soeding, Witten, Schröder, Schalksmühle, und Brune, Schalksmühle, in ihren Katalogen insgesamt 68 Spatenhauptformen, darunter acht Doppelbenennungen. Jede dieser Firmen bot zwischen 28 und 34 dieser Formen an – lediglich sechs Formen wurden von drei Firmen und zwölf von zwei Herstellern parallel vertrieben. Bewusst oder unbewusst haben hiernach zu urteilen die Firmen ihre Sortimente aufeinander abgestimmt. Ernsthafte Überschneidungen in den Angeboten ergaben sich also nicht.

Ausweitung

Unabhängig davon suchten die Hersteller nach Möglichkeiten, um ihren Absatz zu sichern oder gar auszuweiten. Einige von ihnen hielten, neben ihrem mehr oder weniger breit gefächerten Grundangebot, die Herstellung bestimmter Lokalsorten im Westen oder im Osten aufrecht. Ansätze zu einer teilweisen Spezialisierung zeigen sich auch in der Produktion von Gärtner-, Baumrode- beziehungsweise Baumschulspaten (Aug. Krampe 1927) sowie Wiesen-, Rigol-, Drainage- und Torfspaten, die von mehreren Firmen geführt wurden. Vereinzelt sind in den Katalogen – so beispielsweise der Firmen Brune (Abb. 14) und L. Schröder 1927 – Halbfertigwaren anzutreffen, die, wie erwähnt, zur weiteren Verarbeitung an die kleineren Schmieden gingen. Es gab jedoch noch weitere Möglichkeiten, den Absatz von Spaten auszuweiten, wie im Folgenden dargestellt wird.

Export

Zur Ausweitung des Absatzgebietes trug der Export von Spaten bei. Schon den ersten vorliegenden Musterbüchern und Katalogen ist zu entnehmen, dass einige Firmen bestrebt waren, neue Märkte im Ausland zu erschließen.

Europa

Die Firma Voswinkel exportierte um 1850 noch in bescheidenem Umfang. Erst nach der Jahrhundertwende tauchen vermehrt Exportspaten in den Katalogen der Spatenhersteller auf – so beispielsweise bei der Firmen Eckardt & Co (1908), Brune (1927), L. Schröder (1927) und Gebr. Winter (1949). Die außerhalb des untersuchten Kerngebietes angesiedelte Firma J.D. Schmidt und Lohmann führte 1903 ein Sortiment von sechs ausländischen Hauptformen und ihr Katalog erschien viersprachig. Sie belieferte Finnland, Schweden, Dänemark, England, Belgien und Spanien.

Die Firma Eckardt & Co gab 1908 für den Export von Spaten nach Belgien einen Katalog in französischer Sprache heraus. Darin sind unter anderem die bekannten Formen „Brüssel" und „Ostende" vertreten. Die Firma Bredt exportierte laut ihrem Katalog von 1910 Spaten nach Holland, Belgien und in die Schweiz. Die Firma Brune war 1927 ebenfalls auf den Export nach Holland eingestellt, während die Firma Albert Klaas, Kreuztal,

früher Hagen (1927), vor allem Tiroler, österreichische und russische Spaten im Exportgeschäft vertrieb. Über die Exportmärkte der Firma Aug. Krampe sind keine Aussagen möglich: Diese beschränkte sich auf dem Titelblatt ihres Kataloges von 1926 auf den Hinweis „Export" (s. Abb. 7).

Übersee

Eine Zeitlang scheint die Ausfuhr von so genannten „Afrika-Spaten" lohnenswert gewesen zu sein: Die Firma J.D. Schmidt und Lohmann, Remscheid, vertrieb 1903 immerhin 20 entsprechende Formen. Dagegen fällt das Sortiment der Firma Hefendehl 1913 vergleichsweise bescheiden aus: Ihr Katalog für „Colonial-Agricultural Implements" zeigt lediglich ein kleines Sortiment von Afrika-Spaten (Abb. 19). Die Beteiligung westfälischer Spatenhersteller an in- und ausländischen Messen ist ein weiteres Indiz für ihre rege Exporttätigkeit während der Blütezeit landwirtschaftlicher Handgeräte.[11] Ein Blick auf die Kataloge ausländischer Spatenhersteller lässt erkennen, dass diese den deutschen Markt ebenfalls belieferten. Es ist jedoch anzunehmen, dass ihre Lieferungen zur damaligen Zeit für den deutschen Spatenmarkt keine ernsthafte Gefahr darstellten.

Produktionsstätten

In den Katalogen lässt sich über einen Zeitraum von 100 Jahren hinweg ein deutlicher Strukturwandel verfolgen: Die Tendenz zu einer möglichst großen Vielfalt von Produkten wurde allmählich durch den Zwang zur Spezialisierung der Unternehmen abgelöst, die auf verschiedene Weise erfolgte. Am häufigsten war die Einrichtung eines Betriebszweiges, der sich ausschließlich mit der Herstellung von Spaten, Schaufeln und Hacken befasste. Spezialfabriken für diese Geräte entstanden erst später, wobei die Produktion von Schaufeln und Spaten häufig kombiniert wurde.

Spatenabteilungen

Über die große Vielfalt des Spatenangebotes wurde bereits berichtet (s. oben). An dieser Stelle sei daran erinnert, dass sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein umfangreicher Sortimentshandel entwickelt hatte, und dass die Spaten darin ein Artikel unter vielen waren. Dies geht schon aus den Angaben auf den Titelblättern der Firmenkataloge hervor (vgl. Übersicht 1). Die Firma Caspar Harkort, Harkorten, nennt auf dem Titelblatt ihres Kataloges von 1845 beispielsweise eine Produktpalette von „Eisenwaren, Waffen, Spaten und Schaufeln" und auf dem Titelblatt eines Kataloges der Firma Voswinkel, der vermutlich Ende des 19. Jahrhunderts herausgegeben wurde, sind Spaten unter der Firmenbezeichnung nicht einmal genannt. Es heißt dort lediglich „Fabrik für geschmiedete Eisen- und Stahlwaren". Bei den Firmen Hefendehl 1913 und Winkhaus 1926 werden Spaten unter dem Zusatz „Spezialität" beziehungsweise „Besonderheit" angeführt. Die Firmen J.P. Brune und L. Schröder verzeichnen ihre Spaten zwischen mehreren Produkten, die vom Zweck her nichts mit ihnen gemein haben (vgl. Übersicht 1). Erst der Inhalt der Sonderkataloge für Spaten deckt den Sachverhalt auf: Die Spaten kommen aus Gemischtbetrieben mit eigenen Spatenabteilungen. Ihre Stellung und Bedeutung in der Gesamtproduktion lässt sich anhand der Unterlagen im Einzelnen nicht rekonstruieren.

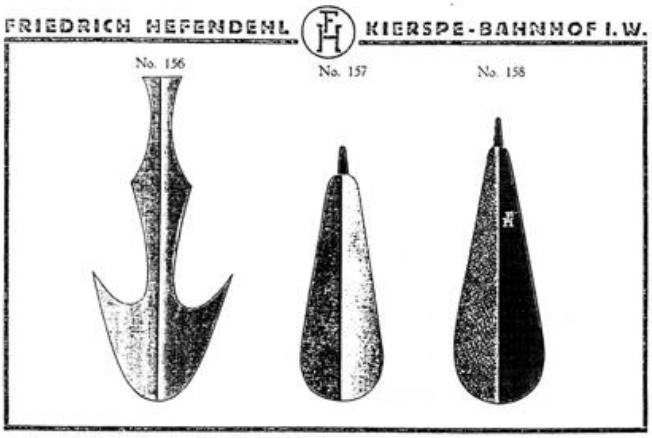


Abb. 19 „Afrika-Spaten" aus dem Musterbuch der Firma Friedrich Hefendahl, Kierspe-Bahnhof, 1913

Spatenfabriken

Den Schritt zur spezialisierten Spaten- und Schaufelfabrik vollzog die Firma Eckardt, Herdecke, offenbar erst nach ihrer Grün-

dung im Jahre 1900. Anfangs setzte sie auf eine größere Produktpalette und nannte sich erst 1930 ausdrücklich „Spaten- und Schaufelwalzwerk". Seit 1927 führte die Firma Hugo Schnöring, Schalksmühle die Bezeichnung „Spezialfabrik für landwirtschaftliche Handgeräte" – ein Novum in der Branche. Sie führte vor allem Hacken, weniger Spaten – im Katalog von 1927 sind lediglich Drainagespaten aufgeführt. Eine Spezialisierung auf die Spatenproduktion – häufig gemeinsam mit der Schaufelproduktion – geht auch aus anderen Firmenkatalogen hervor, so beispielsweise bei der Firma Engstfeld, Bollwerk, die sich in ihrem Katalog von 1948 als „Stahlblech- Schaufel- und Spatenfabrik" bezeichnet oder bei der Firma Gebr. Winter, Oberbrügge, die 1949 „Handgeschmiedete Schaufeln und Spaten" in ihren Katalog aufnimmt.

Mit diesen Quellen lässt sich belegen, dass die Spatenherstellung im Laufe der Zeit von Betrieben mit gemischter Produktpaletten auf spezialisierte Spatenfabriken überging.

Werbung

Zu den Werbemitteln zählen die bereits vorgestellten Firmenzeichen (Abb. 10), die mit der Zeit zu einer Art Markenzeichen wurden. Als Werbeträger wurden sie nicht nur in den Katalogen verwendet sondern auch auf den Spatenblättern oder -stielen angebracht. Doch wie boten die Spatenhersteller ihre Produkte in ihren Katalogen an? Anfangs warben sie mit den Erzeugnissen, also den Spaten selbst, wozu die zum Teil hervorragenden Abbildungen beitrugen. Nach und nach wurden die Geräte jedoch auch näher beschrieben und ihre qualitativen Eigenschaften herausgestellt.

Produktwerbung

In diesem Zusammenhang sollen einige Beispiele genannt werden: Die Firma Aug. Krampe bezeichnete ihre „Normal-Federspaten" (D.R.G.M. No. 6633) 1926 als „Prima handgeschmiedet" und die „vollkommensten Spaten der Neuzeit". Eine solche, heute als marktschreierisch empfundene Anpreisung,



Abb. 20 Auszeichnung der Firma H. Schnöring KG, Schalksmühle. Vorder- und Rückseite der Medaille auf Prospektblatt, 1927

scheint früher gängig gewesen sein, denn auch die Firma J.P. Brune, Schalksmühle, bewirbt ihre Produkte in ähnlichem Duktus. Ihre Werbeversprechen lauten: „Ia handgeschmiedete Schaufeln und Spaten", „Bestes Werkzeug". Ihren – patentamtlich unter der Nr. D.R.G.M. 74984 geschützten – „Kultur-Spaten" bezeichnet sie als „Ia handgeschmiedet, aus bestem Spezialstahl hergestellt" (Abb. 18). Besonders bei neuen Produkten ließen die Spatenhersteller keine Gelegenheit aus, um deren gute Eigenschaften werbewirksam hervorzuheben (Abb. 18).

Messeauszeichnungen

Vermutlich waren es die Exporteure unter den Spatenherstellern, die sich zuerst an in- und ausländischen Messen beteiligten. Die dort errungenen Auszeichnungen eigneten sich besonders gut für Werbezwecke, weshalb sie häufig auf den Titelseiten der Kataloge erwähnt wurden. Die Firma Lohmann & Soeding tat sich hier besonders hervor: Sie brachte es in der Zeit von 1876 bis 1902 auf acht Auszeichnungen ihrer Produkte, von denen sechs im Ausland errungen wurden (s. Abb. 8). Die Firma Eckardt & Co erzielte laut ihrem Katalog von 1908 drei Medaillen auf Messen, davon zwei in Düsseldorf (1902 und 1904) und eine in Brüssel (1906). Hugo Schnöring wurde nach Angaben in seinem Katalog von 1927 mit einer „Medaille für hervorragende Leistungen" ausgezeichnet (Abb. 20).

Preise

Früher erfolgte der Handel mit Spaten in der Regel nach Gewicht und ohne Stiel. „Spaten fertig zum Gebrauch" bilden in den Katalogen zu Anfang des Berichtszeitraumes noch eine kleine Sondergruppe für Berufsgärtner. Während die Firma Harkort 1845 lediglich eine Form des Stielspatens anbietet, offeriert die Firma Voswinkel Ende des 19. Jahrhunderts bereits vier, davon zwei Gärtnerspaten. Um die Jahrhundertwende war der Stielspaten in vielen Formen auf dem Markt, allein die Firma Bredt bot 1899 insgesamt 15 und 1910 33 inländische Hauptformen an. Doch wie lauteten die konkreten Preisangebote und in welcher Weise wurden sie deklariert?

Spaten ohne Stiel wurden üblicherweise zu je 100 Stück nach Größe und Gewicht mit einem Preis ausgezeichnet (Abb. 16). Dies geschah in der in der jeweils gültigen Landeswährung, die von den Firmen extra erwähnt wurde. So heißt es bei der Firma Brune in einem undatierten Blatt einer Katalogbeigabe: „Die Preise verstehen sich pro 100 Stück in Goldmark (1 Dollar = 4,20 Goldmark)" oder bei J. P. Brune o. J., Wilh. Kattwinkel im Jahre 1933: „Die Preise verstehen sich in Reichsmark", der Umrechnungskurs ist „gemäß § 3 des Münzgesetzes vom 30. August 1924" mit „1 Reichsmark = 1/2790 kg Feingold" angegeben (Abb. 3, Ziff. 1).

Spatenblätter

Leichte Schmiedespaten (Spatenblätter) von 60 kg pro 100 Stück kosteten bei der Firma Hefendehl 1913 100 Mark, schwere Spaten von 200 kg pro 100 Stück wurden mit 158 Mark veranschlagt (Abb. 16). Höhere Preise sind für Gussstahlgeräte und für verstählte Spatenblätter ausgewiesen. Für eine zusätzliche, meist äußerliche Bearbeitung wie Schleifen und Polieren gab es ebenfalls Aufpreise. Die Preise für Halbfertigware sind – wie zu erwarten – niedriger als für Fertigware. Um nicht für jede Spatenform Einzelpreise anführen zu müssen, ging die Firma Hefendehl, Kierspe, 1913 – wie später auch andere Firmen – dazu über, Preisgruppen zu je zwei bis 21 Formen zu bilden. Ebenso verfuhr die Firma L. Schröder, Schalksmühle, in ihrem Katalog von 1927.

Die zu den Spatenblättern passenden Stiele wurden gesondert geliefert. Aus dem Katalog der Firma Wilh. Kattwinkel, Brügge, vom Februar 1933 geht hervor warum die Preise für Stiele differierten: Sie wurden aus Holzarten mit unterschiedlichem Marktwert gefertigt – hauptsächlich aus Esche oder Buche aber auch aus Weide. Die Stiele waren entsprechend den Kundenwünschen geformt und mit einem Knopf-, einem T- oder einem D-Griff versehen. Außerdem wurden verschiedene Stiellängen angeboten.

Die Preise der Stiele lassen sich meist nur indirekt nach den angegebenen Preisen für die kompletten Spaten ermitteln. Sie betrugen je nach Ausführung 1926 bei der Firma Aug. Krampe, Schalksmühle, für einen Meter Stiellänge 0,65 Mark (Buche) und 1,25 Mark (Esche).

Stielspaten

Alle greifbaren, vor 1900 herausgegebenen Kataloge verzeichnen keine Preise für Stielspaten, selbst später sind diese häufig nicht angegeben (Abb. 17). Anfangs wurden Stielspaten einzeln, später in 10er oder 12er Gebinden gehandelt, weshalb davon auszugehen ist, dass sich das Angebot an Grossisten richtete. Die oben angegebene Firma beziffert die Preise für einen Stielspaten, je nach Material und Ausführung, im Jahre 1926 mit 4,05 bis 5,45 Mark. Wiederholt ist in den Katalogen von Nettopreisen die Rede, aber auch von Mengenrabatten, die zwischen 10 Prozent bei der Firma Klaas, Kreuztal, (1926) und 25 bis 32 Prozent bei der Firma L. Schröder, Schalksmühle, (1950/51) variieren.

Versand

Für den Versand wurden die losen Spatenblätter in Draht verpackt, wobei die Verpackung nicht berechnet wurde. 1927 heißt es hierzu in den Lieferbedingungen der Firma J.P. Brune: „Die Preise verstehen sich freibleibend, frei Bahnhof Schalksmühle". Die Firma C.A. Winkhaus gibt 1926 in ihrem Katalog an: „Die Preise verstehen sich ab Werk Carthausen ohne Verbindlichkeit" – unverbindliche Preisangaben verschafften dem Spatenproduzenten die Möglichkeit zur Preisänderung.

Mittels der vorhandenen Firmenangaben lassen sich keine Preisvergleiche anstellen. Dazu wäre eine einheitliche Klassifizierung der Spaten für den Handel erforderlich. Nur die Fachhändler konnten sich vermutlich in dem Gewirr von Typen, Formen, Sorten, Marken, Modellen und Mustern zurechtfinden.

Ausklang

Die große Zeit der Spaten und damit auch der Spatenindustrie ist vorüber. So achtlos wie in der Vergangenheit abgenutzte Handgeräte „entsorgt" wurden ging auch die Geschichte bis zur Wiederentdeckung einiger erhaltener Exemplare über sie hinweg. In musealen Sammlungen stellen sie als stumme Zeugen vergessener harter Handarbeit etliche Fragen an den Betrachter. Die überlieferten Musterbücher, Preislisten und Kataloge der Spatenhersteller können dazu beitragen, diese zu beantworten, auch wenn ihr Informationsgehalt noch längst nicht ausgeschöpft ist. Bei Weitem nicht alle Spatenfabriken in Westfalen sind bisher erfasst, wie die Untersuchungen zu dem vorliegenden Beitrag ergaben. Die zitierten Unterlagen bieten einen anschaulichen Einblick in die früher existierende Spatenvielfalt sowie in den Wandel der Fertigungstechnik, der Firmenentwicklung und damit in einen speziellen Sektor der westfälischen Industriegeschichte.

Anmerkungen

1 Vgl. Rolf Dieter Kohl: Das Drahtgewerbe in Altena (1780–1820). In: Mein Feld ist die Welt. Musterbücher und Kataloge 784–1914. Dortmund 1984, S. 97-100.

2 Vgl. Sidney Pollard: Die europäische Industrialisierung. In: Mein Feld ist die Welt, wie Anm. 1, S. 17-22.

3 Ernst Voye: Geschichte der Industrie im Märkischen Sauerlande. Kreis Altena. Bd. 2. Hagen 1910.

4 Vgl. Hinrich Siuts: Musterbücher und Firmenarchivalien als Quelle für die bäuerliche und handwerkliche Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert. In: Mein Feld ist die Welt, wie Anm. 1, S. 61-65.

5 Vgl. Karl Heinrich Kaufhold: Das Metallgewerbe der Grafschaft Mark im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Vortragsreihe der Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte e.V. Dortmund 1976. Die technische Entwicklung speziell der Spatenanfertigung wird in einem Film des IWF Göttingen 1988 veranschaulicht: „Spatenherstellung im Wesertal – Vom Wandel eines traditionellen Handwerkes."

6 Die Briefköpfe der Firmen sind im Gegensatz zu den Katalogtiteln zumeist mit einer Fabrikansicht versehen, vgl. Hans Hermann Stopsack/Ulrich Biroth: Köpfchen zeigen – Firmenbriefköpfe aus dem Märkischen Sauerland. Altena 1997.

7 Vgl. Hinrich Siuts: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930. Münster 1982.

8 Unter Spatenformen sind in erster Linie die unterschiedlichsten Blattformen zu verstehen, die in Haupt- und Nebenformen eingeteilt werden. Als Hauptform gilt die landschaftlich bzw. örtlich dominierende typische Form, z.B. das Blatt mit kantiger Schneide, als Nebenform dazu die runde oder die spitze Schneide. Jede noch so kleine Abweichung, z.B. im Blatt- oder in der Stielbefestigung, stellt bereits eine weitere Nebenform dar (vgl. hierzu Übersicht 2).

9 Die Vielfalt der Spatenformen ist am besten aus ihrer Geschichte zu erklären, vgl. dazu: Friedrich Stockey: Spath – Grabscheit – Schore. Aus der Vergangenheit des Spatens. Emmelshausen 1994.

10 S. dazu Stockey 1994, wie Anm. 9.

11 Vgl. hierzu den Abschnitt „Messeauszeichnungen".

Markus Kamps

Der Kunstbesitz der Familie von Galen – Schicksal und Zerstreuung

Die Sachkultur des Adels war lange Jahre ein eher nachrangig behandeltes Sammelgebiet im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. Für die seit der Gründung des Museums – neben der Sammlung von Gebäudeexponaten – gleichrangig aufgebaute volkskundliche Sachgutsammlung wurden Objekte der gehobenen Sachkultur so gut wie nicht erworben. „Gesammelt wurde nach dem in den 50er Jahren gültigen traditionellen ‚volkskundlichen Kanon' Möbel, Keramik, Herdgerät, Geräte zur Textilherstellung und -bearbeitung, Haus-, Arbeits-, und Transportgerät."[1] Wenn dennoch bereits sehr früh Objekte des wohlhabenden städtischen Bürgertums, beispielsweise in Form früher Zinnkannen des 17. Jahrhunderts, in die Museumssammlung gelangten,[2] so geschah dies meist aufgrund der noch wenig differenzierten Annahme, dass Zinn zu den in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Verhältnissen beheimateten Objektgruppen zähle. Vor dem zitierten Hintergrund verständlich, doch aus heutiger Sicht umso bedauerlicher wenn man weiß, dass gutes Zinn in diesen Zeiten fast zu Preisen gehandelt wurde, die damals hiesige Silberobjekte mittlerer Qualität erzielten. Die „Missachtung" gehobener Objekte erklärt sich auch daraus, dass für solche Stücke das Westfälische Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster und das Museum für Kulturgeschichte in Dortmund als zuständig galten, und solche Sammlungsobjekte dort auch in großer Zahl erworben wurden.

Beispielsweise erwarb das Freilichtmuseum 1962, als man aus dem bei Havixbeck gelegenen klassizistischen Schloss Haus Stapel feinste Furniermöbel und vergoldete französische Bronzearbeiten veräußerte, aus diesem Bestand „2 Messing-Lichtputzscheeren, 1 Ebenholz-Tintenfaß, 1 Ebenholz-Sandstreuer sowie verschiedene Spinngeräte, 1 Lampe und 1 Pflanzholz und einige Monate später, noch im selben Jahr, 1 eisernen Wendebaum, 1 Eisenofen, 1 Klapper."[3]

Für Detmold wurde wenige Jahre später, 1968, der Schönhof aus Wiedenbrück gewonnen, der am historischen Standort einem Straßenausbau im Weg war. Sein Wiederaufbau im Museum 1973 bis 1975 markiert eine gewisse Wende im Umgang mit der Sachkultur elitärer Bevölkerungsschichten. Der mit reichen klassizistischen Saalmalereien ausgestattete Sitz einer Familie der Beamtenaristokratie erforderte zur zeitgenössischen Einrichtung in den späten 1970er Jahren neben den originalen Beständen an Gemälden und Eichen-Mobiliar auch Nachkäufe an Intarsienmöbeln aus der Familie und weiteren Stellen.[4] Die schon damals erweiterten Museumsplanungen umfassten auch die Übernahme eines umgräfteten Adelssitzes; geplant war die Übernahme von Haus Aussel bei Wiedenbrück. Das Museum verzichtete jedoch zugunsten der in-situ-Bewahrung. Leider war bereits Jahre zuvor, aus verschiedenen traurigen Gründen, die Übernahme des um 1750 in verputztem Fachwerk errichteten Herrenhauses Brockhausen, Landkreis Soest, in das Museum gescheitert, so dass 1961 vom Denkmalamt „die Abbruchgenehmigung für das völlig verwahrloste Gebäude" erteilt wurde.[5] Ob wandfeste Ausstattungsteile damals in das Freilichtmuseum übernommen wurden, ist noch zu überprüfen. Immerhin konnte vor dem endgültigen Abbruch 1970 der Deckenstuck für die Rekonstruktion des münsterischen Erbdrostenhofes übernommen werden.[6] Im Freilichtmuseum änderten sich in dieser Zeit, „seit der Mitte der 70er Jahre [...] die Leitideen beim Sammeln, die sich nun an der Alltagsgeschichte breitester Bevölkerungsschichten in Westfalen ausrichteten [...]."[7]

Erwerbungen von Sachkultur aus Adelsbesitz in größerem Umfang und mit bewusster Zielorientierung werden in Detmold vor allem seit den 1990er Jahren getätigt. Hier markiert sicherlich die Insolvenz des von Kettelerschen Schlossgutes Schwarzenraben 1994/95 einen Wendepunkt. Die umfangreichen und qualitätvollen Bestände wurden damals unter anderem in mehreren Auktionen des Auktionshauses Sotheby's öffentlich versteigert.[8] Damals taten sich westfälische Museen zusammen um in einer „konzertierten Aktion" Objekte zu erwerben und im Lande zu halten. Das Detmolder Freilichtmuseum konnte damals ein bislang nur einmal bekanntes Porzellanbutterfässchen des 18. Jahrhunderts der Fürstenberger Manufaktur und eine reich verzierte Standuhr mit einem 1731 datierten Werk des Coesfelder Meisters Andreas von Haussem erwerben.[9] Die Umstände der Schlossinsolvenz, das deutliche Entgegenkommen und das Interesse von Mitgliedern der Familie von Ketteler, das Zusammenwirken von Museumsleitern und -kuratoren, führten insgesamt zu einer Enttabuisierung des Themas „Verkäufe aus Adelsbesitz in Westfalen".[10]

Die damals in Schwarzenraben auf dem Schlossdachboden aufgefundenen Bergungskisten der Kriegsauslagerung von 1943 führten endlich auch zu der Gewissheit, dass 1943 münsterische Adelshöfe von Kunstgut geräumt worden waren. So wurde die Erkenntnis gewonnen, dass hier vieles erhalten geblieben und nicht der Zerstörung anheim gefallen war.[11] Vor allem war es plötzlich möglich geworden, dieses Thema überhaupt anzusprechen und in die noch immer ein wenig „ummauerte" Welt des Adels durchzudringen. Eine zweite konzertierte Aktion westfälischer Museen galt der Glassammlung der Hinnenburg, bei der das Detmolder Museum sich circa 25 Gläser sichern konnte (vgl. den Kurzbericht von Maya Zumdick in diesem Band).

Noch immer aber tut man sich in den beiden großen kunst- und kulturhistorischen Museen Westfalens, Münster und Dortmund, aber auch in kleineren Museen der Region mit der Offenlegung adeliger Provenienzen schwer, obwohl ungemein viele Objekte aus adeligem Besitz stammen. Nachvollziehbar im Fall von jüngeren Erwerbungen, jedoch wenig verständlich im Fall von längst verjährten Verkäufen. So war es vor Jahren noch unmöglich, der durch Zufallsfunde und freundliche Insiderinformationen bekannt gewordenen Rettungsgeschichte der Möbel aus dem münsterischen Residenzschloss nachzugehen, da die hierfür zuständige Kuratorin nur zu der Aussage zu bewegen war: „der westfälische Adel hat im 18. Jahrhundert auf Strohsäcken geschlafen".[12] Dies ist ein Beispiel dafür, wie wissenschaftliche Forschung und Nachwuchsförderung durch Kuratoren blockiert wurde, die öffentliches Sammlungsgut quasi als „privates Forschungsmaterial" betrachteten. In diesem Fall ermöglichte später Direktor Professor Dr. Klaus Bußmann den Zugang zu Depots und Inventarakten, die reiche, überraschende und überdies viel beachtete Ergebnisse erbrachten.[13] Wenn noch heute bedeutende Bestände adeliger Sachkultur Westfalens außer Landes gehen, so nicht nur aufgrund fehlender Finanzen, sondern vor allem auch in Ermangelung eines sinnvollen Unterbringungsortes. Deutlich wird hier immer wieder das Fehlen eines großen Schlossmuseums für Westfalen, beziehungsweise einer Schlösserstiftung mit gebündelten Kompetenzen in den Bereichen Sachkulturüberlieferung, Bau- und Gartendenkmalpflege.

Das Westfälische Freilichtmuseum Detmold hat in den letzten Jahren mit großem Engagement begonnen, den lange auch wissenschaftlich vernachlässigten Bereich der höherwertigen Sachkulturüberlieferung zu dokumentieren und zu erforschen. So erschienen die Kataloge: „Die Zeit vor Augen. Standuhren in Westfalen" (1998), „Goldene Zeiten. Sauerländer Wirtschaftsbürger vom 17. bis 19. Jahrhundert" (2001) und zuletzt „Feine Möbel aus Westfalen. Die Manufaktur des Rietberger Hofmalers Philipp Ferdinand Ludwig Bartscher (1749 bis 1823)" im Jahre 2003.[14] Das Niedersächsische Freilichtmuseum in Cloppenburg leistete mit der Ausstellung „Adel auf dem Lande" im Jahr 2004 einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der „Kultur und Herrschaft des Adels zwischen Weser und Ems" vom „16. bis 18. Jahrhun-

dert".[15] Für die nächsten Jahrzehnte warten noch viele spannende Themenkomplexe auf Bearbeitung und Veröffentlichung.

Der Kunstbesitz der Familie von Galen Schicksal und Zerstreuung

„Es ist nicht mein Verdienst, sondern Gottes Fügung, und es liegt mir fern, mir darauf etwas einzubilden, dass ich einer Familie des westfälischen Uradels entstamme. Aber es ist eine Tatsache, dass nach urkundlichem Beweis meine Vorfahren, Männer meines Namens und meines Geschlechtes, deren Blut in meinen Adern rollt, seit mehr als siebenhundert Jahren hier in Westfalen, im Münsterland, an der Lippe, ihren Erbsitz gehabt haben."[16] Diese Worte des münsterischens Bischofs und Kardinals Clemens August Graf von Galen aus dem Jahre 1937 mögen deutlich machen, mit welchem Stolz selbst den bescheidenen und wohltätigen Kirchenmann seine uradelige Herkunft erfüllte.

Wenige Jahrzehnte und kaum mehr als zwei Generationen später sind alle Güter und Familiensitze der Stammlinie in Fremdbesitz, der Kunstbesitz fast vollständig veräußert. Um den Grad des Verlustes und der Zerstreuung eines in Jahrhunderten gesammelten und erworbenen Besitzes nachvollziehen zu können, sei ein knapper Einblick in die Familiengeschichte vorangestellt.

Familiengeschichte in Auszügen

Am 26. März 1641 ernannte der Münsteraner Fürstbischof Ferdinand I. den Ritter Heinrich von Galen zum Drosten des Amtes Vechta. Dieser nahm Wohnsitz auf der Burg Dinklage, die Eigentum der Familie von Ledebur war. 1650 wurde der Bruder Heinrichs, der Domherr Christoph Bernhard (1606–1678) zum Fürstbischof von Münster gewählt.[17] Durch diese beiden Brüder wurde der rasche Aufstieg der Familie von Galen begründet. Sie verkauften die von ihrem verbannten Vater Dietrich (um 1568–1645) ererbten Güter in Kurland und erwarben 1653 das große Gut Assen bei Lippborg aus dem Besitz der Familie von Heiden.[18] Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen ernannte schließlich am 2. Januar 1663 seinen Neffen Franz Wilhelm (1647–1716), den ältesten Sohn seines Bruders Heinrich, zum Erbkämmerer des Fürstbistums Münster.

Kaiser Leopold I. (1658–1705) erhob am 20. Juli 1665 die Familie von Galen in den Reichsfreiherrenstand, und erteilte am 13. Januar 1670 die Erlaubnis zur Wappenvermehrung. Von da an war das Wappen quadriert: Im linken oberen und im rechten unteren Feld befinden sich die drei Wolfsangeln, im rechten oberen und linken unteren weist ein Schlüssel, mit dem Bart nach oben, auf die Erbkämmererwürde hin. 1671 schließlich übertrug der Fürstbischof seinem Neffen alle Dinklager Güter, doch führten Prozesse mit der Familie von Ledebur dazu, dass die Burg Dinklage, juristisch gesehen, erst um 1800 in den Besitz der Familie von Galen überging. Heinrich nahm am 25. September 1671 eine Teilung seiner Güter vor: Sein Sohn Franz Wilhelm erbte Dinklage sowie Bisping, Romberg und Ottenstein, Heinrich selbst blieb in Assen, wo er 1694 verstarb.

Haus Assen fiel nach dem Tod Heinrichs an seinen Sohn Christoph Heinrich (1662–1731), dem von Kaiser Leopold I. 1702 die Reichsgrafenwürde verliehen wurde; er war kaiserlicher Hofrat in Wien. Da er kinderlos blieb, verkaufte er das Gut Assen 1710 seinem jüngsten Bruder Karl Anton (†1752). Seit 1747 schon war dessen einziger Sohn Franz Arnold Besitzer des Hauses, der jedoch schon 1749 verstarb. Sein Sohn Clemens August übernahm das Gut, verzog jedoch nach Wien wo er um 1800 verstarb. Sein Sohn Karl Anton (II.) verzichtete am 12. September 1811 auf Assen zugunsten seines Vetters Clemens August auf Dinklage, so dass die Güter wieder vereint waren. 1818 verzichtete er zudem gegen 7.000 Taler auf alle Ansprüche, betreffend das Erbkämmereramt. Mit seinem Tod 1826 erlosch die Linie.

Von großer Bedeutung für den Kunstbesitz der Familie war insbesondere der am 19. Februar 1732 zum Domdechanten gewählte Friedrich Christian Josef von Galen (1698–1748). Der kunstsinnige Geistliche hatte sich 1725 das Landgut Friedrichsburg vor den Toren der Stadt erbauen lassen und es später seinem Bruder, dem Amtsdrosten Wilhelm Ferdinand von Galen (1690–1769) ver-

erbt, der dort während seiner Aufenthalte in Münster lebte, bis er 1756 den Stadthof am Neuplatz erwerben konnte.

Mit der Säkularisierung des Fürstbistums Münster 1803 erlosch auch das Amt des Drosten von Vechta. Zur „Entschädigung" erhielt Clemens August von Galen für sich und seine Nachkommen vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. die Grafenwürde. Clemens August von Galen, der beide Güter wieder vereint hatte, starb 1820, sein ältester Sohn Matthias (1800–1880) ehelichte 1825 Anna von Ketteler, eine Schwester des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel (1811–1877). Von den dreizehn Kindern dieser Ehe erbte Ferdinand von Galen die Güter, er heiratete 1861 Elisabeth Reichsgräfin von Spee. Aus der Ehe gingen dreizehn Kinder hervor, unter ihnen der spätere Bischof von Münster, Kardinal Clemens August. Das Erbe erhielt Friedrich von Galen, der 1918 fiel. Aus seiner Ehe mit Paula von Wendt stammte nur eine Tochter, die Ordensfrau wurde. So fiel der Besitz an den ältesten Sohn von Friedrichs Bruder Augustinus (1866–1912), Christoph Bernhard (1907–2002).[19] Dieser wiederum vererbte schon zu Lebzeiten den Gesamtbesitz an seinen Sohn Ferdinand, der den kompletten Besitz jedoch 1984 in den Verwicklungen einer der größten deutschen Bankenpleiten der Nachkriegszeit verlor.

Eine einschneidende Zäsur

Der Zusammenbruch des Bankhauses Schröder, Münchmeyer, Hengst & Co. war für die Familie von Galen insofern von existentieller Bedeutung, als der Erbe, Ferdinand von Galen (*14.10.1935) mit Anita Hengst, der Tochter des Offenbacher Privatbankiers Friedrich Hengst verheiratet war und als persönlich haftender Gesellschafter agierte. Er führte das Bankhaus und war seinerzeit Präsident der Frankfurter Wertpapierbörse. In den Verwicklungen des Zusammenbruchs, ausgelöst durch die Insolvenz des Baumaschinenkonzerns IBH Holding, haftete Ferdinand von Galen mit seinem gesamten Erbbesitz, umfassend vor allem den Grundbesitz mit den verbliebenen Häusern der Familie in Westfalen und Niedersachsen. Ausdrücklich erwähnt sei, dass der mobile Besitz hiervon nicht betroffen war, da er im Besitz des Vaters, Graf Christoph Bernhard verblieben war. Durch dessen finanziellen Einsatz war es schließlich möglich, Haus Assen zurückzukaufen.

Ferdinand von Galen verlegte 1990 seinen Lebensschwerpunkt in die USA nach Arizona, wo die Familie schon vor der Insolvenz einen größeren Vermögensrückhalt aufgebaut hatte. Anlässlich seines 65. Geburtstages engagierte er im Jahr 2000 die bekannte Agentur Hunzinger Public Relations, um in Deutschland nicht ganz „verloren zu gehen". In diesem Zusammenhang ließ er auch gegenüber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 13. September 2000 seinen Vermögensstand mit umgerechnet circa 180 Millionen Deutschen Mark angeben.[20] Ein geschickter Schachzug seinerseits wäre sicherlich die Gründung einer Stiftung zum Erhalt von Schlössern und Gärten gewesen, ein Vorschlag, den man ihm auch ohne Beratung durch eine immens teure PR-Agentur gerne unterbreitet hätte.

Zum Kunstbesitz der Familie

Der Kunstbesitz der Familie setzte sich aus den seit Jahrhunderten in den verschiedenen Häusern zusammengekommenen und aus dem Besitz der Domherren und Bischöfe ererbten Objekte zusammen. Zu dem von der Familie zu verschiedenen Zeiten bewohnten Häusern zählten vor allem Burg Dinklage, Haus Assen, Haus Bisping, der im Krieg zerstörte münsterische Stadthof am Neuplatz und das vor den Toren Münsters gelegene Sommerhaus des Domdechanten Friedrich Christian von Galen, die so genannte Friedrichsburg. Darüber hinaus gelangte persönliches Inventar und persönlicher Besitz aus der vom Domdechanten erbauten Kurie am Domplatz in Münster (heutiger Bischöflicher Hof) sowie Stücke aus dem Besitz der Geistlichen und Bischöfe an die Familie. Das aus all diesen Häusern stammende und vererbte Inventar war in den letzten Jahrzehnten vor allem auf der Burg Dinklage und dem letzten Familiensitz, Haus Assen, zusammengezogen worden, wohin die Familie 1943 aus Münster geflüchtet war.

Eine weitergehende Erforschung des Besitzes anhand alter Inventare und Rechnungsbelege im Familienarchiv ist möglich und in

Ansätzen bereits erfolgt. Der Landeshistoriker des Westfälischen Landesmuseums, Dr. Gerd Dethlefs, bereitet hierzu eine umfangreiche Publikation vor.[21]

Die Evakuierung des Galenschen Hofes am Hindenburgplatz in Münster 1943[22]

Um nur ein kurzes Schlaglicht auf die Wechselfälle zu werfen, denen der ererbte Kunstbesitz immer wieder ausgesetzt war, sei ein kurzer Bericht über die Evakuierung des Galenschen Stadthofes in Münster 1943 eingefügt, zumal die Auslagerung damals die wichtigsten bis heute überkommenen Bestände des familiären Kunstbesitzes vor der endgültigen Zerstörung im Bombenkrieg rettete. Die Evakuierung der Ausstattung des großen Galenschen Hofes am Hindenburgplatz[23] war drei oder vier Wochen vor dem schweren Angriff auf die Stadt Münster am 10. Oktober 1943 erfolgt. Mehrere Tage lang wurden die wertvollsten Objekte der Ausstattung in Kisten verpackt (im Sommer 1943 hatte der Landeskonservator 1.500 Holzkisten aus Österreich erhalten, die auch an private Eigentümer abgegeben wurden).[24] Der Hof diente seinerzeit als Witwensitz der Gräfin Paula von Galen und wurde von ihr bewohnt. Dem Familienoberhaupt, Christoph Bernhard von Galen, wie auch der alten Gräfin, seiner Tante, war an der Bergung der wertvollen Familienerbstücke gelegen. Die Gräfin selbst, die sich in dem geräumten Hof heimlich ein Zimmer eingerichtet hatte, konnte jedoch nur schwer veranlasst werden, Münster und den Hof zu verlassen. Sie tat dies nur auf Wunsch ihres Bruders, des Bischofs Clemens August, der seinen Neffen Christoph Bernhard gebeten hatte, die alte Gräfin aus Münster fortzubringen: – „So hätte er selbst eine Sorge weniger." Zurückgelassen werden mussten damals vor allem das gesamte historistische Mobiliar, wie Betten, ein großer Doppelsekretär und vieles mehr.

Max Geisberg erwähnt in seinem knappen Inventar[25] des Hofes zwei zweibeinige schön geschnitzte Rokokokonsoltische mit rotbräunlichen Marmorplatten und je einen großen Spiegel (damals weiß lackiert). An Gemälden werden das Bildnis des Fürstbischofs von Galen (um 1670/72, 188 x 251 cm) von Wolfgang Heimbach, zwei Gemälde mit der symbolischen Darstellung des Erbkämmereramtes (165 x 170cm)[26] sowie 15 farbige Schabkunstblätter von Lasinio und anderen erwähnt. Gerettet wurden auch alle Familienporträts von der Hand des Malers Johann Christoph Rincklake, Porträtpastelle des Malers Monpeur (um 1770/80), Kommoden, Schränke, Uhren (Standuhr des münsterischen Meisters Andreas von Haussem von 1732), Silber des Domherren Friedrich Christian, Gebrauchszinn, die Bibliothek in größeren Teilen, Archivalien und vieles mehr. Eine Tapisserienfolge mit Waldszenen (signiert I. de Tombe) war schon in den 1930er Jahren vom Hausherrn Christoph Bernhard auf dem Dachboden des Stadthofes aufgefunden und nach einer Restaurierung zum Haus Assen verbracht worden. Die gesamten Gegenstände wurden von Pächtern aus Rinkerode mit Pferden und Leiterwagen sowie mit dem Auto des Grafen und einem Anhänger nach Assen verbracht. Nur wenige Wochen später, am 10. Oktober 1943 trafen zwei Brandbomben den Galenschen Hof. Das Herrenhaus brannte bis auf die Umfassungsmauern vollständig aus. Die gesicherte Ruine wurde 1963 abgebrochen, der Seitenflügel an der Wilmergasse wurde wiederhergestellt und beherbergt heute Universitätseinrichtungen.

Schicksal der Bestände im Einzelnen

Wann die ersten Verkäufe von Kunstbesitz aus dem Familienerbe erfolgten, konnte bislang nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Bekannt ist lediglich, dass Graf Christoph Bernhard in unregelmäßigen Abständen Stücke veräußerte, allerdings auch wiederum Zukäufe tätigte (einige Gemälde, eine Münzsammlung und Grafik zum Fürstbischof Christoph Bernhard). Bekannt wurde dieser Umstand, als der Graf im Stadtmuseum Münster einen damals von einer Kölner Händlerin erworbenen Reisekoffer mit Reiseservice (frühes 19. Jahrhundert) wieder erkannte, den er – anonym – zur Auktion eingeliefert hatte. Das Stadtmuseum hatte den Koffer seinerzeit erworben weil er mehrere Teile klassizistischen Silbers eines münsterischen Meisters enthielt, somit in Münster zusammengestellt worden war. In diesem Zusammenhang gab er an, schon früher Einzelstücke verkauft zu haben.

Seinerzeit sagte er zu, im Fall weiterer Verkaufserwägungen zuerst an das Museum heranzutreten, um für sich einen höheren Erlös und für das Museum niedrigere Kaufpreise erzielen zu können, indem Auktionsgebühren und drastische Händleraufschläge gespart und die preislichen Synergieeffekte geteilt würden – leider kam er dieser Zusage nicht nach.

In diesem Zusammenhang mag von Interesse sein, dass der Verfasser im Juli 1996 vom Grafen einige Kopien aus einem Inventar- und Schätzverzeichnis des Auktionshauses Christie's erhielt. Dieses verzeichnet detailliert die auf Haus Assen befindlichen Kunstschätze der Familie und nennt Richtpreise in Form von Schätzungen. Solche Inventare, gratis angefertigt und auch für Versicherungen zu nutzen, gehören mittlerweile zum Standardrepertoire der großen Auktionshäuser und existieren für eine Reihe westfälischer Herrenhäuser. Wer hingegen als Denkmalpfleger oder Museumsmann ähnlich umfangreiche Einsichten in den Kunstbesitz der Adelsfamilien zu erlangen sucht, läuft häufig gegen Betonmauern, zumal unabhängiger fachlicher Rat, beziehungsweise wohlmeinende Ratschläge, zumeist wenig willkommen sind. Nicht umsonst haben die großen Auktionshäuser ihr „adeliges Personal" in den letzten Jahren deutlich aufgestockt, um von „Gleich zu Gleich" in einem deutlich einfacher zu erlangenden Vertrauensverhältnis sprechen und verhandeln zu können – Adelsauktionen gehören mittlerweile zu den Erfolgsauktionen der Branche.

Auktion 1996, Christie's Amsterdam: Silberbestände[27]

Umfangreichere Bestände des galenschen Kunstbesitzes kamen – soweit nachweisbar – erstmals in Amsterdam am 26. November 1996 zum Aufruf.[28] Unter den Beständen, die als „The Property of a German Nobleman" angeboten wurden, verbargen sich Objekte mit den Provenienzen des Herzogs von Croy (Nr. 40), der Erbsälzerfamilie von Papen-Lohe (Nr. 361-365, 371) und größere Mengen, die Graf Christoph Bernhard von Galen eingeliefert hatte. Da die Herkunft der Objekte bewusst verschwiegen worden war, gelang eine eindeutige Identifizierung erst zu spät. Diese erfolgte durch die im Katalog abgebildeten Samoware Nr. 162 und Nr. 395, die der Verfasser noch 1996 im großen Saal auf Haus Assen hatte fotografieren dürfen. So fügten sich nach und nach einige Stücke aus galenschem Besitz zusammen.

Summarisch genannt seien die Stücke des 19. Jahrhunderts: Nr. 83; 84; 109; 150 und 175A.

Mit dem Silber des 18. Jahrhunderts – zumeist durch bekrönte Initialen zu identifizieren – wurde ein wohl ursprünglich für die Neueinrichtung des münsterischen Stadthofes angekaufter Tafelsilberbestand verstreut. Hier sind zu nennen:

Nr. 105: Sechs Kerzenleuchter, Witwe Johann Balthasar Heckenhauer, Augsburg 1781–1786, 25 cm hoch, Schätzung 14–18.000 Gulden.

Nr. 162: Ein silberner Samowar, Christian Drentwett II, Augsburg 1769, 41 cm hoch, 2960 Gramm, Schätzpreis 10–15.000 Gulden.

Nr. 166: Zwei Süßigkeiten-Schälchen, Bernhard Wilhelm Budde, Münster um 1770, 15 cm lang, 278 Gramm, Schätzpreis 4.500–5.500 Gulden.

Nr. 343: Zwölf Kerzenleuchter, Bernhard Wilhelm Budde, Münster um 1765, 20 cm hoch, Schätzpreis 25–35.000 Gulden.

Nr. 395: Ein silberner Samowar, Franz Joseph Dieninck, um 1765, Unterteil später, ungemarkt, 38 cm hoch, 3190 Gramm, Schätzpreis 4-5.000 Gulden.

Nr. 407: Zwei identische kleine Zimmerkerzenleuchter mit runden Schalen, einer Georg Andreas Sedelmayr, Augsburg 1731–1733, der andere Gottfried Storp III., um 1750, 10 cm Durchmesser, Schätzpreis 2.500–3.500 Gulden.

Nr. 457: Zwei Suppenterrinen mit Tablett, Bernhard Wilhelm Budde, um 1765, 40 cm lang, Platten 44 cm, Schätzpreis 50–70.000 Gulden.

Nr. 480: Eine Wöchnerinnenschüssel, Bernhard Wilhelm Budde, Münster um 1765, 22 cm Durchmesser, 472 Gramm, Schätzpreis 7–10.000 Gulden.

Möglicherweise auch die drei Rasierbecken Nr. 172–174, Gustav Friedrich Gerich, Augsburg, 1771–1773.

Auktion 1997, Christie's Amsterdam: zwei Gemälde[29]

In der Auktion vom 19. und 20. Februar 1997 gelangten zwei Gemälde zum Aufruf. Sie gehörten zu einer Serie von Tierdarstellungen, von denen einige laut Quittungen im galenschen Archiv vom Domdechanten Friedrich Christian von Galen bei dem münsterischen Maler Johann Anton Kappers in Auftrag gegeben worden waren.

Nr. 40: 1744 datiertes Vogelbild, zugeschrieben Johann Anton Kappers, beschriftet: „Ao 1744 ist dieser frembden Vogel zur Borgch geschossen", Öl auf Leinwand, 54 x 40 cm, Schätzpreis 1.000–1.500 Gulden.[30]

Nr. 42: Hängende tote Ente, zugeschrieben Johan Anton Kappers, beschriftet: „geschoßen Ao 1744 auf den langen gn[...] f[...]/ lichen hause Harkotten", Öl auf Leinwand, 54 x 40 cm, Schätzpreis 4.000–5.000 Gulden.[31]

Auktion 2004, Sotheby's Amsterdam: 414 Lose mit über 1.000 Einzelobjekten[32]

Nach dem Tod des Grafen Christoph Bernhard ließ die Familie am 5. Mai 2004 vom Auktionshaus Sotheby's in Amsterdam große Teile des noch verbliebenen Kunstbesitzes als „The Graf von Galen Collection" versteigern. In 414 Losen mit über 1.000 Einzelobjekten kamen Möbel, Gemälde, Glas, Porzellan, Waffen, Kleidung, Grafik, Tischwäsche und Kunstgewerbe des 16. bis 20. Jahrhunderts zum Aufruf.

In der gut frequentierten Auktion trieben rege Bietgefechte die angesetzten Mindestpreise in teils ungewöhnliche Höhen und bescherten auch dem münsterischen Stadtmuseum eine traurige Niederlage, als das auf 20 bis 30.000 Euro angesetzte Porträt des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen vor der Ansicht der Stadt Groningen bei 135.000 Euro (zuzüglich 22 Prozent Aufgeld) einer deutschen Kunsthandlung zugeschlagen wurde.[33] Dadurch wurde das 1674 vom fürstbischöflichen Hofmaler Wolfgang Heimbach gemalte 170 x 133 Zentimeter messende Gemälde des Bischofs zu Pferde zum teuersten Los der Auktion. Anzumerken ist hier der prekäre Gesamtzustand des Bildes, das 1947 durch ein Hochwasser im Keller von Haus Assen sowie durch eine zerstörerische Nachkriegsrestaurierung ungemein schwere Schäden erlitten hatte, deren Wert mindernden Effekt der Käufer wohl nicht ins Kalkül gezogen hatte. Immerhin noch 100.000 Euro erzielte ein erst 1976 vom Grafen ersteigertes, 1665 datiertes Früchtestillleben mit Insekten des Niederländers Willem van Aelst.

Für 32.000 Euro gingen zwei große niederländische Messingkronleuchter an den niederländischen Handel, der durch einige bekannte Händler vertreten war.

Überraschend günstig waren trotz der Händlerpräsenz die Lose mit ostasiatischem Porzellan, dessen vielfache Beschädigungen, durch Transport und die Auslagerung aus Münster 1943, wertmindernd gewirkt haben mögen. Dennoch kommt diesem umfangreichen Bestand an Porzellanen des 17. und 18. Jahrhunderts eine historische Bedeutung zu: Er stammt aus dem Besitz galenscher Domherren, die in der Frühzeit des europäischen Porzellanhandels Beteiligungen an der ostindischen Kompanie (VOC) hielten und ihre „Zinsen" in Form von Handelsgut „ausbezahlt" bekamen. Vor allem der Domdechant Friedrich Christian von Galen, Erbauer des heutigen Bischöflichen Hofes und des ehemaligen Landgutes Friedrichsburg ist hier zu nennen. Immerhin konnten einige Lose mit über 100 Einzelteilen von münsterischen Sammlern gesichert werden. In der Amsterdamer Auktion fanden sich Direktoren und Bevollmächtigte der westfälischen Museen einträchtig nebeneinander, so dass man „preissparend" die nach vorheriger Absprache ausgewählten Objekte bebieten konnte.

Immerhin konnten durch dieses erfreuliche Engagement etwa 20 Nummern für die Sammlungen der Museen gesichert werden, darunter sieben stark nachgefragte Nummern mit Galakleidung des frühen 19. und 20. Jahrhunderts und eine seltene barocke Satteldecke mit reicher Goldstickerei.[34] Als weitere Erwerbungen sind zu nennen: ein vor 1800 entstandener Kammerherrenschlüssel mit münsterischem Wappen, barocke Stifterscheiben mit Inschriften, zwei klassizistische Zylinderbüros und ein barocker Buffetschrank sowie ein 92 Teile umfassendes Los Tischwäsche, darunter kostbare Wäschestücke von der Hochzeit Galen-Merveldt 1748.



Abb. 1 Ofenplatte, Gusseisen, mit Reliefdarstellung des „Jakobsbrunnens" und Personen in zeitgenössischer Tracht, 16./17. Jahrhundert (WFM Inv.-Nr. 2004:546)



Abb. 2 Zweifüllungstür mit Rollwerkmalerei der Renaissance, vom Dachboden von Haus Assen, 16. Jahrhundert (WFM Inv.-Nr. 1997: 2833)

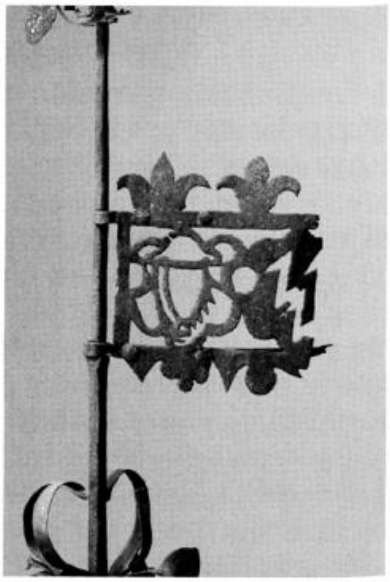


Abb. 3 Wetterfahne mit Wappen Galen/Kettler von einem Turm von Haus Assen, um 1630/50 (WFM Inv.-Nr. 1997:2834)

Genannt sei ebenfalls ein als Geschenk des preußischen Generals von Blücher für die Beherbergung im Galenschen Hof in die Familie gelangtes Porträt des preußischen Statthalters. Für ein Paar seltene schmiedeeiserne Kaminböcke des 16. Jahrhunderts erhielt das Freilichtmuseum Detmold den Zuschlag. Überraschend hohe Ergebnisse erzielten Gewehre des 18. Jahrhunderts, Miniaturkanonen mit fürstbischöflichem Wappen und vom Auktionshaus nicht erkannte türkische Waffen aus der Türkenbeute des Fürstbischofs und einer Großbotschaft des 18. Jahrhunderts. Alle Stücke gingen an einen belgischen Spezialhändler, mit dem Nachverhandlungen über Objekte der Türkenbeute aufgrund zu hoher Gewinnerwartungen nicht zum Abschluss geführt werden konnten.

Die Nr. 276, eine 57 Zentimeter messende, beschädigte Alabasterfigur des Hl. Antonius Abt, dürfte eventuell von einem nach 1945 nicht wiederhergestellten Altar des münsterischen Domes stammen und gegen eine Wiederaufbauspende in den Besitz der Familie gelangt sein. Ihr Erwerber ist unbekannt.

Eine größere Anzahl von Objekten wurde von Vertretern westfälischer Adelsfamilien übernommen, darunter Porträts und Teile des 1943 aus Münster ausgelagerten Inventars des Galenschen Hofes. Eine Garnitur Sitzmöbel, deren Entwurf Johann Conrad Schlaun zugewiesen werden darf, ging in die Niederlande. Nach Auktionsverkäufen der Münzsammlung, von Teilen der Bibliothek, des Tafelsilbers (1997) und umfangreichen Verkäufen an das Westfälische Landesmuseum, das Stadtmuseum Münster, das Westfälische Freilichtmuseum Detmold und Schenkungen Bischöflicher Pontifikalien an das Bistum Münster, gelangte hier der nicht von den Erben des verstorbenen Grafen Christoph Bernhard (1907–2002) übernommene Restbestand der Sachkulturüberlieferung dieser wohl bekanntesten und durch die Lebensgeschichte einiger Familienmitglieder vielleicht auch bedeutendsten westfälischen Adelsfamilie zum Verkauf.

Westfälisches Freilichtmuseum Detmold

Ankäufe 1997

Das Freilichtmuseum konnte 1997 vor allem von den Dachböden und aus Abstellkammern des Schlosses eine größere Anzahl von Ob-



Abb. 4 Stifterscheiben von 1687 (links) und 1702 (rechts; WFM Inv.-Nr. 1997:639 und 640)

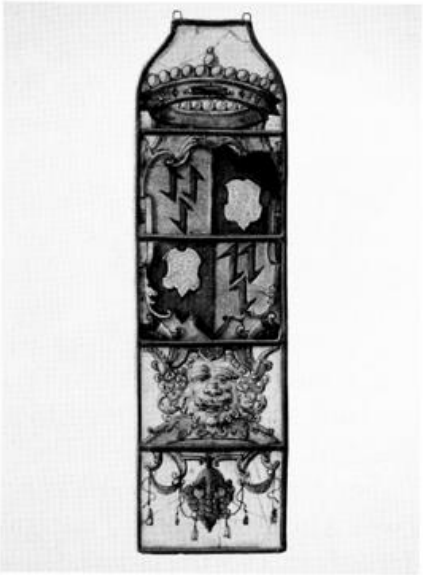


Abb. 5 Stifterscheibe, frühes 17. Jahrhundert (WFM Inv.-Nr. 1997:641)

jekten erwerben, darunter eine umfangreiche Sammlung gusseiserner Öfen sowie Ofen- und Kaminplatten vornehmlich des 18. und 19. Jahrhunderts. Hiervon dürfte eine größere Anzahl aus dem münsterischen Stadthof 1943 nach Assen verbracht worden sein. Die Datierungen lauten auf: 1748, 1757, 1771, 1797 und 1835.

Herausragend unter diesen Beständen ist sicherlich eine Renaissancetür mit originaler Malerei (Inv.-Nr. 1997:2833; Abb. 2). Zu den bemerkenswerten, selten erhaltenen Stücken zählen ferner eine Wetterfahne von 1630/50 (Inv.-Nr. 1997:2834; Abb. 3) sowie drei teils frühe bemalte Glasscheiben (Stifterscheiben; Inv.-Nr. 1997:639, 640, 641; Abb. 4-5).

Verzeichnis nach Inventarnummern:

1997:204 bis 210 Sieben Weinrömer mit Stifterwappen und Widmungsaufschrift, Kaltbemalung, Bonn 1886. Von Friedrich, Anton und Ferdinand von Stollberg und den Freiherren von Leykan, von Hilgers und von Cynatter an Friedrich und August Graf Galen.

1997:211 bis 213 Drei Bierseidel, Neorenaissance, Steinzeug mit Zinndeckel, Widmungsinschriften Vechta 1884. Von F. Steenaertz und den Freiherren von Loe, von Oer an Friedrich Graf Galen (Abb. 6).

1997:639 Stifterscheibe, 19 x 17,5 cm, „Frantz Wilhelm Freyherr von Galen, Herr der Heuser [...] Erb Cammerer undt Droste des Ambts Vechte", bez. 1702 (Abb. 4 rechts).

1997:640 Stifterscheibe, 28 x 21 cm. „Anna Maria Freyfräulein von Galen ..." Stiftsdame zu Freckenhorst, bez. 1687 und Wappen von Galen (Abb. 4 links).

1997:641 Stifterscheibe mit galenschem Wappen und Löwenkopf, wohl bald nach 1600, 56 x 16 cm (Abb. 5).

1997:2192 Bauchige Kommode, dreischübig, Eiche, 18. Jahrhundert.

1997:2193 Große Leinenkommode, Biedermeier, dreischübig, Eiche.

1997:2194 Halbhoher Leinenschrank, Eiche, 17. Jahrhundert.

1997:2195 Kleines Breitstollenschränkchen, Eiche, 17. Jahrhundert.

1997:2196 Damensekretär mit Aufsatz, Neorenaissance, Eiche.

1997:2197 Hoher, zweiteiliger Schrank aus Burg Dinklage, Eiche, Spätrenaissance mit Historismusüberarbeitung, auf den Füllungen Reste aufgemalter Wappen.

1997:2833 Zweifüllungstür mit Renaissance-Bemalung (Rollwerk), Eiche, bald nach 1564, wohl aus der Bauzeit des Hauses Assen (Abb. 2).

1997:2834 Wetterfahne, Schmiedeeisen, Wappen Ketteler/Galen, um 1630/50, wohl von einem Turm von Haus Assen (Abb. 3).

1997:2835 Trommel, datiert 1825.

1997:2836 bis 2839 Vier Rundöfen, Gusseisen, erste Hälfte 18. Jahrhundert.

1997:2840 Bügeleisenofen, Mitte 19. Jahrhundert.

1997:2841 bis 2847 und 1997:2886 Acht Sechsplattenöfen (Vorderlader), Gusseisen, 17. bis frühes 19. Jahrhundert, zum Teil datiert und ornamentiert.

1997:2848 Etagenofen mit zwei Aufsätzen, Gusseisen, um 1850/60.

1997:2879 Zirkulier-Etagenofen, Gusseisen, um 1850/60.

1997:2880-2881 und 1997:2882 bis 2883 Zwei klassizistische Plattenöfen mit Zirkulieraufsatz (Vorderlader), Gusseisen, 19. Jahrhundert.

1997:2884, 2885, 2887, 2910 bis 2914, 2917 bis 2921 Ofenplatten und Ofenteile, Gusseisen und Sandstein, 18./19. Jahrhundert.

1997:2888 Ein Paar Feuerböcke mit Zierkugeln, durch Stange verbunden, Schmiedeeisen, wohl 18. Jahrhundert.

1997:2915 bis 2516 Zwei Zieraufsätze, Blech, 19. Jahrhundert.

1997:2889 bis 2905 Sieben Zinnteller westfälischer Gießer.

1997:2906 Zinnkanne mit Schraubverschluss.

1997:2907 und 2908 Zwei Zinnsalzschälchen.

Ankäufe aus der Auktion in Amsterdam 2004

Diese ersten direkten Ankäufe konnten durch Auktionskäufe im Jahr 2004 ergänzt werden. Besonderes Augenmerk fanden hier die in der Auktion zahlreich vertretenen Lose mit originaler Kleidung von vor allem männlichen Mitgliedern der Familie.

Verzeichnis nach laufenden Auktionsnummern:

Nr. 114 Acht Hüte, Hutschachteln, Zubehör, 19./20. Jahrhundert.

Nr. 115 Reisekoffer mit sieben verschiedenen Uniformteilen, 19./20. Jahrhundert.

Nr. 117 Blaue Galahofuniform des frühen 19. Jahrhunderts mit reicher Goldstickerei (drei Teile). Wohl die in Paris verliehene Uniform des Deputierten des Emsdepartements.

Nr. 119 19 Teile der Galauniform für „Ferdinand von Galen, Erbkämmerer des Fürstenthums Münster, Ritter des K. Bayer. Haus Ritterordens vom Heiligen Georg".

Nr. 121 Blau-weißer Seidenumhang mit Goldstickerei, wohl zur Galauniform Nr. 117 gehörig. Der zugehörige Hut bei Nr. 114.

Nr. 123 Elf Teile einer weiteren blau-weißen Galauniform mit gestickten galenschen Wappen.

Nr. 126 Verschiedene lose Uniformteile des 19. Jahrhunderts, darunter Erbkämmererwappen aus vergoldetem Messing.

Nr. 128 Zwölf Teile Textilien, 18./19. Jahrhundert, darunter zwei Satteldecken, eine in rotem Samt mit schwerer Goldstickerei (Abbildung im Beitrag von Katharina Schlimmgen-Ehmke in diesem Band, S. 196).

Die insgesamt 117 Textil-Einzelteile sind im Museum unter den Nummern 2004:1007 bis 1113 inventarisiert.

Nr. 314 Ein Paar große schmiedeeiserne Kaminböcke des 16. Jahrhunderts mit wappenhaltenden Löwen (Inv.-Nr. 2004:547; Abb. 7), dazu Ofenplatte des 16. Jahrhunderts mit Motiv „Samariterin am Jakobsbrunnen" (Inv.-Nr. 2004:546; Abb. 1).

Nr. 374 Großer barocker Buffetschrank von drei Etagen mit Anrichteklappe, Nussbaum und verschiedene Hölzer, frühes 18. Jahrhundert (Inv.-Nr. 2004:544).

Nr. 403 Rokoko-Tischchen (Inv.-Nr. 2004:545).

Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster

Bereits ab 1997 konnte das Westfälische Landesmuseum in Münster nach erfolgreichen Verhandlungen von Dr. Gerd Dethlefs und dem seinerzeitigen Direktor Prof. Dr. Klaus Bußmann den Kernbestand des noch verbliebenen galenschen Kunstbesitzes für das Landesmuseum Münster dauerhaft sichern. Da Dr. Dethlefs beabsichtigt, diesen bedeutenden Komplex in aller Ausführlichkeit gesondert zu publizieren, sei an dieser Stelle nur eine summarische Aufstellung nach dem Text im Wallraf-Richartz-Jahrbuch 1998[35] und eine kleine Auswahl dort nicht erwähnter aber seit dem Jahr 2001 in der ständigen



Abb. 6 Drei Bierseidel, Steinzeug mit Zinndeckel, 1884 (WFM Inv.-Nr. 1997:211 bis 213)

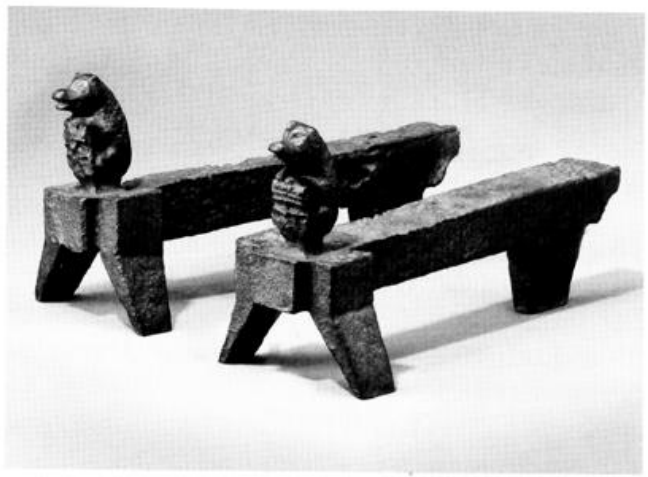


Abb. 7 Zwei schwere Kaminböcke mit wappenhaltenden Löwen, 16. Jahrhundert (WFM Inv.-Nr. 2004:547)

Schausammlung ausgestellter Objekte angeführt.

Sicherlich das bedeutendste Objekt des erworbenen Bestandes ist das 1943 aus dem münsterischen Stadthof evakuierte, 188 x 255 Zentimeter messende und vom fürstbischöflichen Hofmaler Wolfgang Heimbach 1670/72 geschaffene imposante Gemälde, das den Fürstbischof, an einem Schreibtisch sitzend, mit dem Ausblick auf seine Bischofsstadt Münster zeigt. Bedeutend ist auch das im Testament des Fürstbischofs erwähnte, von König Ludwig XIV. geschenkte Pektorale mit großen Rubinen und Diamanten in Gold.[36]

Für den Haushalt des Bischofs schuf die von ihm gegründete Manufaktur Ahaus zwischen 1653 und 1657 ein Ensemble von 16 Tellern, Schüssel, Fächerplatten, Salzfässern und einem Tintenfass. Mit den bereits in der Sammlung bewahrten beiden Stücken befinden sich nunmehr alle bekannten authentischen Stücke dieser frühesten Fayencemanufaktur auf deutschem Boden im Besitz des Museums.[37]

Von den in größerem Umfang erworbenen Gemälden finden sich in der ständigen Ausstellung von der Hand des münsterischen Malers Jodokus Matthias Kappers: Clemens August Ferdinand von Galen in roter Husarenuniform, um 1745 und von der Hand seines älteren Bruders Johann Anton Kappers: das Porträt des Clemens August Joseph von Galen als Kleinkind mit Hund, um 1751/52.[38]

Schon publiziert sind auch das Kinderbildnis des Ferdinand Karl von Galen, geschaffen von Jodokus Matthias Kappers um 1750/51 und das seinem Bruder Johann Anton zugewiesene Stillleben mit zwei spielenden Schoßhunden (um 1745/52).[39]

Aus der Auktion in Amsterdam 2004 erwarb das Landesmuseum:

Nr. 183 Fürstbischöfliche-münsterischer Kammerherrenschlüssel, letztes Viertel 18. Jahrhundert.

Nr. 306 Ovales Porträt des Preußischen Generals und Statthalters Gebhard Lebrecht von Blücher (1742–1819), um 1810.

Nr. 349 Porträtminiatur eines jungen Herren in emailliertem Rahmen und originalem Futteral.

Stadtmuseum Münster

Das Stadtmuseum besitzt aus dem galenschen Kunstbesitz schon seit einigen Jahren einen klassizistischen Reisekoffer, zwei so genannte „Janitscharenhemden", zwei aus der Beute des Fürstbischofs beim Abwehrsieg von 1664 bei Raab, nahe St. Gotthard, erlangte türkische Kettenhemden mit Panzerkappen[40] sowie das Pendant des großen Reiterbildnisses des Fürstbischofs vom Hofmaler Wolfgang Heimbach (um 1661), das den Fürstbischof vor der Stadt Münster zeigt. Das deutlich besser erhaltene Gemälde zeigt ein am

anderen Gemälde verlorenes Detail: zwei fliegenden Putten, die als Zeichen bischöflicher Würde die Mitra herbei tragen.[41]

Aus der Amsterdamer Auktion 2004 erwarb das Stadtmuseum:

Nr. 142 92 Teile früher Tischwäsche des 18. und 19. Jahrhunderts, darunter Tischwäsche von der Hochzeit (1748) des Wilhelm Ferdinand von Galen (1690-1769) mit Sophia Ludovica Reichsgräfin von Merveldt (1730–1810).

Nr. 215 Zwei Kupferplatten zusammen mit 45 verschiedenen Grafiken und Drucken, betreffend Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen.

Nr. 274 Eine 45 Zentimeter messende Gipsfigur des Grafen Ferdinand von Galen (1803–1881), zusammen mit drei Gipsplaketten.

Nr. 379 Zwei Glasscheiben mit Stifterinschriften des Fürstbischofs von 1650 und 1678.

Kunsthandel

Im münsterischen Kunsthandel (Michael Nolte) fand sich 2005 ein noch 24teiliger Restbestand eines großen Services der Königlichen Porzellan-Manufaktur, das der letzte Erbkämmerer des Fürstbistums bald nach 1800 in Berlin hatte anfertigen lassen. Es ist der erste nachweisbare Großauftrag eines westfälischen Adeligen an die preußische Hofmanufaktur. Die mit grauem Mittelmotiv und blassgrünem Dekor, ganz im Geschmack der Zeit ausgeführten Stücke wurden eigens für die Familie angefertigt und auf der Unterseite durch die drei Wolfsangeln des Familienwappens gekennzeichnet. Der Bestand umfasst heute noch eine größere Terrine, Platten, Teller, eine Sauciere und Kleingefäße. Wenige weitere Stücke befinden sich im Besitz eines münsterischen Sammlers. Die Nähe des Dekors zu dem wenige Jahre früher angefertigten Fürstenbergservice aus dem Besitz des Ministers von Druffel (Familienbesitz Süddeutschland) ist augenfällig. Unter den weiteren Beständen, die der Händler erwerben konnte, fanden sich nur „wenige aufregende Objekte“ wie er berichtete.

Anmerkungen

1 Stefan Baumeier: Dokumentation und Forschung am Westfälischen Freilichtmuseum – Landesmuseum für Volkskunde. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 37 (1992), S. 21-33, hier S. 27.

2 Zinnkannen des 17. Jahrhunderts sind abgebildet bei Annemarie Teepe-Wurmbach: Ausstattung der Bauten im Freilichtmuseum. In: Heimatland Lippe. Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes, 1. Sonderheft (1964), S. 21-39, hier S. 33.

3 Freundliche Auskunft von Museumsdirektor i. R. Prof. Dr. Klaus Bußmann; Akten in den Detmolder Inventarunterlagen, verkauft von Paula Freiherrin Droste zu Hülshoff. Inv.-Nr.: LF und GvF 1284-1289/62 sowie GvF 1713-1715/62.

4 Stefan Baumeier: Hallenhäuser der Beamtenaristokratie. Der Domhof zu Rheda und der Schönhof zu Wiedenbrück. In: Stefan Baumeier/Kurt Dröge (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 3 (1988), S. 57-90.

5 Denkmalpflegebericht in Westfalen (1963), S. 46 mit Abb.

6 Denkmalpflegebericht in Westfalen (1975), S. 364 mit Abb.

7 Baumeier, wie Anm. 1.

8 Sotheby's Genf. 13. und 15. November 1995 (Silber); Sotheby's Amsterdam. Sale 632. 21. November 1995; Sale 633. 27. November 1995. Siehe Markus Kamps: Schloß Schwarzenraben 1935 und 1995. Beiträge zur Geschichte einer Schlossausstattung. In: Westfalen 74 (1996), S. 75-112.

9 Markus Kamps: Buttertonnen aus der Manufaktur Fürstenberg. In: Weltkunst 6 (2001), S. 1002-1003. Standuhr: Inv.-Nr.: 1271 und 1272/95. Zur Uhr: Jan Carstensen/Ulrich Reinke (Hg.): Die Zeit vor Augen. Standuhren in Westfalen. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 17). Detmold 1998, S. 208.

10 Eine nicht unerhebliche Rolle kam hier dem Stadtmuseum Münster und seinem Gründungsdirektor Dr. Hans Galen zu.

11 Markus Kamps: Kostbarkeiten aus Münsters Adelshöfen. Verstreut, aber gut erhalten. In: Auf Roter Erde 2 . Beilage zu Westfälische Nachrichten (Februar 2004).

12 Mündliche Mitteilung von Frau Dr. Westhoff-Krummacher 1993.

13 Dr. Jürgen Krause und den Mitarbeiterinnen der Abteilung Inventarisation im Westfälischen Landesmuseum unter Leitung von Frau Scheele sei an

dieser Stelle für die freundliche und überaus entgegenkommende Zusammenarbeit sehr herzlich gedankt. Vgl. Markus Kamps: Gerettet und Vergessen. Münsters Schloßausstattung und ihr Schicksal seit 1943. In: Weltkunst 21 (1997), S. 2324-2326; Markus Kamps: Klassizistische Möbel aus dem münsterischen Residenzschloß. In: Stefan Baumeier (Hg.): Feine Möbel aus Westfalen. Die Manufaktur des Rietberger Hofmalers Philipp Ferdinand Ludwig Bartscher (1749–1823). (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 22). Detmold 2003, S. 119-130.

14 Carstensen/Reinke (wie Anm. 9); Stefan Baumeier/Katharina Schlimmgen-Ehmke (Hg.): Goldene Zeiten. Sauerländer Wirtschaftsbürger vom 17. bis 19. Jahrhundert. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 20). Detmold 2001; Baumeier, wie Anm. 13.

15 Heike Düselder (Hg.): Adel auf dem Lande. Kultur und Herrschaft des Adels zwischen Weser und Ems 16. bis 18. Jahrhundert (Materialien und Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens 36). Cloppenburg 2004.

16 Clemens August Graf von Galen (1878–1946) als Bischof von Münster in einer Predigt in Vreden am 17.11.1937, zitiert nach: Clemens Heitmann: Die Familie von Galen zu Mark, Vellinghausen, Bisping, Dinklage, Assen und Ermelinghoff. Dinklage 1999, S. 2.

17 Ebd., S. 20ff.

18 Zu Haus Assen vgl. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Beckum. Münster 1897; Laurentz von Brachum. In: Richard Klapheck: Die Meister von Schloß Horst im Broiche. Düsseldorf 1915, S. 247ff. mit vielen Architekturfotos und Rekonstruktionszeichnungen.

19 „Bonn, 11.01.1907 – Assen 1.09.2002" nach Totenzettel des Grafen; Todesanzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 07.09.2002.

20 Graf Galen: Es stört mich, ganz verlorengegangen zu sein. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.09.2000.

21 Freundliche Mitteilung von Dr. Gerd Dethlefs.

22 Gespräch mit Christoph Bernhard Graf von Galen auf Haus Assen am 17.07.1996. In: Günter Beaugrand: Ein Leben im 20. Jahrhundert. Begegnungen und Gespräche mit Christoph Bernhard Graf von Galen auf Haus Assen, Lippetal. Werl 1999.

23 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Stadt Münster III, S. 360 ff.

24 Wilhelm Rave: Westfalens Kunststätten im Untergang und Wiederaufbau. Münster 1951, S. 5.

25 Geisberg, wie Anm. 23, S. 360 ff.

26 Eines der Gemälde ist abgebildet in: Geisberg, wie Anm. 23, S. 372

27 Auktionskatalog Christie's Amsterdam. 26. November 1996. Fine Dutch and Foreign Silver, [...] The Property of: [...] A German Nobleman.

28 Ebd.

29 Auktionskatalog Christie's Amsterdam. 19./20. Februar 1997. Pictures, Watercolours and Drawings.

30 Ebd., ohne Abb.; Foto von 1996 beim Verfasser.

31 Ebd., mit Abb.

32 Auktionskatalog Sotheby's Amsterdam. 5. Mai 2004. The Graf von Galen Collection.

33 Am Rande bemerkt: Ein eher zufälliger Besuch im November 2004 bei einem deutschen Museumsdirektor führte nur wenige Monate nach der Amsterdamer Auktion zu einer erneuten Begegnung mit dem Heimbachgemälde des Fürstbischofs vor Groningen. Es stand in einer Ecke des Büros und war dem Museum von einem Händler für die Summe von 250.000 Euro angeboten worden. Ein Kauf zu dieser Summe stand in jeglicher Hinsicht nicht zur Debatte, und man darf annehmen, dass der Händler sich für teures Geld einen ruinösen „Ladenhüter" eingefangen hatte. Nachdem er versucht hatte, die Preise für die Museen in die Höhe zu treiben war er so selbst zum Opfer seiner Preistreiberei geworden. Immerhin hatte er das Gemälde zum Preis von 135.000 Euro (zuzüglich 22 Prozent Aufgeld) ersteigert.

34 Abbildung im Beitrag von Katharina Schlimmgen-Ehmke in diesem Band, S. 196.

35 Wallraf-Richartz-Jahrbuch LXI (1998).

36 8,6 x 5,3 cm, Inv.-Nr.: T-1115 LM. Abgebildet in: Hans Galen (Hg.): Stadtmuseum Münster. Münster 800–1800. Tausend Jahre Geschichte der Stadt. Münster 1984, S. 326, Nr. 221. Das Objekt befindet sich in der ständigen Ausstellung.

37 Inv.-Nr.: 0-1111 bis 0-1129 LM. Ein Buckelteller ist abgebildet in: Galen (Hg.), wie Anm. 36, S. 327, Nr. 223.

38 Inv.-Nr.: 2102 und 2103 LM. Letzteres abgebildet in: Gerd Dethefs: Das Kunstwerk des Monats Juli 2001. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Münster 2001.

39 Westfälisches Landesmuseum Inv.-Nr. 2104 und 2105 LM, abgebildet und beschrieben in: Dethlefs, wie Anm. 38.

40 Abgebildet und beschrieben in: Hans Galen (Hg.): Münster, Wien und die Türken 1683–1983. Münster 1983, S. 433. Dort noch als Leihgaben aus galenschem Besitz, 1997 in den Besitz des Stadtmuseums übergegangen.

41 Abgebildet und beschrieben in: Hans Galen (Hg.): Geschichte der Stadt Münster im Stadtmuseum Münster. Münster 1989, S. 94. Dort noch als Leihgabe aus galenschem Besitz, später in das Eigentum des Stadtmuseum übergegangen.

Thomas Dann

„... äußerst schön und nicht zu theuer ..."[1]

Kasseler Spätempire-Möbel für das Detmolder Schloss

Vorbemerkung

Anlässlich einer Führung durch die Schauräume des Fürstlichen Residenzschlosses Detmold sah ich zum ersten Mal einige der mir durch Abbildungen in der einschlägigen Literatur bereits seit längerem bekannten Möbelstücke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die überaus kunstvoll und aufwändig gefertigten Sitzmöbel, Tische, Vitrinen usw. zogen mich sofort in ihren Bann und ließen in mir den Wunsch wachsen, mehr über sie zu erfahren.

Aus publikationstechnischen Gründen wurde das ursprünglich auch die Beschreibung, Analyse und Würdigung der kompletten Raumdekoration der Prunketage des Detmolder Schlosses umfassende Manuskript zweigeteilt. Die vorliegende Arbeit behandelt somit ausschließlich das herausragende Spätempire-Mobiliar Kasseler Provenienz.[2] Ein zweiter, wahrscheinlich in den „Lippischen Mitteilungen" erscheinender Textbeitrag, wird sich mit der weiteren Ausstattung der Schlossräume in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen und auch die nicht aus Kassel stammenden Möbel miteinbeziehen.

Einleitung

Die Forschungslage zum Detmolder Residenzschloss ist vergleichsweise gut. Grundlegend ist immer noch der von Otto Gaul bearbeitete Band „Stadt Detmold" aus der Reihe „Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen", in dem das Residenzschloss eingehend behandelt wird.[3] Hier wird erstmals auf die Möblierung der beiden „Empire-Zimmer" im Nordwestflügel eingegangen.[4] Der Ergänzungsartikel von Armin Prinz zur Lippe zu den Bau- und Kunstdenkmälern lieferte weitere neue Aspekte zur Ausstattungsgeschichte des 19. Jahrhunderts.[5] Zu erwähnen sind weiterhin die verschiedenen, in mehreren Auflagen erschienenen Schlossführer – zuletzt von G. Ulrich Großmann verfasst – die das Wissen um die Ausstattungen des 19. Jahrhunderts deutlich vermehrten.[6]

Die hier erfolgte Zusammenstellung macht deutlich, dass zwar Ansätze zu einer kunsthistorischen Würdigung zu erkennen sind, eine eingehende Beschäftigung mit den ehemaligen Ausstattungen und vor allem dem Mobiliar jedoch noch aussteht.

Ein Teil des Archivmaterials, das für die vorliegende Arbeit von Bedeutung war, befindet sich im Staatsarchiv Detmold. Es handelt sich hierbei in erster Linie um die Inventare des Detmolder Residenzschlosses aus den Jahren 1802,[7] 1820[8] und aus der Zeit um 1840[9]. In ihnen sind praktisch alle Räume des Schlosses verzeichnet. Wichtig sind die Hinweise zum Standort der einzelnen Möbelstücke. Grundlegend für die Untersuchung war auch die Sammlung von Rechnungen über angekauftes Mobiliar aus Kassel.[10] Die erste Durchsicht der Rechnungen ließ bereits den Schluss zu, dass das Material recht vollständig ist. Mit Hilfe dieser Quellen ließ sich eine größere Anzahl von Möbelstücken eindeutig identifizieren und somit deren Provenienz bestimmen.

Auftraggeber und ausführende Kunstschreiner

Fürst Leopold II. zur Lippe (* 6.11.1796 Detmold, † 1.1.1851 Detmold) war das erste Kind des regierenden Fürsten Leopold I. zur Lippe und der Fürstin Pauline, geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Am 23. April

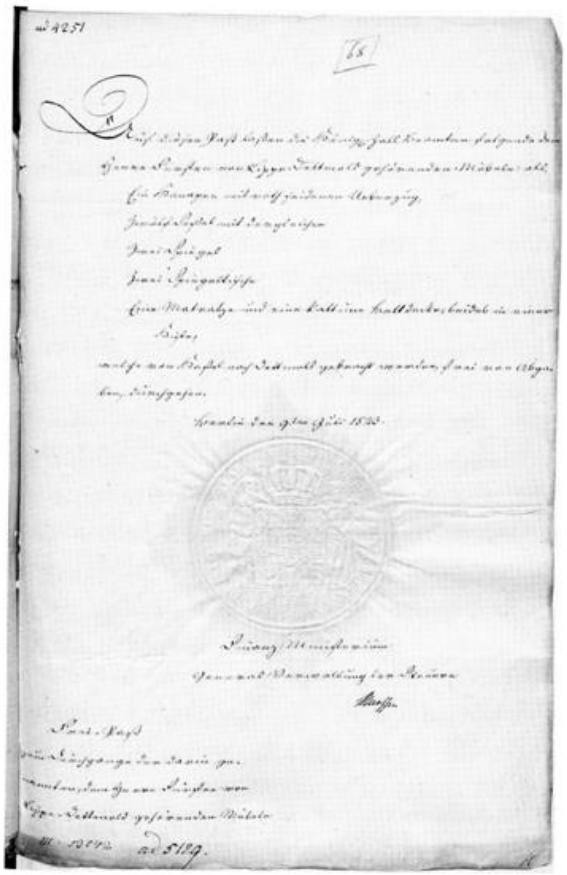


Abb. 1 Freipass für den Transport von Fürstengut von Kassel nach Detmold, ausgestellt vom Preußischen Finanzministerium in Berlin, 1823. Staatsarchiv Detmold

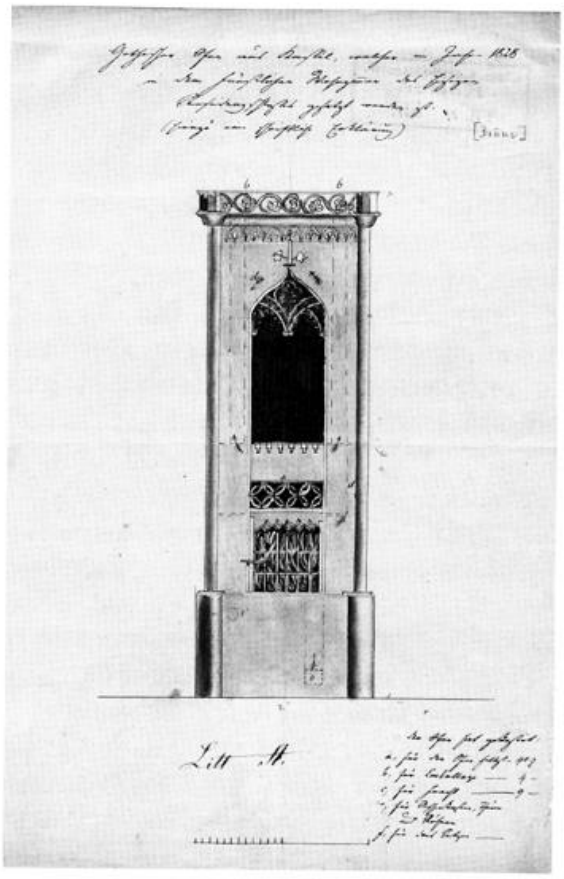


Abb. 2 Zeichnung und Beschreibung eines aus Kassel gelieferten Ofens, Ferdinand W. Brune (Text, Zeichnung?), 1828. Staatsarchiv Detmold

1820 heiratete er Prinzessin Emilie Friederike Caroline von Schwarzburg-Sondershausen. Das Ehepaar hatte neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter. Im April des Jahres 1820 legte Fürstin Pauline die Regentschaft nieder und erklärte ihren Sohn Leopold II. für volljährig.

Der Fürst pflegte zwei private Leidenschaften: die Jagd und das Theater. Über sein Verhältnis zu den angewandten Künsten und Raumausstattungen ist kaum etwas bekannt. Im Gegensatz zu den Räumlichkeiten seiner Frau, Fürstin Emilie, die ab 1820 vollständig neu ausgestattet wurden, blieben seine Räume zur gleichen Zeit in dem Zustand, in dem sie sich auch schon zwanzig Jahre zuvor befanden. Erst gegen Ende der 1820er Jahre wurden einzelne Möbelstücke ausgetauscht und auch ein einzelner Raum neu tapeziert. Hieraus lässt sich wohl schließen, dass der Fürst im Gegensatz zu seiner Frau nicht an modischen Ausstattungen interessiert war.

Die Fürstin dagegen scheint ihr neues Domizil nach der allerneuesten Mode eingerichtet zu haben. Sie wählte deshalb wohl auch nicht einheimische Schreiner, sondern fühlte sich in dem ihr wohl bekannten Kassel besser beraten. Die fürstliche Familie fuhr nämlich jedes Jahr im Sommer einmal von ihrer Sommerfrische Schloss Schieder in die kurhessische Residenzstadt. „Und dann die jährliche Fahrt nach Cassel! Frühmorgens ging es durch die erwachende Natur, aber so schnell, dass man in Cassel im Wagen Kaffee trank und Gebäck aß (...)".[11] Mit großer Wahrscheinlichkeit hielt sich Fürstin Emilie mehrfach in Kassel auf, um die einzelnen Lieferungen in Auftrag zu geben. In wiefern ihr Mann sie dabei beraten hat, ist nicht bekannt. Für das Interesse der Fürstin an modischen Dingen spricht auch, dass sich Lieferungen des „Journals des Dames et des Modes" ins Detmolder Schloss für das Jahr 1821 nachweisen lassen.[12]

Informationen über die ausführenden Kunstschreiner der Kasseler Möbel haben sich nur spärlich überliefert: Conrad Friedrich Sacksofsky (* 9.1.1788, † 6.4.1857) war Schreinermeister in Kassel. Er lieferte bei der Neuausstattung des Hauptgebäudes von Schloss Wilhelmshöhe die Stühle und Ofenschirme für den Hortensiensaal.[13] Für das Rote Palais lieferte er einen Teil der Erdgeschossfenster. Sacksofsky trat im Zusammenhang mit dem Kasseler „Meubel-Magazin" als dessen Buchhalter auf und hat die Rechnungen zu einer der Detmolder Möbelbestellungen ausgestellt und unterschrieben.

Der Kasseler Schreinermeister Wilhelm Blaue lieferte 1828 zwei verschiedene Mahagoni-Kanapees mit dazugehörigen Sesseln und zwei Konsoltische aus dem gleichen Holz mit Platten aus lapislazulifarbenem Stuckmarmor und verspiegelter Rückwand.

Schreinermeister Joseph Lücken war während der 1820er Jahre in Kassel tätig. Er bewarb sich um die Anfertigung von Parkettböden für das Rote Palais.[14] Ausgeführte Arbeiten sind wohl nicht nachweisbar. Joseph Lücken erscheint als Kassierer des Kasseler „Meubel-Magazins" auf Rechnungen für Detmold.

Chronologie und Details der verschiedenen Möbel- und Ofenlieferungen aus Kassel

Anfang April 1820 kam in Detmold eine erste Lieferung von kostbarem Mobiliar aus Kassel an. Die am 10. April datierte Rechnung trägt die Überschrift: „Über ein Möbelment von Mahoniholz". Die Fracht umfasste zwölf gepolsterte Stühle, einen Diwan, einen Teetisch, zwei weitere Tische, zwei Nachttische, zwei Kommoden und zwei Himmelbetten. Der Gesamtrechnungsbetrag belief sich auf 590 Reichstaler inklusive einer aufwändigen Verpackung der empfindlichen Stücke in hölzernen Kisten.

Gekauft wurden die Ausstattungsstücke im „Möbel Magazin der Vereinigten Schreiner" in Kassel. Die Krünitzsche Enzyklopädie beschreibt 1803 das Prinzip eines Möbelmagazins wie folgt: „Möbeln-Magazine, deren man jetzt an vielen Orten hat, sind Niederlagen von allerley fertigen Tischlerarbeiten, welche die Tischler, wenn sie sie nicht gleich im Hause verkaufen können, dahin bringen, um sie unter Aufsicht besonders dazu angestellter Personen, oder eines aus ihrer Mitte nach Gelegenheit zu den von dem Verfertiger bestimmten Preise verkaufen zu lassen. Hierdurch ersparen die Tischler nicht nur den Raum in ihrem Hause, der ihnen ohnehin oft beschränkt genug ist, sondern sie werden auch durch die Käufer nicht in Geschäften gestört, für welche Vortheile sie willig ihren Antheil an den Kosten tragen, welche die Miethe für das Magazin und die Unterhaltung der Leute erfordern. Das Publicum erlangt dadurch den Vortheil, eine Menge von fertigen Sachen vor sich zu haben, woraus man nach seinen Umständen wählen kann."[15]

Der Vorteil dieser Verkaufseinrichtung sowohl für die Verkäufer als auch für die Kundschaft ist allzu offensichtlich.

Einen weitergehenden Einblick in den Aufbau und die Organisation vermittelt eine Werbeanzeige des 1821 in Paderborn gegründeten „Meuble=Magazins": „Von mehrern vorzüglichen Tischlern ist in Paderborn ein gemeinschaftliches Meubles=Magazin errichtet und wird am 20ten Februar d. J. eröfnet werden. Die Meublen werden nach dem neuesten Façon bearbeitet, und es wird das vorzügliche Bestreben der Gesellschaft seyn, solche gut, dauerhaft und zu einem angemessenen Preise fortwährend zu liefern, da nur allein hierdurch das Magazin für die Dauer bestehen kann.

Alle Sorten Meubles werden immer nach Möglichkeit vorräthig gehalten. Jedes Stück wird mit einer Nummer und dem bestimmten Preise desselben bezeichnet und nur gegen gleich baare Bezahlung verkauft. – Auswärtige Aufträge werden bestens besorgt werden, und es sind die Briefe portofrey an das Meubles=Magazin in Paderborn zu senden. Die Verpackung und Versendung der Meublen übernimmt das Magazin nach möglichst billigen Preisen und garantirt für solche bis an Ort und Stelle."[16]

Es darf sicherlich aus den Paderborner Verhältnissen auch auf jene in Kassel zurückgeschlossen werden. Wo sich das „Meubles=Magazin" in Kassel befand, ist heu-





Abb. 3 und 4 Kanapee, Kassel, 1822/23, Mahagoni furniert und massiv, feuervergoldete Bronze, Armlehnstütze mit Köchermotiv. Schloss Detmold



Abb. 5 Kanapee, antikisierende Figur als Seitenpfostenbekrönung, feuervergoldete Bronze

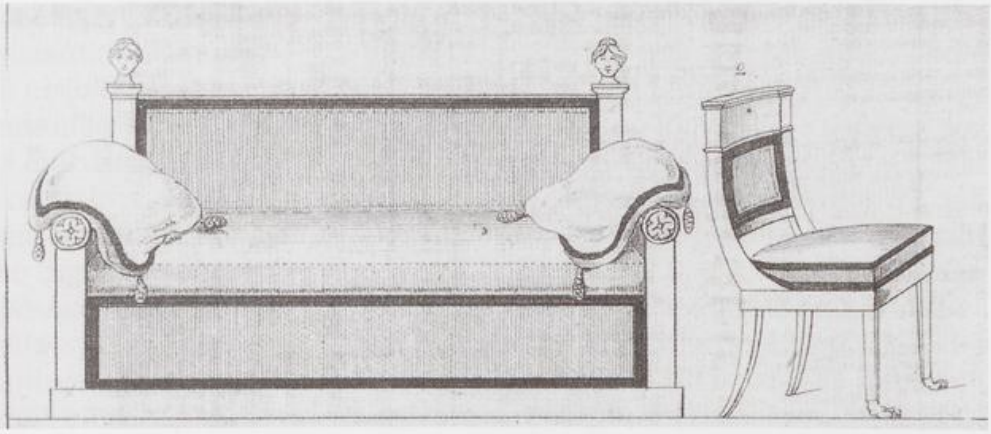


Abb. 6 Kanapee, Vorlagenblatt. Journal des Luxus und der Moden

te nicht mehr ganz klar. Anlässlich der Frühjahrs- und Herbstmesse stellten die Kasseler Schreiner im sogenannten „Messhaus" aus.[17]

Die bereits weiter oben angesprochene Rechnung vom April 1820 wurde durch den Kasseler Tischlermeister Friedrich Sacksofsky ausgestellt, der als „Buchhalter des Möbel Magazins" fungierte. Zu dieser ersten Möbellieferung aus dem nahen Kurfürstentum hat sich ein Vermerk der Fürstin Pauline erhalten. Auch wenn die Möbel nicht für sie selbst, sondern für ihre Schwiegertochter Emilie bestimmt waren, gingen die Rechnungen doch noch durch ihre Hände. Erst einige Wochen später sollte sie die Regierungsgeschäfte ihrem Sohn Leopold übergeben. Fürstin Pauline gefielen die gelieferten Stücke außerordentlich gut, wie sie notierte: „Sie sind äußerst schön und nicht zu theuer: 2 prächtige Himmelbetten, 2 schöne große Commoden, 2 Nacht Commoden, Canapee und 12 Stühle schon gepolstert, zwey Tische, alles vom besten Mahagony."[18] Kritisch beurteilte die Fürstin jedoch die recht hohen Kosten für die Verpackung.

Der Transport der umfangreichen Lieferung erfolgte von Kassel aus mit dem Pferde-

wagen zur Weser und von dort mit dem Schiff in Richtung Detmold, um schließlich wiederum mit dem Pferdewagen zu seinem Bestimmungsort zu gelangen. Der mit dem Transport verbundene Grenzübergang hätte im Normalfall zu ganz erheblichen Zollaufschlägen geführt. Da aber Fürstengut zollfrei die Grenzen passieren durfte, lag die Situation hier etwas anders. Die Zollfreiheit musste aber durch einen so genannten Freipass bestätigt werden, der dem Transport beigefügt werden musste. Dies hatte offensichtlich die fürstlich-lippische Verwaltung vergessen, denn beim Hauptzollamt in Warburg musste Zoll in Höhe von 48 Reichstalern entrichtet werden, worüber sich die lippische Rentkammer bei der königlich preußischen Regierung in Minden beschwerte.[19] Mit Erfolg, denn der Zoll wurde erstattet, aber mit dem Hinweis versehen, für mögliche zukünftige Fälle, „die Ausfertigung des erforderlichen Freipasses" frühzeitig zu beantragen.

Kurze Zeit später, Ende April, kam noch eine Nachlieferung aus Kassel: ein Wandspiegel aus Mahagoniholz mit „Metalick Bellag", gemeint sind wohl vergoldete Ornamente.[20] Der Spiegel war für das Schlafzimmer der Fürstin Emilie bestimmt, lässt sich im Inventar von 1820 aber nicht mit Sicherheit nachweisen.

Ein knappes halbes Jahr später, im September 1820, kam schon die nächste Nachlieferung inklusive Rechnung. Es handelte sich um „zwei Verzierungen von Parieser Massa Bronce gut vergoldet" für die beiden Himmelbetten.[21] Diesmal war die Rechnung von dem Kasseler Schreiner Joseph Lücken ausgestellt, der sich als „Cassirer des Möbles Magazin(s)" bezeichnete.

Ein gutes Jahr später, im Oktober 1821, traf wiederum eine umfangreichere Möbellieferung aus Kassel in Detmold ein. Absender war erneut das „Meubel-Magazin der hiesigen (Kasseler, T.D.) Schreiner Meister". Weil es sich diesmal nur um vier Möbelstücke handelte, belief sich der Rechnungsbetrag auf 317 Reichstaler. Aus Mahagoniholz waren ein Sekretär, ein Arbeitstisch und ein Kinderbett gearbeitet. Zur Lieferung gehörte auch ein Schreibtisch aus Kirschbaumholz.

Im Sommer 1823 erreichte Detmold die bedeutendste Möbellieferung aus dem Kasseler „Meubel Magazin". Sie umfasste insgesamt siebzehn Stücke und belief sich auf einen Gesamtbetrag von knapp 2000 Reichstalern. [22] Es handelte sich um eine Sitzgarnitur, bestehend aus einem „Diwang" und zwölf Armlehnstühlen, sowie zwei Konsoltische mit Platten aus Carrara-Marmor und zwei hohe Wandspiegel mit reich vergoldetem Schmuck. In Detmold angekommen, wurde das Mobiliar mit dem Vermerk „Ameublement für das Visitenzimmer der Durchlauchtigsten regierenden Fürstin" versehen.

Aus ihrer neuen und sehr individuellen Sitzgarnitur mit einer Liebesallegorie in Form von Bogen und Köcher mit Pfeilen als Vorderstütze und Armlehne wählte Fürstin Emilie für das beim Maler Heinrich Kolbe noch im selben Jahr in Auftrag gegebene Familienbild einen Sessel aus, auf dem sie sich sitzend portraitieren ließ (s. unten, Abb. 14).[23] Sicherlich geschah dies nicht ohne Stolz auf die neu erworbenen, repräsentativen und modischen Ausstattungsstücke.

Betrachtet man die Kasseler Rechnung genau, so fällt ein Phänomen der Zeit auf: nicht die Schreinerarbeit aus dem kostbaren Mahagoniholz ließ den Rechnungsbetrag in die Höhe schießen. Vielmehr waren es die Kosten der französischen Seidenstoffe für die Sitzmöbelbezüge, der Bronzebeschläge gleicher Provenienz und der enorm großen Spiegelglasflächen – ebenfalls aus dem Ausland bezogen – die zu Buche schlugen. So machte rechnerisch die Schreinerarbeit einschließlich des Holzes nur ein Viertel der Gesamtsumme aus. Die Preise für Spiegelglas, Bronze und Stoff als besonders luxuriöse Güter waren exorbitant hoch.

Die königlich preußische Regierung in Minden stellte den Freipass für die umfangreiche Möbellieferung aus, der sich erhalten hat (Abb. 1).[24]

Ende September 1827 lieferte Johann Georg Heinrich aus Kassel „2 runde geschliffene eiserne Oefen nebst zwei Figuren en bronce" für 125 Reichstaler.[25] Für welche Räume die Heizkörper bestimmt waren und wie sie genau aussahen, ist heute nicht mehr bekannt.

Deutlich besser ist die Quellenlage im Zusammenhang mit einer weiteren Ofenlieferung aus Kassel. So wurde im Jahre 1828 im

„fürstlichen Wohnzimmer des hiesigen Residenzschlosses" ein „Gothischer Ofen aus Cassel" gesetzt. Gemeint ist wahrscheinlich das Wohnzimmer des Fürsten Leopold II, das im gleichen Jahr auch teilweise neu möbliert wurde. Zu dem Ofen haben sich die Entwurfszeichnung und eine detaillierte Beschreibung des Baukondukteurs Ferdinand W. Brune erhalten (Abb. 2).[26] Es ist davon auszugehen, dass die etwas ungeschickt angelegte Zeichnung in Detmold entstand und zur Ausführung nach Kassel gesandt wurde. Aufgrund der Bezeichnung „Litt. A." lässt sich schließen, dass es wohl auch Alternativentwürfe gab. Der Aufbau des Ofens ist architektonisch mit hohem Sockel, dessen Ecken mit Rundpfeilern verstärkt sind. Darüber erhebt sich das hohe Hauptgeschoss mit spitzbogiger Nische und Maßwerkeinsatz. Darunter befindet sich eine kleine mit Vierpassmotiven vergitterte Nische und schließlich eine Tür, die den Feuerkasten verschließt. Die Ecken des eigentlichen Ofens sind ganz entsprechend dem Sockel durch Rundpfeiler verstärkt. Nach oben schließt den Ofen ein leicht vorkragendes gotisierendes Gesims ab. Dekorativ wirkt ein als umlaufende Galerie angelegter Rankenfries.

Die zeitgenössische Beschreibung lautet wie folgt: „(...) ein gotischer Ofen von Gußeisen, mit einem Gipssockel, Aschekasten in Schubladenform von Eisenbleche, 2 Glasthüren, damit man wechseln kann, wenn mal Scheiben entzwei sind (...)".[27] Das Gewicht des Ofens wurde mit knapp vier Zentnern geschätzt und der Preis belief sich auf gut 400 Reichstaler.

Bereits von vorne herein war an die Möglichkeit gedacht worden, in die Spitzbogennische „eine passende Figur z.B. eine Moderne von Eisen, Bronze oder Thon ganz oder vertieft" zu stellen und „bleibt die Nische doch tief genug, zum einsetzen warmzuhaltender Sachen (...)".[28] Erst im Jahre 1829 lieferte der Kasseler Bildhauer Johann Werner Henschel die Aufsatzfigur aus Ton zum Preis von 2 1/2 Louis d'or.

Im Frühjahr 1828, traf in Detmold die letzte große Möbellieferung aus Kassel ein. Absender war nun nicht mehr das „Meubel Magazin", sondern ein einzelner Schreiner, nämlich Wilhelm Blaue. Bei den bestellten

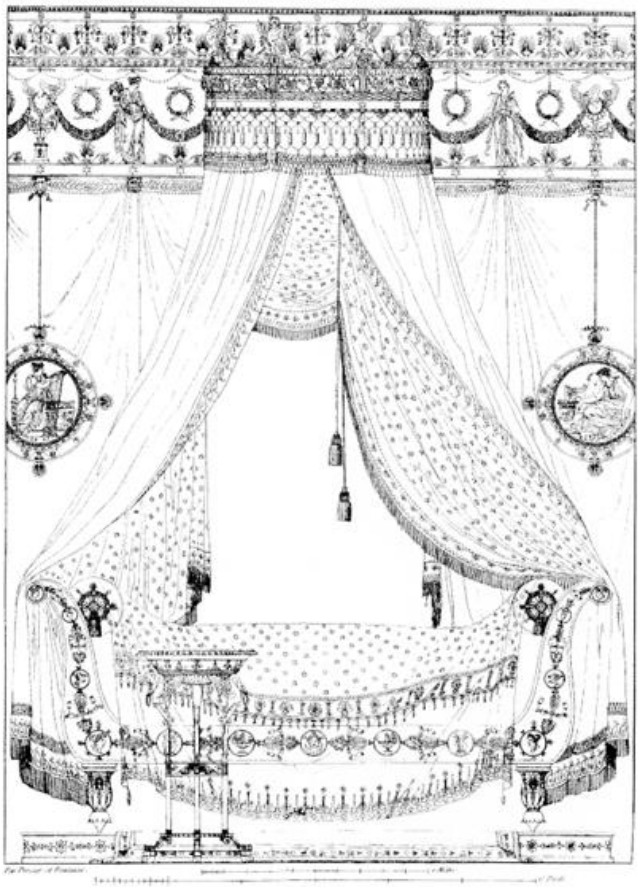


Abb. 9 „Lit pour Mme. M à Paris", aus Percier/Fontaine, Recueil de décorations intérieures, 1801-12, Tafel 19

Möbeln handelte es sich vor allem um zwei Sitzgarnituren, die älteres Mobiliar in verschiedenen Räumen des Detmolder Schlosses ersetzen sollten. Erwähnenswert sind aber auch die beiden Konsoltische mit rückwärtigem Spiegel, Säulen, Bronzebeschlag und Abdeckplatten aus lapislazulifarbenem Stuckmarmor. Der Gesamtbetrag der Rechnung belief sich auf 625 Reichstaler. Die ungewöhnlich detaillierte Beschreibung der einzelnen Kanapees und Sessel in der Rechnung ermöglichte es, alle Stücke im heutigen Bestand des Detmolder Schlosses ausfindig zu machen. Selbst größere spätere Veränderungen oder Überarbeitungen an einzelnen Möbeln, wie das Ersetzen der blauen Stuckmarmorplatten an den beiden Konsoltischen durch mahagonifurnierte Platten, behinderten die Identifikation der Stücke kaum. Teilweise waren es einzelne höchst charakteristische Beschlagmotive, die die Zuordnung erlaubten.



Abb. 7 Kanapee, Kassel, um 1827, Mahagoni furniert und massiv, Schloss Detmold



Abb. 8 Kanapee, feuervergoldeter Bronzebeschlag, wahrscheinlich Paris





Abb. 10 und 11 Kanapee, Kassel, um 1827, Mahagoni massiv und furniert, feuervergoldete Bronzebeschläge. Schloss Detmold Rechts: Füllhornmotiv mit Bildhauerarbeit und reichem Bronzeschmuck



Abb. 12 Sessel, Kassel, um 1823, Mahagoni massiv und furniert. Schloss Detmold



Abb. 14 Fürst Leopold II. und Fürstin Emilie mit Kindern. Gemälde von Heinrich Kolbe, 1823. Die Fürstin sitzt auf einem der Sessel, die im gleichen Jahr aus Kassel geliefert worden sind. Schloss Detmold



Abb. 15 Armlehnsessel, Kassel, um 1827, Mahagoni furniert und massiv, vergoldete Bronzebeschläge. Schloss Detmold



Abb. 16 Armlehnsessel, Kassel, um 1827, Mahagoni massiv und furniert. Schloss Detmold



Abb. 13 Sessel, aus: „Collection de meubles et objets de goût", 1811/1813. Foto aus Paul Cornu Meubles et Objets de Goût (1796-1839). 678 Documents. Tiré des Journaux de Modes et de la Collection de la Mésangère. Paris 1914

Beschreibung und Würdigung der Kasseler Möbel (Einzelmöbelanalyse)

Sitzmöbel: Kanapees

Eines der Kanapees aus der Kasseler Lieferung befindet sich heute in den Museumsräumen des Detmolder Schlosses (Abb. 3). Das Kanapee ruht vorne auf drei sich verjüngenden Stützen. Davon bilden die beiden äußeren Möbelfüße zusammen mit den direkt darüber ansetzenden Armlehnenstützen das Motiv eines Köchers, in dem zahlreiche Pfeile stecken (Abb. 4). Die Verbindung zur Zarge wird durch jeweils zwei Schaftringe hergestellt. Die teilgepolsterte Armlehne besitzt die Form eines liegenden Bogens. Deutlich höher als die Armlehnen ist die Rückenlehne, welche einen geraden oberen Abschluss aufweist. Beide Seitenpfosten sind als Postament für antikisierende Figuren gearbeitet (Abb. 5). Besonders aufwändig ist der Bronzeschmuck an diesem Kanapee, der vor allem durch die vollplastischen weiblichen Büsten besticht. Hinzu kommen die jeweils drei identischen Kompositmotive an der Vorderzarge und der Rückenlehne, aber auch die Lorbeerkränze an den rückwärtigen Lehnenpfosten und die angedeuteten Federelemente der Pfeile im Köcher. Die Vorderbeine des Möbels stecken in konischen Fußschuhen.

Das dreisitzige Kanapee, das in der Originalrechnung als „Diwang" bezeichnet wird und zusammen mit zwölf Sesseln für das „Visitenzimmer" der Fürstin bestimmt war, wurde zu einem guten Teil analog zu den Sesseln gestaltet. Allein für die Fauteuils findet sich jedoch im „Journal des Dames et des Modes" eine Vorlage (Abb. 13), zu dem Kanapee nicht. Ob die Kasseler Schreiner nun das Kanapee nach einer bestimmten, bisher nicht nachweisbaren Vorlage arbeiteten oder aber Motive von verschiedenen damals bekannten Vorlagen zu einem neuen Möbel kombinierten, lässt sich heute nicht mehr sagen.

Das Motiv der vollplastisch gearbeiteten weiblichen Büsten als Bekrönung der Rückenlehnenholme ist keine singuläre Lösung. In der Beilage des „Journal des Dames et des Modes" aus den Jahren 1809-10 findet sich eine Vorlage zu einem vollständig überpolsterten, diwanartigen Sitzmöbel mit genau solchen Büsten, hier jedoch im ägyptisierenden Stil angelegt.[29] Das „Journal des Luxus und der Moden" druckte einige Jahre zuvor bereits eine Kanapee-Vorlage ab, deren Rückenlehnengestaltung der Kasseler Lösung sehr nahe kommt (Abb. 6).[30] Ähnliche Büsten-Dekorationen finden sich auch im Zusammenhang mit Betten. Alle angesprochenen Beispiele leiten sich von antiken Stelen mit bekrönenden Büsten ab.

Die besonders qualitätvolle Ausführung der Beschläge spricht allein schon für eine Pariser Provenienz, was durch den hohen Rechnungsbetrag für Arbeiten „an Brontze" schließlich bestätigt wird.

Ein zweites Kasseler Kanapee, das für das „Wohnzimmer des regierenden Fürsten" bestimmt war und mit sechs Sesseln eine Garnitur bildete, besaß ein Gestell das mit Mahagoniholz furniert war (Abb. 7). Das Möbel steht auf vier gedrückten Balusterfüßen. An diesem Sitzmöbel ist der fließende Übergang

der in einem Rundholz auslaufenden Seitenlehnen in die Zarge bemerkenswert. Gegenüber den Seitenlehnen erscheint die mit einer Rundung ansetzende Rückenlehne leicht erhöht. Reich ist der Schmuck aus vergoldeter Bronze, der effektvoll im Kontrast zum lebhaften Furnierbild eingesetzt ist. Drei aus identischen Elementen zusammengesetzte Kompositmotive befinden sich an der Zarge: eine zentrale Rosette wird von Akanthusrankenspiralen und Palmetten eingefasst. Ähnlich aufgebaut, im Detail jedoch feiner gegliedert, ist auch der vergoldete Rückenlehnenschmuck. Die Vorderfüße stecken in halbkugeligen, godronierten[31] Fußschuhen.

In der Gestaltung lehnt sich das Kanapee an das französische „Lit en bateau" an, indem es die bugförmigen Enden in gleicher Höhe aufgreift. Ursprünglich handelte es sich typologisch um ein Tagesbett mit eingesetzter Rückenlehne.[32] Hieraus entwickelte sich das typische „Biedermeiersofa" mit bogen- oder s-förmig ausgestellten Seitenlehnen und bogenförmig geschwungener Rückenlehne. Bemerkenswert ist die übergangslose Gestaltung von Zarge und Armlehnenwangen im Sinne eines Zusammenhalt gebenden Bandes. Wie formal eng das hier vorgestellte Spätempire-Kanapee noch mit dem typischen Empire-Bett verwurzelt ist, belegt der Umrisslinienstich eines „Lit pour Madame M." aus Percier und Fontaines „Recueil ..."(Abb. 9).[33] Der durchlaufende Schwung der Seitenlehnen in die Zarge ist zusammen mit den gedrückten Balusterfüßen allzu deutlich vorgezeichnet. Ein 1810 von dem Tapissier Darrac geliefertes zweisitziges Kanapee für das Petit Trianon von Versailles zeigt die gleiche formverschleifende Behandlung der Lehnenwangen und der Zarge bei sehr tief liegender Sitzfläche und hohen Lehnen.[34] Sowohl das Percier'sche Bett „pour Mme. M." als auch das kleine Kanapee aus Versailles weisen eine kleinteilige Dekoration in Form von einem Rankenband oder einem intermittierenden Palmetten- Medaillon-Fries auf der bandartigen Holzfläche auf. Bei dem Kasseler Kanapee ist die friesartige Gestaltung zugunsten voluminöser und akzentuiert gesetzter Bronzeappliken variiert worden. Die besonders qualitätvolle Ausführung der Beschläge spricht allein schon für eine Pariser Provenienz, was durch den Vermerk in der Rechnung „von ächter Pariser Bronze" schließlich bestätigt wird. Hierdurch kommt die intensive Farbigkeit des polierten Mahagoniholzes gut zur Wirkung, auf dem die goldgelben Beschläge des Spätempire-Möbels hervorragend wirken.

Das Kanapee wurde im März 1828 von Wilhelm Blaue zum Preis von gut 70 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Ein Sopha nach Zeichnung von geblümten Mahagonie Holz (...). Hierzu von ächter Pariser Bronze 2 kleine Rosetten von 2 Zoll dia (...), 3 große Rosetten von 3 3/4 Zoll dia (...), 6 Palmets (...). An der Rücklehne eine große Verzierung (...), an den 2 vorder Füßen 2 Rundstäbe (...), an den 2 vorder Füßen 2 Tulpen (...)."[35]

Ein weiteres Kanapee war für das „Orange-Zimmer", das später „Blaues Zimmer" genannt wurde, bestimmt und bildete mit zehn Sesseln eine Garnitur (Abb. 10). Beide Vorderstützen werden aus dem unteren Teil eines zugleich auch die Seitenlehnenstützen bildenden gewundenen Füllhornes gebildet (Abb. 11). Die dazwischen eingespannte Zarge ist oben und unten mit Profilen versehen, die auf die Füllhörner übertragen sind. Die in einem leichten Bogen verlaufende Rückenlehne überragt die Armlehnen leicht. Vergoldeter Bronzeschmuck in Form von großen Kompositmotiven befindet sich auf der Zarge und der Rückenlehne. Hinzu kommen zwei große detailreiche Rankenmotive in den plastisch gestalteten und mit einer Art Kanneluren versehenen Füllhörnern. Die Vorderbeine stecken in kräftigen, konischen Fußschuhen.

Auch dieses Möbel vertritt den Typus des Biedermeiersofas mit bogen- oder s-förmig ausgestellten Seitenlehnen und bogenförmig geschwungener Rückenlehne. Ab ungefähr 1820 kam es zu einer charakteristischen Verbreiterung des Rahmens. Die Oberflächen der Seitenlehnen entfernten sich von den Sitzflächen, so dass in dem Bogen der Lehne eine Kissenrolle eingefügt werden konnte. Parallel zu der beschriebenen Entwicklung verbreiteten sich zusehends Schnitzereinen an den Lehnenwangen, wie z.B. in Gestalt von Füllhornmotiven. Das Füllhorn als traditionelles Zeichen für Wohlstand und damit







Abb. 17, 18 und 19 Konsoltisch, Kassel, um 1822, Mahagoni massiv und furniert, Carrara-Marmorplatte, vergoldete Bronzebeschläge; vergoldeter Zierbeschlag aus Bronze mit allegorischer Darstellung; Ringkapitelle und Zargenbeschläge. Schloss Detmold



Abb. 20 Konsoltisch, Kassel, um 1819, angefertigt für die „Gelbe Galerie" im Kasseler Residenzpalais. Foto aus: Rolf Bidlingmaier: Das Residenzpalais in Kassel, Regensburg 2000





Abb. 21 und 22 Konsoltisch, Kassel, um 1827, Mahagoni massiv und furniert, Spiegelglas, vergoldete Bronzebeschläge, ursprünglich eine lapislazulifarbene Stuckmarmorplatte; Detail mit Beschlägen. Schloss Detmold

verbundenes Wohlergehen findet sich gelegentlich als vollplastischer Schmuck auf Mobiliar der napoleonischen Zeit, so bevorzugt auf repräsentativen Schlafmöbeln wie dem Bett für Kaiserin Joséphine in Malmaison[36] und in Compiègne, [37] aber auch an Konsoltischen und Stühlen.

Die flächigen Füllhorndekorationen erfuhren im Biedermeier zusätzlich eine plastische Interpretation und mutierten zu vollständigen Vorderstützen der entsprechenden Sitzmöbel. In den Jahren um 1830 und auch noch später erhielten die geschnitzten Lehnen teilweise kolossale Ausmaße und stellten neben den bereits angesprochenen Füllhörnern Delfine, Schwäne und riesige Schnecken dar. Als Gegengewicht zu den Schnitzereien sind in dekorativer Hinsicht die vergoldeten Bronzen gesetzt, welche auf dem biedermeierlichen Kanapee Empire-Reminiszenzen darstellen.

Das Kanapee wurde im März 1828 von Wilhelm Blaue zum Preis von knapp 74 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Ein Sopha nach Zeichnung von geblümten Mahagonie Holz, die beyden Füllhörner massiv. (...) Hierzu in beyden Füllhörnern die 2 vergoldeten Verzierungen (...), 2 Rosetten von 1 1/2 Zoll diam (...), 2 Tulpen (...). An der Rücklehne eine große Verzierung (...). An der vordern Zarge eine große Verzierung (...)."[38]

Sitzmöbel: Sessel

Zwölf Sessel sind in Entsprechung zu dem Kanapee gefertigt, das für das „Visitenzimmer" der Fürstin bestimmt war (Abb. 12). Die annähernd quadratisch, nicht geschwungene Rückenlehne schließt nach oben mit einer leicht überstehenden Leiste. Ein größerer vergoldeter Bronzebeschlag mit Kompositmotiv findet sich mittig an der Vorderzarge. Ein formal ähnlicher, jedoch deutlich kleinerer Beschlag ist an dem Abschlussbrett der Rückenlehne zu finden, eingefasst von Rosetten an den Seiten. Die Vorderbeine stecken in konischen Fußschuhen.

Bei dem Sessel handelt es sich um eine weitgehende Kopie nach einer Vorlage aus der Schrift „Collection de meubles et d'objets de goût", die als Beilage in dem von Pierre-Antoine Leboux de la Mésangère zwischen 1802 und 1835 herausgegebenen „Journal des Dames et des Modes" erschien (Abb. 13).[39] Eine neuere und besser verfügbare Ausgabe von Paul Cornu aus dem Jahre 1914 mit dem Titel „Meubles et objets de goût, 1796-1830" weist nach, dass die Vorlage zwischen 1811 und 1813 erschien.[40] Die Kasseler Sessel kopieren besonders präzise das Motiv der aus Köcher und Bogen aufgebauten Armlehne und Vorderstütze. Nicht übernommen wurde aus der Vorlage die der „chaise en gondole" eigene Grundform, bei der die Streben der Rückenlehne von den Seiten vorne in einem Bogen nach hinten emporgeführt werden. Ebenso wurde auf die gerundete Rückenlehne verzichtet. In der Folge entstand ein wesentlich steiferes und repräsentativeres Möbel.



Abb. 23 Vitrine, wahrscheinlich Kassel, um 1835 ?, Mahagoni massiv und furniert, vergoldeter Bronzebeschlag. Schloss Detmold

Die von Fürstin Emilie für ihr „Visitenzimmer" angeschafften Möbel sind in erster Linie durch die Liebesallegorie in Form von Amors Pfeilen in einem Köcher und dem dazugehörigen Bogen charakterisiert. Die Auswahl dieses sehr weiblichen Dekorationsmotives war sicherlich kein Zufall, zumal die Fürstin offensichtlich das „Journal des

Dames et des Modes" abonniert hatte, wie eine Quittung des Herausgebers aus dem Jahre 1821 belegt.[41] Die Fürstin war somit über aktuelle Ausstattungsmoden bestens informiert und konnte in den Kasseler Möbelgeschäften gezielt ihre Auswahl treffen.

Liebesallegorien an Möbeln waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchaus nicht unüblich. So befand sich in dem Kabinett der Königin Karoline von Bayern in Schloss Nymphenburg eine in Paris um 1804 angefertigte Sitzgarnitur, an der das Bogenmotiv ebenfalls für die Lehnengestaltung verwendet wurde.[42] Hinzu kommen aber noch an den Schmalseiten des Kanapees Bronzebeschläge mit Amor-Szenen. Für die Münchener Garnitur konnte auch nachgewiesen werden, dass ein Stich aus La Mésangères „Journal des Dames et des Modes" – hier jedoch aus den Jahren 1803-04 – als Vorlage für die Pariser Schreiner diente.

Das Kanapee und die zwölf Sessel wurden im Juni 1823 vom „Möbel Magazin der Vereinigten Schreiner" in Kassel zum Preis von gut 1.000 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Ein Diwang mit Saatler Pferdehaar u Sprungfedern gebolstert (...). Zwölf Armenlehnen Sessel auch mit Pferdehaar und Sprungfedern gebolstert (...). Seiden Überzüge und Bordirung über 12 Sessel u. Diwang (...). Zu dem Diwang und 12 Sessel weiße Überzüge (...). Für sämtliche Stühle u. Diwang macht an Brontze (...)."[43] Im gleichen Jahr entstand ein Gemälde von Heinrich Kolbe, das die fürstliche Familie zeigt; Fürstin Emile wird in einem der aus Kassel gelieferten Sessel dargestellt (Abb. 14).

Insgesamt sechs Sessel wurden als Teile der Sitzgarnitur für das „Wohnzimmer des regierenden Fürsten" aus Kassel geliefert (Abb. 15). Zwei aus zwei gegenständigen Balustern zusammengesetzte Vorderstützen und zwei Säbelbeine hinten tragen die Zarge. Die vordere Zarge ist leicht konvex gebogen und wird an den Ecken durch Klötzchen mit Rosetten betont.

Die gepolsterte, rechteckige Rückenlehne ist schlicht durch Holme, Quersteg und mit Fadeneinlagen versehenes Abschlussbrett eingefasst. Die gerade geführten gepolsterten rundstabförmigen Armlehnen münden mit einer kleinen Volute in die Rückenlehne. Als Stützen der Armlehnen fungieren wiederum zwei gegenständige Baluster. Vergoldete Bronzeappliken in Gestalt von fein ausgearbeiteten Blattkapitellen befinden sich an den Vorderbeinen und den Lehnenstützen, während Rosetten die Eckklötzchen und die Stirnseiten der Armlehnen besetzen. Die Vorderbeine stecken in kleinen bronzenen Fußschuhen.

Im Wesentlichen wird der Sessel durch die Kombination von französischen und englischen Gestaltungsmerkmalen bestimmt. Auf französischen Einfluss weist das betonte Absetzen von Zarge, Armlehnstützen und Armlehnen hin. Aber auch der für die Vorder- und die Armlehnstützen verwendete Doppelbaluster ist französischer Herkunft. Das Absetzen der rosettengeschmückten Eckklötzchen von der Zarge und der leichte konvexe Bogen der Frontzarge selbst sind französisch inspiriert. Ähnlich verhält es sich mit dem reichen Schmuck an vergoldeter Bronze. Die besonders qualitätvolle Ausführung der Beschläge spricht allein schon für eine Pariser Provenienz, was durch den Vermerk in der Rechnung „von ächter Pariser Bronze" schließlich bestätigt wird. Auf englischen Einfluss weisen die in leichtem Schwung in die Hinterstützen verlaufende Rückenlehne und die Ahorn-Fadeneinlagen des Rückenlehnenbrettes hin.

Von den Armlehnstühlen wurden im März 1828 von Wilhelm Blaue sechs Stück zum Preis von 154 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zu selbigem Sopha 6 Stück Armlehnstühle massiv von gestreiften Mahagonie Holz (...), Hierzu von ächter Pariser Bronze 24 Stück Capitails mit erhabenen Blättern (...), An den vorder Füße 12 kleine Tulpen (...), 24 Rosetten von 2 Zoll dia (...), 24 Rosetten von 1 1/4 Zoll dia (...)."[44]

Insgesamt zehn Sessel (Abb. 16) gehörten zu dem Kanapee, das für den als „Oranges Zimmer" und später als „Blaues Zimmer" bezeichneten Raum bestimmt war. Säulenartige, kannelierte Vorderstützen mit Ringkapitellen und Bronzeschuhen und leicht ausgestellte kantige Hinterbeine, die sich in der s-förmig geschwungenen Rückenlehne fortsetzen, tragen die Zarge. Sie ist annähernd quadratisch und an den vorderen Ecken ab-

gerundet. Die gepolsterte, rechteckige Rückenlehne ist schlicht durch Holme, Quersteg und Abschlussbrett eingefasst. Ein stilisiertes Blütenmotiv vermittelt den Übergang zwischen Arm- und Rückenlehne. Bei den Sesseln werden die gepolsterten Armlehnen, die nach vorne in kannelierten Voluten auslaufen, von leicht gebogenen Stützen getragen. Zurückhaltend sind die Bronzeappliken angebracht. Es findet sich je ein Kompositmotiv auf der Vorderzarge und dem Abschlussbrett der Rückenlehne und ein florales Motiv am Übergang von Arm- zu Rückenlehne.

An den Sesseln finden sich zahlreiche Gestaltungselemente, die einen englischen Einfluss verraten. Ein wichtiges Merkmal ergibt sich bereits in der Kontur. Es ist der fließende Übergang von geschwungener Rückenlehne und ausgestellten Hinterbeinen und der Zarge. An französischen Vergleichsmöbeln sind die einzelnen Bauelemente wesentlich stärker gegeneinander abgesetzt, wie es sich beim Übergang der Arm- in die Rückenlehne an diesem Möbel zeigt. Es ist aber auch die ausgewogene Linienführung, bei der die s-förmig geschwungene Rückenlehne mit dem Schwung der Armlehnstützen korrespondiert. Auch das Abrunden der Frontzarge ist deutlich auf englische Vorlagen zurückzuführen. Ebenso verhält es sich mit den von Kanneluren abgeleiteten Riefelungen auf den volutenförmigen Enden der Armlehnen.

Von den Armlehnstühlen wurden im März 1828 von Wilhelm Blaue zehn Stück zum Preis von knapp 235 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zu selbigem Sopha 10 Stück Armlehnstühle massiv von gestreiften Mahagonie Holtz (...). Hierzu 20 Stück gedrehte Stuhlbeine Capitails (...), 20 Stück Tulpen (...), 10 kleinere Friese à corne dabontens an die Rücklehne (...), 10 Stück Friese an die vordere Zarge (...), 20 Stück Verzierungen an den Armen (...)."[45]

Konsoltische

Zwei Konsoltische wurden für das „Visitenzimmer" der Fürstin angeschafft (Abb. 17) und zusammen mit den Pfeilerspiegeln (Abb. 31) aufgestellt.

Die Gesamterscheinung der Konsoltische wird durch einen architektonischen Aufbau bestimmt. Die direkt auf dem Boden ruhende Sockelplatte ist nach vorne eckig ausgeschnitten und erscheint dadurch an den Seiten vorgezogen, um als Postament für die beiden Säulenpaare zu dienen. Vergoldete Bronzebasen und -kapitelle schmücken die Stützen. In die Sockelplatte ist ein intarsiertes halbkreisförmiges Motiv eingelegt, das durch die Wirkung des rückwärtigen Spiegels verdoppelt wird. Die Zarge ist in Form eines Frieses gestaltet, der mit mehreren Appliken bestückt ist. Nach oben schließt sich ein Gesims an, das zur aufliegenden Deckplatte aus weißem Carrara-Marmor überleitet. Die Beschläge der Zarge sind zahlreich und aufwendig gestaltet. Das Mittelmotiv zeigt eine in einem von Amoretten gezogenen, antiken Kampfwagen sitzende männliche mythologische Gestalt, die ein Füllhorn und einen Pfeil(?) in den Händen hält (Abb. 18). In Verlängerung der Konsolenstützen befinden sich an der Zarge vier identische Schmuckmotive, die sich aus je einer mit Vogelflügeln besetzten brennenden Fackel und einem Lorbeerkranz zusammensetzen (Abb. 19).

Die Gestaltungsmöglichkeit der Stützen architektonisch angelegter Konsoltische des Empire und Späteempire war vielfältig: Hermenpilaster, Karyatiden, Säulen, Pfeiler, Baluster, Tierprotome usw. Speziell bei Konsoltischen, die von Pfeilern oder Säulen getragen wurden, konnten auch gekuppelte Stützen verwendet werden. Die direkt auf dem Boden ruhende Sockelplatte, die gleichstarke Zarge und die beiden Säulenpaare vermitteln bei den Kasseler Möbelstücken den Eindruck betonter Schwere. Vermieden wurde jedoch die französischen Modellen gelegentlich eigene, durch kantige Pfeilerbeine hervorgerufene aufdringliche Monumentalität – durch die Verwendung von Säulen und dem biedermeierlich wirkenden Intarsienmotiv auf der Sockelplatte. Sehr ähnliche, jedoch etwas kompaktere Konsoltische entstanden bereits 1819 in Kasseler Werkstätten für die „Gelbe Galerie" im Roten Palais (Abb. 20).[46]

Das Paar Konsoltische wurde im Juni 1823 vom „Möbel Magazin der Vereinigten Schreiner" in Kassel zum Preis von knapp 160 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zwei Consol Tische



Abb. 24 Servante, wahrscheinlich Kassel, um 1835?, Mahagoni massiv und furniert, vergoldete Bronzebeschläge, Schloss Detmold. Foto aus Georg Kreisel, Heinrich Himmelheber: Die Kunst des deutschen Möbels, Bd. III. Kassizismus, Historismus, Jugendstil. München 1983[2]

mit Säulen (...). Zwey weiße Cararische Marmor Blatten auf die Tische (...), für Bronzen die beiden Konsoltische (...). Zwey Spiegel zu die Consoltische (...)."[47]

Zwei weitere Konsoltische wurden für einen heute nicht mehr nachweisbaren Raum im Detmolder Schloss angeschafft. Zwei mit vergoldeten Bronzekapitellen und -basen bestückte Säulen vorne und zwei brettartige Stützen hinten tragen den rechteckigen Tisch (Abb. 21).

Die vorderen Stützen ruhen auf zylinderförmigen Postamenten, die der Sockelplatte angefügt sind. In die Rückwand ist ein Spiegel eingefügt. Die deutlich höher als die Sockelplatte angelegte Zarge ist als Fries ausgebildet. Den oberen Abschluss bildet eine Kranzleiste mit zurückspringender Deckplatte, die ursprünglich aus lapislazulifarbenem Stuckmarmor bestand und in späterer Zeit durch eine mit Mahagoni furnierte Platte ersetzt wurde. Zentrales Schmuckmotiv des Frieses ist eine feuervergoldete Applike mit der Darstellung des Meeresgottes Neptun, wie er in einem von Seepferden gezogenen Fahrzeug – von Nereiden und Tritonen begleitet – über die Wellen reitet. Am Zargenrand sind zusätzlich oberhalb der Stützen frontal und an den Seiten verzierte Palmetten angebracht (Abb. 22).

Der Konsoltisch, von dem es ursprünglich zwei Stücke gab, stellt mit den beiden vorderen Säulenstützen und den rückwärtigen Lisenen einen klassischen Typus des Empire und Spätempire dar. Dadurch, dass die Sockelplatte leicht vom Boden abgehoben ist, wirkt das Möbel eleganter und leichter. Schwer lastet dagegen die massige Zarge. Der zahlreiche und qualitätvolle Bronzeschmuck setzt kontrastreiche Akzente, die natürlich durch die ursprüngliche grüne Stuckmarmorplatte noch gesteigert wurde.

Das Paar Konsoltische wurde im März 1828 von Wilhelm Blaue zum Preis von knapp 84 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zwei Consul (sic!) Tische jeden mit 2 Säulen (...) von geblümten Mahagoniholz (...), Hierzu 4 Capitails nebst Basis (...), 2 Friese Neptune (...), 8 Palmets (...), 2 belegte Spiegelgläser jedes 22" 18 Zoll brabanter Maaß (...), 2 Blätter von blauen Stuck Marmor lavis lazale."[48]

Schrankmöbel: Vitrine und Servante

Eine wahrscheinlich in Kassel hergestellte Vitrine wurde in den Räumen der Fürstin aufgestellt. Das streng architektonisch konzipierte, dreiseitig verglaste Möbel ist oberhalb eines direkt auf dem Boden ruhenden Brettsockels von Säulen mit korinthisierenden Kapitellen umstellt, die das mächtige Gebälk mit geschmücktem Fries und Dreiecksgiebel tragen (Abb. 23). Die Rückwand



Abb. 25 Kommode, Kassel, um 1819, Mahagoni, vergoldete Bronzebeschläge. Schloss Detmold



Abb. 26 Kommode, aus: „Collection de meubles et objets de goût" 1811/13. Foto aus Paul Cornu: Meubles et Objets de Goût (1796-1839). 678 Documents. Tiré des Journaux de Modes et de la Collection de la Mésangère. Paris 1914

Abb. 27 Kommode, Zuggriff, vergoldete Bronze, wahrscheinlich Paris

Abb. 28 Kommode, Schlüssellocheinfassung, vergoldete Bronze, Paris?





des Möbels ist verspiegelt. Die beiden Fachböden sind fest eingebaut und liegen in Höhe der Querstreben der Verglasung. Reicher vergoldeter Bronzeschmuck, aber auch an Flammleisten erinnernde vertikale Gliederungselemente sorgen für eine hochrepräsentative Wirkung des Möbels.

Die Vitrine, der durch Scheiben abgeschlossene Schauschrank, diente im Allgemeinen der Präsentation von kleinen Wertsachen wie Silbergeräten, Gläsern, einzelnen Porzellanstücken, aber auch von Reiseandenken und Taufgeschenken. Für die Detmolder Vitrine wissen wir, dass sie ein Schreibzeug, Pokale, Gläser und Porzellangefäße enthielt.[49] Vitrinen sind keine Erfindungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erfuhren aber in dieser Zeit erst ihre wahre Verbreitung und künstlerische Ausbildung – „erst in dem Zusammenklang von Inhalt und gut gestalteter Eigenform erfüllt sie ihre repräsentative Aufgabe."[50]

Die hier vorgestellte Vitrine, die mit großer Wahrscheinlichkeit im „Visitenzimmer" der Fürstin Emilie stand, stellt mit ihrem höchst repräsentativen Anspruch ein bemerkenswertes Stück dar. Der streng architektonische Aufbau mit Sockel, Stützen und Gebälk im Verein mit großflächigen und höchst kunstvoll gearbeiteten Pariser Goldbronzebeschlägen schaffen ein in seiner Art einmaliges Möbel des deutschen Spätempire. Wahrscheinlich wurde die Vitrine aufgrund übereinstimmender formaler und stilistischer Merkmale zusammen mit der für das „Visitenzimmer" der Prinzessinnen bestimmten

Etagere aus derselben Quelle bezogen, die leider durch Rechnungsbelege oder andere Dokumente nicht bestimmbar ist. Jedoch die Tatsachen, dass alle anderen Spätempire-Möbel aus Kassel bezogen wurden und die beiden Verwahrmöbel in Stil, Qualität und Ausführung diesen Stücken sehr nahe stehen, spricht schließlich für eine Anfertigung in Kasseler Werkstätten.[51]

In der weniger als hundert Kilometer von Kassel und Detmold entfernten Residenzstadt Arolsen fertigte Ferdinand Kaulbach um 1823 für den Fürsten von Waldeck und Pyrmont eine Spätempire-Vitrine von grundsätzlich anderem Charakter.[52] Das Arolser Möbel wird durch die Holzflächen und die kleinteiligen Holzeinlagearbeiten bestimmt. Im Gegensatz dazu treten die Bronzeappliken in den Hintergrund. Eine biedermeierliche Gesamtwirkung entsteht.

Die hier vorgestellte Servante befand sich ab 1840 mit großer Wahrscheinlichkeit im „Visitenzimmer der Prinzessinnen Durchl.". Das architektonisch konzipierte offene Regal ruht mit seinem Brettsockel direkt auf dem Boden (Abb. 24). Die drei Stellflächen werden an vier Seiten durch kannelierte Säulen mit Ringblechkapitellen und -basen verbunden. Die Rückwand ist verspiegelt. Oberhalb der Stützen erhebt sich ein hohes Gebälk mit Fries, Dreiecksgiebel und Attika. Reicher, jedoch kleinteiliger Schmuck aus vergoldeter Bronze und eine Füllung in Form einer liegenden Raute im Sockel dekorieren das Möbel.

Servanten dienten – ganz ähnlich den Vitrinen – der Zurschaustellung von kostbaren Kleinigkeiten, die jedoch nicht vor Staub geschützt waren.

Die formale und stilistische Nähe der Detmolder Etagere zu der oben behandelten Vitrine spricht für einen gemeinsamen Herstellungsort, wobei hier wiederum an Kassel zu denken ist.[53] Übereinstimmend sind in einem allgemeinen Sinne der architektonische Aufbau, im Detail der direkt auf dem Boden ruhende Sockel, die liegende Raute in der Sockelfront, die fast identischen Dekorationen mit vergoldeten Stäben am Sockel selbst und schließlich die sehr übereinstimmende Ausbildung der Dreiecksgiebelzone.

Alle beschriebenen Merkmale machen die Servante zu einem bemerkenswerten Spätempire-Möbel.

Kommoden

Zwei 1820 angekaufte Kommoden wurden im „Wohnzimmer" und im „Schlafzimmer" der Fürstin aufgestellt. Die Kommode mit vier Schubladen steht auf vier Blockfüßen (Abb. 25). Ein glattes Sockelprofil läuft um das ganze Möbel und ist als Postament der beiden flankierenden Säulen seitlich vorgezogen. Die Säulen sind – wie das gesamte Möbel – mit Mahagoni furniert und weisen feuervergoldete Basen und Kapitelle auf. Die Front der Kommode ist in Höhe der obersten Schublade in der Art eines Frieses vorgezogen. Den oberen Abschluss bildet eine Kranzleiste mit rückspringender Deckplatte. Sehr dezent sind die weiteren Bronzeappliken gesetzt. Hierzu gehören die Schlüsselschilde und der Zuggriff an den Schubladen. Ein wesentliches Merkmal der Kommode ist das sehr lebhafte Furnierbild, das in perfekter Symmetrie senkrecht gestellt ist. Die gesamte Front ist davon überzogen und es erinnert besonders stark an das Bild eines lodernden Feuers mit seinen aufsteigenden Flammen.

Die beiden vom Detmolder Hof in Kassel angekauften Kommoden sind charakterisiert durch eine international verbindliche Formensprache des Empire-Stiles. Ein Stich zu einer Kommode aus La Mésangères „Journal des Dames et des Modes" aus der Zeit von 1811-13 zeigt alle wesentlichen Merkmale der Kasseler Möbel und könnte daher durchaus als Vorlage gedient haben (Abb. 26). Dass der Vorlagenstich in den deutschen Staaten Verbreitung fand, belegt ein Kommodenpaar aus dem Schlafzimmer der bayerischen Königin Karoline in der Münchener Residenz.[54] Bis ins Detail der Beschlagmotive ist hier die Pariser Vorgabe von Münchener Schreinern umgesetzt worden.

Erwähnt werden müssen die allegorischen Motive an den Zuggriffen und den Schlüssellocheinfassungen der beiden Detmolder Kommoden (Abb. 27 und 28). Ähnlich wie an der Sitzgarnitur für das „Visitenzimmer" lässt sich hier eine Liebesallegorie erkennen: Zum einen spielt ein gelockter Amor mit zwei

Schmetterlingen und zum anderen umfassen Rosen die Schlüssellöcher. Die Rose galt als Sinnbild der Schönheit und Liebe.

Die beiden Kommoden wurden im April 1820 von dem „Meubel-Magazin der hiesigen Schreiner Meister" aus Kassel zum Preis von 96 Reichstalern geliefert.

Betten

Zwei Betten kamen 1820 in das „Schlafzimmer" der Fürstin (Abb. 29). Vier massige Blockfüße tragen das architektonisch durchgestaltete kastenförmige Bettgestell. Ein glattes Sockelprofil läuft um das ganze Möbel und ist an den Eckpostamenten verkröpft. Diesen sind Halbsäulen mit vergoldeten Kapitellen und Manschetten vorgelegt, die über einem Fries ein Gesims und als Abschluss eine der Länge nach halbierte Walze tragen. Die Kopf- und Fußenden sind durch drei Füllungen gegliedert. Zwischen den hohen Eckpostamenten vermitteln konkav ausgeschnittene Längsseiten. Alle Möbelflächen sind von einem ausgesuchten Mahagoni-Furnier überzogen, welches vor allen an den Außenseiten des Kopf- und Fußendes besonders lebhaft erscheint. Der Applikenschmuck aus vergoldeter Bronze erscheint an diesem Möbel besonders zurückhaltend: Neben den bereits erwähnten Kapitellen und Basen sind es nur einzelne Rosetten, die Akzente setzen.

Der Betttyp mit gleich hohem Kopf- und Fußende und geschwungenen Längsseiten wurde 1798 für das Schlafzimmer der Madame Recamier in aufwändiger Form entwickelt. Aufgrund seiner Ähnlichkeit mit einem Schiff wurde er „lit bateau" genannt und entwickelte sich zur verbreitetsten Bettform des Klassizismus. In aller Regel wurden diese Betten längs zur Raumwand aufgestellt.

Die beiden aus Kassel stammenden Betten sind charakterisiert durch den architektonischen Aufbau und hierbei vor allem durch die Halbsäulenpaare. Eine Vorlage für ein sehr vergleichbares Möbel, nämlich ein „Pariser Bett im neuesten Geschmack", erschien 1819 im „Journal des Luxus und der Moden" (Abb. 30). Der grundsätzliche architektonische Aufbau, die Säulenpaare, die seitlich in Rosetten auslaufende Einfassung der Längsseiten und schließlich die die beiden Stirnseiten abschließenden Walzen finden sich in dem Stich wieder. Ein Unterschied liegt in der Wahl halbkreisförmiger Stützen, die die Betten deutlich leichter scheinen lassen.

Die beiden Betten wurden im April 1820 von dem „Meubel-Magazin der hiesigen Schreiner Meister" aus Kassel zum Preis von 225 Reichstalern geliefert.

Sonstige Möbel: Spiegel und Fußbänkchen

Die beiden in Kassel angekauften Pfeilerspiegel wurden zusammen mit zwei Konsoltischen aufgestellt. Die hochrechteckige Spiegelfläche wird seitlich von zwei breiten, unkannelierten Pilastern mit vergoldeten korinthisierenden Kapitellen eingefasst (Abb. 31). Sie tragen zuunterst einen schmalen fazierten Architrav, darüber einen breiten, reich mit vergoldetem Schmuck dekorierten Fries und als Abschluss ein stark vorkragendes Konsolengesims. Vielfältig sind die vergoldeten Beschläge – teils aus Bronze, teils aus einer Kompositmasse gearbeitet. Ein Astragal und ein Eierstab scheiden die drei Gebälkabschnitte voneinander. Den Fries nimmt axial ein Kompositmotiv ein, das aus einer mittigen Rosette und sich daraus symmetrisch zu den Seiten entwickelnden Akanthusranken besteht (Abb. 32). Das dominierende Mittelmotiv wird seitlich von je einem Lorbeerkranz eingefasst. Schließlich sind auch die zahlreichen Gesimskonsolen vergoldet.

Der kolossale Pfeilerspiegel ist ein beliebtes Möbel des Empire-Stiles und wurde entsprechend auch im Spätempire vielfach eingesetzt. Die beiden Kasseler Spiegel imponieren durch ihren ausgeprägten architektonischen Aufbau. Die für Entwurf und Ausführung zuständigen Kasseler Handwerker haben mit sehr großer Wahrscheinlichkeit auf Joseph Beunats „Recueil des dessins d'ornements" von ca. 1813 zurückgegriffen. Beunats Vorschläge für architektonische Spiegel(?)einfassungen der Tafel 65 scheinen für den Kasseler Entwurf inspirierend gewirkt zu haben.[55] Noch eindeutiger ist der Umstand, dass aus Beunats Katalog zahlreiche Dekorationselemente ausgewählt, bestellt und schließlich auch an den Spiegelrahmen angefügt wurden. Hierzu gehören die großen vergoldeten Pilasterkapitelle (Abb. 33), [56] das Lotus-Palmetten-Band der Sima (Abb. 34)[57]



Abb. 29 Bett, Kassel, um 1819, Mahagoni, vergoldete Bronzebeschläge. Schloss Detmold

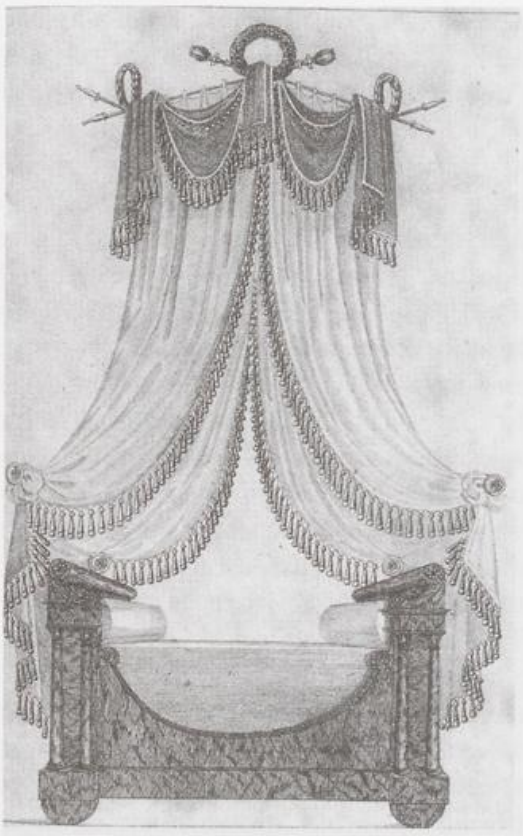


Abb. 30 Bett, aus: „Journal des Luxus und der Moden, 1819. Foto aus: Doris Kuhles: Journal des Luxus und der Moden 1786-1827. Analytische Bibliographie mit sämtlichen 517 schwarzweißen und 976 farbigen Abbildungen der Originalzeitschrift, Bd. 2. Weimar 2003



Abb. 31 und 32 Pfeilerspiegel, Kassel, um 1827, Mahagoni, Spiegelglas, vergoldete Kompositmasse?; Gebälkzone mit Ornamenten aus vergoldeter Kompositmasse. Schloss Detmold





Abb. 33 Kapitell aus Beunaths Katalog „Recueil des dessins d'ornements" von ca. 1813. Foto aus: Joseph Beunat: Recueil des dessins d'ornements d'architecture, Paris und Sarrebourg ca. 1813, mit einer Einleitung von David Irwin. Reprint New York 1974

Abb. 34 Sima aus Beunaths Katalog „Recueil des dessins d'ornements" von ca. 1813. Foto aus: Joseph Beunat: Recueil des dessins d'ornements d'architecture, Paris und Sarrebourg ca. 1813. Reprint New York 1974

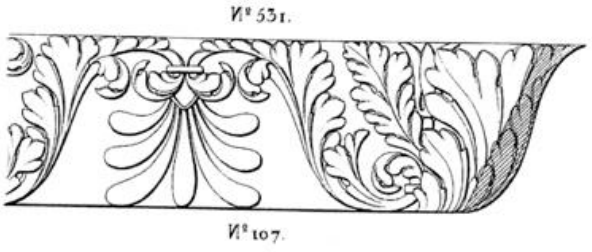
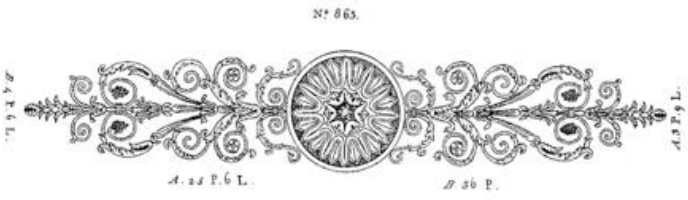


Abb. 35 Kompositmotiv aus Beunaths „Katalog Recueil des dessins d'ornements" von ca. 1813. Foto aus: Joseph Beunat: Recueil des dessins d'ornements d'architecture, Paris und Sarrebourg ca. 1813. Reprint New York 1974



und schließlich das große Kompositmotiv des Frieses (Abb. 35).[58] Die Übereinstimmung mit den Abbildungen im Beunath'schen Katalog ist frappierend. Hier kann kein Zufall vorliegen. Somit müssten die Verzierungen aus einer harten Kompositmasse bestehen.

Das Paar Pfeilerspiegel wurde im Juni 1823 vom „Möbel Magazin der Vereinigten Schreiner" in Kassel zum Preis von knapp 620 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zwey Spiegelrahmen nebst Verzierung und Vergoldung (...), zwey Spiegelgläser".[59]

Zwei Fußbänkchen haben sich erhalten und gehörten ursprünglich zu den Sitzmöbelgarnituren für das Wohnzimmer der regierenden Fürsten" und das „Orange Zimmer", das später „Blaues Zimmer" genannt wurde (Abb. 36).

Die beiden Fußbänkchen haben je vier kurze kantige, nach unten dünner werdende und ausschwingende Beine. Die zwischen den Beinen liegenden Zargenstücke sind leicht zurückgesetzt. Rosetten verzieren die Beine in Zargenhöhe. Die Gestaltung der beiden Fußbänke ist schlicht, aber dennoch im Sinne des „Style Empire" durchgeführt. Von den Fußbänken wurden im März 1828 von Wilhelm Blaue zwei Stück zum Preis von knapp 5 Reichstalern geliefert und wie folgt in der Rechnung bezeichnet: „Zu den beyden Sophas 2 Fuß Tabourets von Mahagonie".[60]

Kasseler Empire- und Spätempire-Möbel und Ausstattungskunst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Als Napoleons jüngster Bruder Jérôme als König von Westfalen im Jahre 1807 zusammen mit seiner Frau, Katharina von Württemberg, nach Kassel kam, war Schloss Wilhelmshöhe weitestgehend ausgeräumt. Offensichtlich hatte Kurfürst Wilhelm I. bei seiner Flucht, die durch die Besetzung Kurhessens durch die Franzosen im Jahre 1806 bedingt war, zahlreiche Ausstattungsstücke rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Schließlich hatte Napoleon die restlichen, noch vorgefundenen Objekte nach Paris bringen lassen. Jérômes Frau schrieb an ihren Vater, dass das Schloss einen recht wüsten Eindruck mache und neben den nackten Wänden allein mangelhafte Sitzmöbel erhalten seien.[61] In diesem Zusammenhang bat sie ihren Vater darum, den in württembergischen Diensten stehenden Architekten Nikolaus Friedrich Thouret nach Kassel zu schicken, was jedoch nicht geschah.

Vielmehr ließ Jérôme den Pariser Architekten Auguste Henri Victor Grandjean de Montigny kommen und beauftragte ihn mit der Fertigstellung des Schlosses Napoleonshöhe und dessen Ausstattung. Grandjean de Montigny war ein Schüler Charles Perciers und wirkte ab 1809 als „premier architecte". Grandjeans Hauptwerk in Kassel ist sicherlich der Umbau Simon Louis du Rys Museum Friedericianum in ein Ständehaus während der Jahre 1808-1810.

Zwischen 1808 und 1813 wurde Schloss Napoleonshöhe und die Residenz neu ausgestattet, wobei nur ein Teil der Möbel von Pariser Garde meuble geliefert wurde. Neben einigen wenigen Möbelstücken waren es vor allem jene Objekte, die nicht an Ort und Stelle hergestellt werden konnten, die aus Paris importiert wurden. Hierzu zählten vor allem vergoldete Bronzen in Gestalt von Leuchtern, Pendulen, Objets d'art und Porzellan.[62]

Die aus Frankreich gelieferten Möbelstücke stammten von den Ebenisten Bernard Molitor und François-Honoré-Georges Jacob-Desmalter.[63]

Für Molitor sind in Kassel sechs Konsoltische gesichert und vier Kommoden und zwei Gueridontische zugeschrieben.[64] Die erwähnten Möbel sind stilistisch sehr einheitlich, was sichvor allem durch die kurze Ausstattungsphase und durch die gezielte Auswahl der Ankäufer bei bestimmten Lieferanten erklären lässt.[65] Es handelt sich um Mobiliar des internationalen „Style Empire" mit schwerem architektonisch dominiertem Aufbau, scharfen geometrischen Formen und reichen vergoldeten Bronzebeschlägen, die kontrastreich auf lebhaft gemasertem und symmetrisch gestürztem Mahagoniholz angebracht sind.

Die Mehrzahl der in die Prunkräume gelieferten Möbel stammte wahrscheinlich jedoch nicht aus Paris, sondern wurde von einheimischen Tischlern verfertigt. Dies entsprach auch dem Wunsch des Pariser Garde meuble.[66] Ulrich Leben schreibt hierzu: „Die Kasseler Möbel sind umso interessanter, weil ihre Bedeutung als Prototypen des reifen französischen Empire in Deutschland sehr groß war und sie in der Folge Einfluß auf die Ausbildung deutscher Empireformen nahmen. Die Pariser Möbel dienten den Kasseler Kunsttischlern als Vorbilder."[67] Die vorgeschlagene Vorbildwirkung der Pariser Originale ist denkbar, aber nicht zwangsläufig die einzige Erklärungsmöglichkeit. Es können auch wiederum Vorlagenwerke wie La Mésangères „Journal des Dames et des Modes" die konkreten Vorbilder geliefert haben, was für die Zukunft noch zu überprüfen wäre.

Problematisch ist nur der Umstand, dass sich praktisch keine Möbel Kasseler Provenienz aus Jérômes Zeit erhalten haben.[68] Offensichtlich hatte der König von Westfalen bei seiner Flucht alle wertvollen Möbelstücke mitgenommen. Allein ein Möbel und zwar ein 1811 von Friedrich Wichmann gelieferter Schreibtisch mit Aufsatz hat sich erhalten.[69] Löwenfiguren aus Stuck und Karyatiden aus Marmor übernehmen hier die tragenden Funktionen. Schmückend wirken zwei große Reliefs. Als Holz verwendete Wichmann entgegen dem Zeitgeschmack Birkenmaser, was eine bemerkenswerte Wirkung hatte. Das feine richtungslos strukturierte Maserholz lässt die Oberfläche wie aus Stein gemeißelt erscheinen. Himmelheber fühlt sich dabei an Muschelkalk erinnert.[70] Das Möbel wird dadurch zum Denkmal.

Als Kurfürst Wilhelm I. Ende 1813 wieder nach Kassel zurückkehrte, beseitigte er alle Reformen und Neuordnungen der napoleonischen Zeit. Sein Sohn, Kurprinz Wilhelm, der spätere Kurfürst Wilhelm II. legte im Gegensatz zu seinem sparsamen Vater viel Wert auf eine repräsentative Hofhaltung. Im Jahre 1815 beauftragte der Kurprinz Johann Conrad Bromeis mit Erweiterungsplänen für das so genannte Landständische Haus, das fortan Kurprinzliches oder Weißes Palais genannt wurde und dem Prinzen und seiner Familie als repräsentative Wohnstätte dienen sollte.[71] Neben einer Wohnung sollte eine größere Zahl von Repräsentations- und Nebenräumen entstehen. Bereits 1815 entstand für das Schlafzimmer des Kurprinzen eine Ausstattung bestehend aus einer „Imperialbettstelle", drei Nachttischen, einer Konsolkommode, einem Ruhebett, einem Tisch und vier Stühlen, die allesamt aus Birkenmaser und Mahagoni gearbeitet und mit reichem Bronzebeschlag versehen waren. In der Materialwahl erinnern die Möbel deutlich an Wichmanns kolossalen Schreibtisch von 1811. Für zwei der drei Nachttische konnte eine direkte Vorlage in Percier und Fontaines „Recueil ..." nachgewiesen werden.[72] Ein ursprünglich im Ankleidezimmer des Weißen Palais' stehender Schreibschrank von 1815 stellt eine präzise Kopie nach La Mésangères „Collection de meubles ..." dar. Die beschriebenen, kurz nach dem Niedergang des napoleonischen Reiches entstandenen, qualitativ hochwertigen und höchst moder-



Abb. 36 Fußbänkchen, Kassel, um 1827, Mahagoni, vergoldete Bronzebeschläge. Schloss Detmold

nen Ausstattungsstücke weisen deutlich darauf hin, dass sich in Kassel bereits in den Jahren zuvor – also unter Jérômes Regierung – eine höchst kunstfertige Handwerkerschaft herausgebildet hatte, die kurzfristig in der Lage war, auch hohe Ansprüche zu befriedigen. Somit lässt sich im Rückschluss – gerade wenn die eigentlichen Möbel der Jahre um 1810 bis heute nicht mehr nachweisbar sind – doch einiges über die „missing links" sagen.

Im Jahre 1821 starb Kurfürst Wilhelm I. und sein Sohn, der bisherige Kurprinz, folgte ihm als Kurfürst Wilhelm II. auf den Thron. Das von seinem Vater betriebene kolossale Bauprojekt eines in barocken Traditionen stehenden Residenzschlosses, der so genannten Chattenburg, ließ der junge Kurfürst sofort stoppen und stattdessen einen Erweiterungstrakt mit Festsälen an das von ihm bewohnte Weiße Palais in Auftrag geben. Sowohl Johann Heinrich Christoph Jussow als auch Bromeis sollten Entwürfe vorlegen. Bromeis' Konzepte überzeugten schließlich den Kurfürsten und wurden realisiert. Somit war es für Bromeis eine zentrale Aufgabe, zahlreiche Raumkunstwerke mit Mobiliar für das neue kurhessische Residenzschloss zu entwerfen. Für das Weiße Palais lieferten vor allem die Schreinermeister Georg Andreas Koch, Justus Siebrecht, Heinrich Krug und Carl Lauckhardt Möbel, für das Rote Palais wurden noch zusätzlich Friedrich Blaue und Friedrich Sacksofsky herangezogen.

Nahezu zeitgleich mit dem Residenzbau entstand die Neuausstattung der Bel-Etage im Hauptgebäude von Schloss Wilhelmshöhe.[73] Bromeis lieferte auch zu diesen Räumen wiederum die Entwürfe. Der Kurfürst entschied schließlich, dass die Kasseler Schreinermeister Heinrich Krug, Justus Siebrecht, Carl Lauckhardt, Friedrich Sacksofsky, Conrad Dietrich und Johannes Karges mit der Ausführung der Sitzmöbel beauftragt wurden.[74] Die ausgeführten Möbel orientierten sich für diese Räume vor allem am internationalen „Style Empire", der Stillage, die bereits für das Residenzpalais aufgegriffen wurde.

Rolf Bidlingmaier konnte nachweisen, dass sich Bromeis ähnlich wie beim Entwerfen von Wand- und Deckenverzierungen auch beim Möbelentwurf eng an das französische Empire anlehnte.[75] Als Vorlagenwerke verwendete er Percier und Fontaines „Recueil..." und die Möbelentwürfe der „Collection de meubles et objets de goût" von La Mésangère. Die Spannweite reicht von der Übernahme einzelner Dekorelemente bis hin zur detaillierten Kopie ganzer Vorlagen. Besonders eindruckvoll unter den in Kassel entstandenen Möbeln ist ein kleines Ruhebett, das für das Südliche Schlafzimmer entstanden war. Mit seinen reichen militärischen Attributen wie dem vergoldetem Helm auf einem Mahagonisockel, den der Bildhauer Johann Christian Ruhl schnitzte, und der großen Bronzeapplike mit zwei gekreuzten Schwertern nimmt das Möbel deutlich Bezug auf den Kurfürsten.

Die Quellen belegen, dass von den knapp unter 100 in Kassel um 1825 ansässigen Schreinermeistern nur eine Handvoll für die höchst anspruchsvollen Aufträge von Bromeis ausgewählt wurden. Offensichtlich verfügten diese Handwerker über eine überdurchschnittliche Werkstattgröße mit einer entsprechenden Zahl von Gesellen, so dass sie in der Lage waren, die großen Aufträge in dem vorgegebene Zeitrahmen zu bearbeiten.

Schluss

Aus dem oben angesprochenen Kasseler Angebot kunstvoller, im französischen „Style

Empire" gearbeiteter Repräsentationsmöbel wählte auch der kleine Detmolder Hof für sich zahlreiche Stücke aus. Hochtalentierte und geübte Handwerker ließen in Kassel Möbel entstehen, wie sie sonst nur in Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe etc. zu haben waren und versahen sie zudem mit kostbaren, aus Frankreich eingeführten Bronzebeschlägen. Den Detmolder Schreinern traute man offensichtlich solche Könnerschaft nicht zu. Glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass sich nahezu alle Möbel aus Kassel im Detmolder Schloss erhalten haben. Sie vermitteln noch heute einen glänzenden Eindruck sowohl vom zeitgenössischen Stilempfinden als auch vom Geschick der Handwerker und dem Repräsentationsbedürfnis des Detmolder Hofes im frühen 19. Jahrhundert.

Anmerkungen

1 Stellungnahme Fürstin Paulines aus dem Jahr 1820 zur ersten Möbellieferung aus Kassel: „Sie sind äußerst schön und nicht zu theuer: 2 prächtige Himmelbetten, 2 schöne große Commoden, 2 Nacht Commoden, Canapee und 12 Stühle schon gepolstert, zwey Tische, alles vom besten Mahagony." StA Dt L 92 P 243, Dokument 2.

2 Die vorliegende Arbeit wäre ohne vielseitige Unterstützung nicht möglich gewesen. An erster Stelle danke ich S.D. Dr. Armin Prinz zur Lippe und I.D. Dr. Traute Prinzessin zur Lippe. Sie gewährten mir großzügigen Zugang zu den historischen Räumen des Detmolder Schlosses, gestatteten die eingehende Untersuchung zahlreicher, größtenteils bis heute nicht publizierter Möbelstücke, ermöglichten mir deren fotografische Aufnahme und stellten zusätzlich noch eigenes Bildmaterial zur Verfügung. Weiterhin danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Landesarchivs NRW, Staatsarchiv Detmold für vielfältige Hilfe bei der Quellenrecherche. Zu Dank verpflichtet bin ich last but not least Herrn Prof. Dr. Stefan Baumeier, Direktor des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, der meine Forschungen stets mit regem Interesse verfolgte und schließlich auch die Aufnahme meines Textes in den vorliegenden Band anregte.

3 Otto Gaul (Bearb.): Stadt Detmold.. Münster 1968 (Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 48, Teil 1).

4 Gaul 1968 (wie Anm. 3), S. 181, 244-245, Abb. 153, 244 und 245.

5 Armin Prinz zur Lippe: Schloß Detmold. Nachträge und Ergänzungen zum 48. Band der Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Teil I, Stadt Detmold, bearbeitet v. O. Gaul, Münster 1968. In: Westfalen 53, Münster 1975, S. 174-182.

6 G. Ulrich Großmann: Schloss Detmold. Regensburg 2002 (Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, 13).

7 „Inventarium über die im Residenz-Schlosse zu Detmold befindlichen Mobilien. Revidiert im Monat Junius 1802"; StA Dt L 98 Nr. 376, im Folgenden als „Inventar Schloss Detmold 1802" bezeichnet.

8 „Inventarium über die im Residenz-Schlosse zu Detmold befindlichen Mobilien. Revidiert vom 21. Juli bis 8ten September 1820", StA Dt L 77 B, im Folgenden als „Inventar Schloss Detmold 1820" bezeichnet.

9 "Haupt-Inventarium des Fürstlich Lippischen Residenz-Schlosses", wahrscheinlich um 1840 begonnen und mit Ergänzungen bis um 1870 geführt, im Folgenden als „Inventar Schloss Detmold um 1840" bezeichnet.

10 „Acta wegen allerlei für das hiesige Residenz-Schloß angeschaffte Sachen und Meubeln 1809-1841": StA Dt L 92 P Nr. 243.

11 StA Dt D 72 Staercke Nr. 533, Manuskript.

12 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 36.

13 Rolf Bidlingmaier: Das Residenzpalais in Kassel, Regensburg 2000, S. 106.

14 Bidlingmaier 2000 (wie Anm. 13), S. 55f.

15 Johann Georg Krünitz: Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus-, und Landwirtschaft, Bd. 1-242. Berlin 1733-1858, hier: Bd. 92 (1803), zitiert nach: Achim Stiegel: Berliner Möbelkunst vom Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Diss. Freie Universität Berlin, 2001, Bd. 1, S. 253.

16 Lippisches Intelligenzblatt Nr. 5, 10.2.1821, S. 45.

17 Für den freundlichen Hinweis danke ich Herrn Klaube, Stadtarchivar in Kassel.

18 StA Dt L 92 P 243, Dokument 2.

19 StA Dt L 92 P 243, Dokument 16

20 StA Dt L 92 P 243, Dokument 15.

21 StA Dt L 92 P 243, Dokument 26.

22 StA Dt L 92 P 243, Dokument 58.

23 Gaul, Stadt Detmold (wie Anm. 3), S. 225.

24 StA Dt L 92 P 243, Dokument 61/68.

25 StA Dt L 92 P 243, Dokument 86.

26 StA Dt D 73 Tit. 4 Nr. 6952 (Entwurf), Nr. 6953-6954 (Beschreibung). Zum lippischen Landbaumeister Ferdinand Brune (1830-1857) s. Gerhard Peters: Baugeschichte der Stadt Detmold. In: Geschichte der Stadt Detmold. Detmold 1953, S. 182-225; hier: S. 196ff.: „der vielbeschäftigte, aus der Schinkelschule kommende Ferdinand Brune"; Elisabeth Steichele: Landbaumeister Ferdinand W. Brune und seine Spuren im Detmolder Stadtbild. In: Eckart Bergmann und Jochen G. Güntzel (Hg.): Baumeister und Architekten in Lippe, Bielefeld 1997, S. 77-95.

27 StA Dt D 73 Tit. 4 Nr. 6953-6954.

28 StA Dt D 73 Tit. 4 Nr. 6953-6954.

29 Cornu: Meubles et Objets de Goût (1796-1839). 678 Documents. Tiré des Journeaux de Modes et de la Collection de la Mésangère. Paris 1914, Tafel 65, Abb. untere Reihe, linkes Möbel.

30 Doris Kuhles: Journal des Luxus und der Moden 1786-1827. Analytische Bibliographie mit sämtlichen 517 schwarzweißen und 976 farbigen Abbildungen der Originalzeitschrift, Bd. 1-3, hier Bd. 2. Weimar 2003.

31 Godroniert von frz. godronné: gefältelt; hier: Dekoration mit senkrechten, aneinander gereihten Wülsten.

32 Hans Ottomeyer; Axel Schlapka: Biedermeier. Interieurs und Möbel. München 20002, S. 206.

33 Charles Percier; Pierre F. L. Fontaine: Recueil de décorations intérieures. Paris 1801-12, Reprint New York 1991, Tafel 19.

34 Denise Ledoux-Lebard: Versailles. Le Petit Trianon. Le Mobilier des inventaires de 1807, 1810 et 1839. Paris 1989, S. 100, Abb. 102.

35 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

36 Léon de Groër: Les Arts décoratifs de 1790 à 1850. Paris 1985, Abb. 137.

37 Denise Ledoux-Lebard: Les Ebénistes du XIXe siècle 1795-1889. Paris 1984, S. 311.

38 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

39 Pierre Antoine Leboux de la Mésangère: Collection de meubles et d'objets de goût, erschienen als Beilage in: Journal des Dames et des Modes. Paris 1802-1835.

40 Cornu 1914 (wie Anm. 29), Tafel 70, Abb. obere Reihe, linkes Möbel.

41 StA Dt L 92 P Nr. 243, Vorgang 36

42 Brigitte Langer: Die Möbel der Schlösser Nymphenburg und Schleißheim. München – London – New York 2000, S. 231-234.

43 StA Dt L 92 P Nr. 243, Beleg 58.

44 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

45 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

46 Bidlingmaier 2000 (wie Anm. 13), S. 172, Abb. oben und S. 178, Abb. oben rechts.

47 StA Dt L 92 P Nr. 243, Beleg 58.

48 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

49 StA Dt L 98 Nr. 389 Inventar Schloss Detmold von ca. 1840, S. 10.

50 Jörn Bahns: Biedermeier-Möbel. Entstehung – Zentren – Typen. München 1979, S. 110

51 Vgl. auch eine in Kassel entstandene Vitrine für das Weiße Palais von ca. 1818: Georg Kreisel, Heinrich Himmelheber: Die Kunst des deutschen Möbels, Bd. III. Klassizismus, Historismus, Jugendstil. München 19832, Abb. 487.

52 Thomas Dann: Die Schreiner Kaulbach in Arolsen. Ein Beitrag zur Möbelkunst Waldecks. In: Museumshefte Waldeck-Frankenberg 13 (1992), Abb. 18.

53 Die Detmolder Servante ist bereits publiziert: Kreisel/Himmelheber 1983 (wie Anm. 51), Abb. 486. Wohl nicht ganz zufällig wird das Möbel im Kontext mit einer Kasseler Vitrine gezeigt, wodurch die Gemeinsamkeiten offenbar werden; siehe auch: Abb. 487.

54 Brigitte Langer, Hans Ottomeyer, Alexander Herzog von Württemberg: Möbel des Empire, Biedermeier und Spätklassizismus. In: Gerhard Hojer; Hans Ottomeyer (Hg.): Die Möbel der Residenz München, Bd. 3, München – New York 1997, Katalog-Nr. 10, S. 87-88.

55 Joseph Beunat: Recueil des dessins d'ornements d'architecture. Paris und Sarrebourg ca. 1813, mit einer Einleitung von David Irwin. Reprint New York 1974, Tafel 65.

56 Beunat ca. 1813/1974 (wie Anm. 55), Tafel 20, Nr. 210.

57 Beunat ca. 1813/1974 (wie Anm. 55), Tafel 46, Nr. 531

58 Beunat ca. 1813/1974 (wie Anm. 55), Tafel 87, Nr. 863.

59 StA Dt L 92 P Nr. 243, Beleg 58.

60 StA Dt L 92 P Nr. 243, Dokument 85.

61 Kreisel/Himmelheber 1983 (wie Anm. 51), S. 79.

62 Bruno Foucart: Attirance et réaction dans les relations artistiques franco-allemandes entre 1800 et 1815 : la diffusion du mobilier Empire, le retour à l'art médiéval. In : Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte (hg. vom Deutschen Historischen Institut in Paris). Paris 1972, S. 607-622, hier: S. 611.

63 Ernst Ulrich Leben: Bernard Molitor (1755-1833). Leben und Werk eines Pariser Kunsttischlers. Diss. Bonn 1989, Bd. 1, S. 76 und Anm. 125.

64 Leben 1989 (wie Anm. 63), Kat.-Nr. 81 a, b; 82 a-d; 29 a-d; 96 und 97.

65 Leben 1989 (wie Anm. 63), Bd. 1, S. 76.

66 Leben 1989 (wie Anm. 63), Bd. 1, S. 75.

67 Leben 1989 (wie Anm. 63), Bd. 1, S. 76.

68 Die bei Kreisel/Himmelheber 1983 (wie Anm. 51) vorgestellten und in die Jahre um 1810 datierten Stücke der Abb. 312-321 stammen nach neueren Forschungen von R. Bidlingmaier aus der Zeit um 1823, siehe hierzu: Rolf Bidlingmaier: Kasseler Empiremöbel auf Schloß Wilhelmshöhe. In: Weltkunst 68 (1998), Heft 13, S. 2422-2425.

69 Zu dem Möbel siehe ausführlich: Kreisel/ Himmelheber 1983 (wie Anm. 51), S. 79 und Abb. 310.

70 Kreisel/ Himmelheber 1983 (wie Anm. 51), S. 79.

71 Zur Baugeschichte des Weißen Palais' siehe: Bidlingmaier 2000 (wie Anm. 13, S. 13 ff).

72 Bidlingmaier 2000 (wie Anm. 13), S. 133-136.

73 Bidlingmaier 1998 (wie Anm. 68), S. 2422-2425.

74 Bidlingmaier 1998 (wie Anm. 68), S. 2423.

75 Bidlingmaier 2000 (wie Anm. 13), S. 292.



Abb. 1 Auf dem Libori-Pottmarkt in Paderborn. Gemälde von Elisabeth Füller-Teilhof, Öl auf Hartfaserplatte, 1975 (WFM Inv.-Nr. 2003:874)



Abb. 2 Der Brautwagen. Gemälde von Elisabeth Füller-Teilhof, 1968 (WFM Inv.-Nr. 2003: 879)

Theodor Kohlmann

Laienmalerei in Westfalen und anderswo

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung „Zwischen Stall und Staffelei. Die Bäuerin und Malerin Elisabeth Füller-Teilhof" am 20. Juni 2004

Vorbemerkung der Redaktion

2003 erwarb das Westfälische Freilichtmuseum Detmold einen großen Teil des Werkes der Laienmalerin Elisabeth Füller-Teilhof, einer Bäuerin aus Delbrück, Kreis Paderborn (1920-1998). Im folgenden Jahr wurde eine Auswahl der Bilder in einer Ausstellung in der früheren Fasanerie des Freilichtmuseums präsentiert. In seiner Ansprache zur Ausstellungseröffnung am 20. Juni 2004 gab Prof. Dr. Theodor Kohlmann, der frühere Direktor des Museums für Volkskunde in Berlin (heute: Museum Europäischer Kulturen) einen Überblick zur Geschichte der Laienmalerei in Europa und ordnete das Werk von Elisabeth Füller-Teilhof in größere Zusammenhänge ein. Im Folgenden wird die Ansprache im Wortlaut dokumentiert.

Meine sehr geehrten Damen, meine Herren,

[...] Ich bin zu dem heutigen Anlass der Ausstellungseröffnung „Zwischen Stall und Staffelei. Die Bäuerin und Malerin Elisabeth Füller-Teilhof" gerne wieder einmal nach Detmold gekommen. Das erste Mal war ich vor 35 Jahren hier, um Dr. Schepers und sein Freilichtmuseum kennen zu lernen. Ich war damals – 1969 – gerade vom Museumsdorf Cloppenburg an das Berliner Museum für Deutsche Volkskunde gewechselt. Der damalige Direktor des Museums, mein Vorgänger Professor Lothar Pretzell, hatte seit 1959 eine umfangreiche Sammeltätigkeit begonnen, um die Kriegsverluste des Museums auszugleichen. Bei unseren Ankaufsreisen von Berlin nach Westfalen – meistens ging es um bäuerliche Möbel – waren die interessantesten Stücke immer schon für Dr. Schepers reserviert.

Prof. Pretzell hatte auch eine Sammlung naiver Kunst aufgebaut, der sein besonderes Interesse galt. Anlass, dieses Sammelgebiet zu pflegen, war sicher die Verwandtschaft

der naiven Kunst zur Volkskunst. So war ein weiteres Sammelgebiet von Prof. Pretzell das der bemalten Spanschachteln. Im Rahmen des Aufbaus der Sammlung naiver Malerei schickte mich Prof. Pretzell am 7. April 1971 nach Marienloh bei Paderborn, um bei Elisabeth Füller-Teilhof ein Bild für das Berliner Museum zu erwerben. Dieser Besuch und die damit verbundene persönliche Bekanntschaft mit Elisabeth Füller-Teilhof sind der eigentliche Anlass, dass ich heute zu Ihnen spreche. Ich komme auf den Besuch am Ende meiner Einführung zurück.

Die Berliner Sammlung habe ich 1979 unter dem Titel „Laienmaler aus Deutschland und Österreich" auch als Hommage für Lothar Pretzell zu seinem siebzigsten Geburtstag in einer Sonderausstellung zuerst in Bonn-Bad Godesberg im Rahmen der Ausstellungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, dann im Berliner Volkskundemuseum und in verschiedenen westdeutschen Museen gezeigt, darunter auch im Daniel-Pöppelmann-Haus in Herford und im Märkischen Museum in Witten. Zu der Ausstellung erschien ein Bestandskatalog mit Abbildungen aller 141 Bilder der Sammlung und mit biographischen Angaben zu den 62 Laienkünstlern, die in der Berliner Sammlung vertreten sind, darunter auch Elisabeth Füller-Teilhof.

Neben der Berliner Sammlung zur Laienmalerei, die übrigens in Kürze teilweise in Berlin ausgestellt wird, besitzt vor allem das Clemens-Sels-Museum in Neuss im Rheinland eine wichtige Sammlung naiver Malerei, die von Frau Dr. Irmgard Feldhaus zusammengebracht wurde. Außerdem birgt das Vestische Museum in Recklinghausen eine „Spezialsammlung: Sonntagsmaler des Ruhrgebietes", wie in Keysers Führer durch Museen und Sammlungen von 1961 zu lesen ist. Diese Sammlung ist Prof. Thomas Grochowiak, dem Direktor des Museums, der auch als Maler in der Gruppe „junger westen" einen Namen hat, zu verdanken. Ansonsten sind Werke naiver Malerei nur in Einzelfällen in deutsche Museen gelangt. Stärker war das Interesse von Privatsammlern. Hier ist vor allem Charlotte Zander zu nennen, deren umfangreiche Sammlung in Schloss Bönnigheim in Württemberg auch öffentlich zugänglich ist. Vor zwei Jahren konnte ich Schloss Bönnigheim im Rahmen einer Tagung des Berliner Arbeitskreises „Bild – Druck – Papier" besichtigen und dabei auch in Berlin vertretene Laienmaler entdecken, z.B. den bayerischen Bauernmaler Max Raffler.

Meine Einführung trägt den Titel „Laienmalerei in Westfalen und anderswo". Ich beginne mit dem „anderswo" und nenne als ersten und wichtigsten naiven Maler den französischen Zöllner Henri Rousseau, geboren 1844. Seine frühesten bekannten Bilder entstanden 1880. 1889 erfolgte seine Bekanntschaft mit Gauguin, Redon, Seurat und Pissarro. 1908 veranstaltete Picasso zu seinen Ehren ein Bankett. Er starb 1910 in Paris. Es gibt eine Anekdote, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Bei einem Treffen Rousseaus mit Picasso sagte Rousseau zu Picasso: „Wir beide sind die berühmtesten Maler der Welt, du im ägyptischen Stil und ich im modernen."

In der Tat ist die naive Malerei parallel und zum Teil in Wechselwirkung zur modernen Kunst entstanden. Wassily Kandinsky hat sich in seiner Schrift „Das Geistige in der Kunst" auch mit der naiven Kunst befasst und die Prognose aufgestellt: „Ich sehe für die Zukunft nur die abstrakte Kunst und die naive Malerei." Ein entscheidender Unterschied ist allerdings, dass sich die moderne Kunst in verschiedene Richtungen weiterentwickelte, z.B. zum Kubismus, Surrealismus, Expressionismus, Konstruktivismus usw., die naive Kunst aber in der Nachfolge Rousseaus sich im Grunde gleichbleibt. Das gilt für die naive Kunst insgesamt als auch für den individuellen Künstler, der – ohne eine künstlerische Ausbildung zu besitzen – in unbeholfen primitiver Ausdrucksweise gestaltet. Aber nicht jeder Laienmaler, der einen Pinsel zur Hand nimmt, ist in der Lage, qualitätvolle Laienkunst zu produzieren. Dazu gehört ein individuelles Vermögen.

Ich bringe einige Bemerkungen zu der etwas verwirrenden Fülle von Begriffen, mit denen Laienmalerei benannt wird. Der Laienmaler ist dem an einer Kunstakademie ausgebildeten Künstler gegenübergestellt. Schafft er aus individueller Mentalität aussagekräftige Bilder, ist er ein naiver Maler. Wer seine Motive brav auf Papier oder Leinwand pinselt, wäre als Hobbymaler zu bezeichnen. In

Bezug auf Recklinghausen war von Sonntagsmalerei die Rede. Dieser Begriff beruht darauf, dass der Laienmaler in der Regel einem Beruf nachgeht und nur Sonntags Zeit zum Malen hat. In Bratislava fand seit 1966 alle drei Jahre eine Triennale der insiten Kunst (nach lat. *insitus* = angeboren, aufrichtig) statt. Dann gibt es den Begriff des Autodidakten. Hier handelt es sich um Künstler, die ohne Ausbildung an einer Kunsthochschle anerkannte Künstler geworden sind. Max Ernst ist hierfür ein gutes Beispiel. Schließlich ist ein Dilettant jemand, der im Eigenstudium den ausgebildeten Malern nahe zu kommen sucht. Im Biedermeier war der Dilettant und noch mehr die Dilettantin häufig anzutreffen.

Ich komme auf den Beginn der naiven Kunst als Teil der modernen Kunst in Frankreich zurück. Über Henri Rousseau hatte der in Paris lebende deutsche Kunsthistoriker Wilhelm Uhde schon 1911, ein Jahr nach Rousseaus Tod, eine Veröffentlichung vorgelegt. Seine Schrift „Fünf primitive Meister" erschien erst 1947 und behandelte neben Rousseau den Gärtner Andre Bauchant (1895-1958), den Knecht, Ringkämpfer im Zirkus, Bauarbeiter und Hilfsarbeiter in einer Zeitungsdruckerei Camille Bombois (1883-1970), den Postbeamten Louis Vivin (1861-1936), 1925 von Uhde entdeckt, und die Putzfrau Séraphine Louis (1864-1942), 1912 von Uhde entdeckt.

Für Deutschland ist für die Zwanziger Jahre der Kaufmann Adalbert Trillhaase zu nennen, sozusagen der deutsche Rousseau, 1858 in Erfurt geboren und 1936 in Niederdollendorf bei Königswinter gestorben. Seit 1919 lebte er in Düsseldorf, wo er durch den Künstler Otto Pankok zum Malen angeregt wurde. Im Kreis der Mutter Ey stellte er zusammen mit Otto Dix, der ein Bild der Familie Trillhaase gemalt hat, mit Max Ernst, Jankel Adler und anderen rheinischen Künstlern aus. 1933 erhielt er als „Entarteter Künstler" Malverbot. 1952 war er in der ersten größeren deutschen Ausstellung zur naiven Malerei im Museum am Ostwall in Dortmund unter dem Titel „Die Maler des Einfältigen Herzen" vertreten. Adalbert Trillhaase malte vorwiegend biblische Themen, die er mit großer Eindringlichkeit ins Bild setzte.

Das „anderswo" bezieht sich nicht nur auf Frankreich und das Westfalen benachbarte Rheinland. Ohne auf Einzelheiten einzugehen erwähne ich die polnischen Schnitzer, die nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt geworden sind und eifrig gesammelt wurden und werden, meist wieder von Privatsammlern. Das Berliner Volkskundemuseum besitzt eine reichhaltige Sammlung meist religiöser Figuren und Gruppen, die mit der Sammlung „Das Evangelium in den Wohnungen der Völker" von Frau Gertrud Weinhold in das Berliner Museum kamen. Als Beispiel nenne ich den Kleinbauern Adam Zegadlo, geb. 1910, als den erfindungsreichsten naiven polnischen Schnitzer, in dessen Werk die Darstellung jüdischer Menschen und Bräuche einen breiten Raum einnimmt. Vielen ist als eine Hauptvertreterin der naiven Kunst die Amerikanerin „Grandma Moses" (1860-1961) mit ihren Bildern aus dem amerikanischen Farmerleben bekannt.

Aus meiner Betrachtung klammere ich die jugoslawische „Schule" der bäuerlichen Hinterglasmalerei mit ihrem Lehrmeister Ivan Generali aus. Es handelt sich hier nicht um Bilder kreativer Individuen, sondern um einen lokalen Kunstbetrieb mit massenhaft hergestellter Exportware. Das gilt gleichermaßen für das 1945 von einem Holländer gegründete Kunstzentrum in Port-au-Prince auf Haiti, dessen Produkte ebenfalls für den Export nach den USA und nach Europa bestimmt sind.

Aus Übersee zurück nach Deutschland, und zwar nach Hessen, immer noch „anderswo", aber Ostwestfalen benachbart. Weil sich Parallelen zu Elisabeth Füller-Teilhof ergeben, erwähne ich die Waldeckerin Friederike Voigt (1882-1966), die ebenfalls von einem Bauernhof stammte und das bäuerliche Leben ihrer Heimat in ihren Bildern widerspiegelte. Angeregt wurde sie von einer Enkelin, die Kunststudentin in Kassel war, und von dem Kasseler Professor Ernst Röttger. Ein „Hochzeitszug" und ein „Aussteuerwagen" hingen jahrelang in meinem Berliner Dienstzimmer.

Nach Westfalen führt uns die schon erwähnte „Sonntagsmalerei aus dem Ruhrgebiet". Thomas Grochowiak hat den Laienmalern dieses Gebietes seine besondere Auf-



Abb. 3 Die Vorführung. Gemälde von Elisabeth Füller-Teilhof, 1976 (WfM Inv.-Nr. 2003:883)

merksamkeit gewidmet und die Laienkünstler in Ausstellungen und Veröffentlichungen bekannt gemacht. Da ist vor allem der Bergmann Erich Bödeker (1904-1971) aus Recklinghausen zu nennen, der wichtigste deutsche naive Plastiker, der seine Figuren aus Beton über einem Holzgerüst modellierte. Das Berliner Museum besitzt eine ausdrucksvolle Plastik der englischen Königsfamilie aus der Zeit um 1965. Der Bergmann Friedrich Gerlach (1903–1976) aus Herten begann in der Mitte der fünfziger Jahre seine Traumvisionen zu malen. Seine aus dem Unbewussten stammenden Bilder stehen dem Surrealismus nahe. Der Bergmann Karl Hertmann (geboren 1918 in Recklinghausen) entnahm seine Motive dem Familienleben, dem Garten und seinem Hobby, der Imkerei. Der Schlosser Franz Klekawka aus Dortmund (geboren 1925) hat sein erstes Bild 1957 nach einer Postkarte als Wandschmuck für seine erste Wohnung gemalt, da er käufliche Bilder nicht bezahlen konnte. Das Bild gefiel ihm allerdings nicht und er schenkte es seinen Eltern. Danach hat er nie mehr nach einer Postkarte gemalt, sondern nach Skizzen oder – aus der Erinnerung – Bilder aus seinem Umfeld. Ihm kam es auf farbige und bewegte Bilder an. Das trifft auch auf ein Bild in Berlin mit der Darstellung einer Prozession durch die Felder vor einem Industrie-Hintergrund zu.

Wahrscheinlich hat Westfalen weitere qualitätvolle Laienkünstler hervorgebracht. Auf Vollständigkeit ist meine Einführung aber nicht angelegt. Neben dem Ruhrgebiet hat das Delbrücker Land eine bemerkenswerte naive Malerin aufzuweisen: Elisabeth Füller-Teilhof aus Marienloh bei Paderborn. Da im Anschluss Frau Jasmin Niggemann in Leben



Abb. 4 Der Senser. Gemälde von Elisabeth Füller-Teilhof, 1976 (WFM Inv.-Nr. 2003:899)

und Werk einführen wird, fasse ich mich kurz.[1] Als ich sie im April 1971 besuchte, begegnete mir eine noch jugendliche Fünfzigerin, die lebensbejahend, aufgeschlossen, patent mit beiden Füßen auf dem Boden ihres 200-Morgen-Hofes stand. Ich fand freundliche Aufnahme und wir unterhielten uns über ihre Malerei. Die ersten Bilder hatte sie aus einer Zeitschrift abgemalt, und zwar das „Angelusläuten" und die „Ährenleserinnen" von Millet als Wandschmuck für ihre Wohnung. Sie lernte Prof. Röttger aus Kassel kennen, der ihr Themen aus ihrer Umwelt vorschlug. Ihre erste Ausstellung hatte sie 1965 zusammen mit Friederike Voigt und anderen Laienmalerinnen in Düsseldorf. Eindrucksvoll fand ich bei meinem Besuch die Menge der Bilder. Es waren sicher hundert oder mehr. Für das Berliner Museum suchte ich „Die drei Hochzeiten" von 1967 aus, das Bild einer Dreifachhochzeit in Delbrücker Tracht. Ein Bild „Pferde auf der Weide" bekam das Museum als Geschenk dazu. Sie erzählte mir, dass sie bisher, also bis 1971, etwa 250 Bilder gemalt habe. Einen wichtigen Teil dieses Œuvres werden wir gleich besichtigen. Dazu wünsche ich Ihnen viel Vergnügen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Anmerkung

1 Jasmin Niggemann: „Zwischen Stall und Staffelei". Leben und Werk der Künstlerin Elisabeth Füller-Teilhof. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universitaet Paderborn 17 (2004), S. 240-256.